Berlin

und

West-Afrika.

Ein Brandenburgischer See-Roman

von

Heinrich Smidt.

Erster Band.

Verlegt
von
M. Simion in Berlin.

1847.

RBR
Jantz
#406
Bd. 1,2

Erstes Kapitel.

Es war am Tage vor dem heiligen Weihnachtsabende des Jahres 1678. Ein eisiger Regen, mit Schneeflocken vermischt, fiel vom Himmel herab, und der Wind blies pfeifend aus Südwesten. Die aufgeregte Spree brach ihre Wellen an die Mauern des Paddenthurms, der an dem äußersten Ende der Berliner Stadtmauer lag. Von hier aus zog sich die enge Paddengasse bis nach der Stralower Straße hin. In der Mitte jenes Gäßleins stand das Haus, welches das ehrsame Schustergewerk um das Jahr 1544 von dem Bürger Dames Schoren für vier und dreißig Schock böhmische Groschen gekauft und zu einem Hospitium eingerichtet hatte, worin einheimische und zugewanderte kranke Schuhknechte, die solches bedürftig, Obdach und Pflege finden sollten.

Im Erdgeschosse dieses Hauses, zunächst der Thür, saß auf einem hölzernen Schemel ein junger Bursche

von kaum sechszehn Jahren, der krank hierher gebracht und jetzt so weit genesen war, daß er das Amt eines Thürhüters versehen und nebenbei einige leichte Arbeit verrichten konnte. Das Tageslicht fiel nur sparsam durch die trüben Scheiben und Gottlieb Schwalbe, so hieß der junge Geselle, mußte wohl Acht haben, wenn er den Pfriem und den Pechdraht, mittelst welchen er einen Fleck auf einen alten Schuh setzte, untadelhaft handhaben wollte. Aber darauf schien es ihm wenig anzukommen. Die Arbeit galt ihm nur als Nebensache und er rückte ungeduldig auf seinem Schemel hin und her. Sein ganzes Sinnen und Trachten war den Abenteuern zugewendet, die ihm kürzlich in der Krankenstube ein preßhafter Gewerksgenosse erzählt, der sich vielfach in den Seestädten umhergetrieben hatte, und selbst einmal von Danzig nach Stettin und weiter über die Ostsee nach Dänemark hinüber gefahren sein wollte.

Gottlieb Schwalbe war der Sohn eines Schuhmachers in Frankfurt an der Oder, der nie, weder Glück noch Stern gehabt und wie die Leute sagten, Haus und Hof verlaufen hatte, worüber denn die Frau bald nachher vor Gram starb und Gottlieb, ohne im Handwerk sonderlich vorgeschritten zu sein,

in der Welt allein blieb. Da ihn, um des Vaters willen, der in Frankfurt bei den Leuten nie in besonderem Ansehn stand, weil er weither aus den Niederlanden gekommen und Alles besser wissen wollte, Niemand mochte, pilgerte er auf gut Glück nach Berlin. Aber kaum hatte er hier eine Unterkunft gefunden, als er krank ward und im Hospitium einen Nachbarn bekam, der ihm See-Geschichten und See-Abenteuer erzählte.

„Das glaube ich!" sprach Gottlieb Schwalbe vor sich hin, der in besonders lebhaften Augenblicken seinen Gedanken Worte lieh: „Hurrah! Nun geht's los! Ja, wem auch so etwas beschieden wäre! Heissah, alle Mann zu Maste und der Schuster auch! Wollte klettern und Schuhe flicken obenein vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht!" Dabei zog er so hastig an, daß ihm der Draht riß und während er denselben wieder anknüpfte, versank er nach und nach so tief in Gedanken, daß die Hände müßig im Schoße ruhten und er jach auffuhr, als eine gewichtige Hand auf seine Schulter niederfiel.

„Ach, Meister Peters, seid Ihr es? Nichts für ungut, daß ich Euch nicht gesehen habe! Bin gleich fertig."

„Den Teufel hast Du und der faule Gottlieb

bist Du und bleibst Du!" brummte dieser. „Sitzt da und lacht und greint in sich hinein, aber mit dem Schuh kommt er nicht von der Stelle. Wollte, daß es nur erst mit uns Beiden ein Ende hätte! Aber so lange Du nicht durch Deine Arbeit das abverdient hast, was Du dem Hospital schuldest, so lange mußt Du für das Gewerk schaffen, was Du nur kannst! — Sieh mich nicht so dumm an, Junge! Es ist meine Pflicht als Vorstand, daß ich beitreibe, was uns gehört. Wenn's aber so weit ist, dann marsch mit Dir, denn einen so faulen Jungen wie Du bist, kann ich in meiner eigenen Werkstatt nicht brauchen."

„Nun, nun, Meister Peters," entgegnete Gottlieb Schwalbe, der nun wieder eifrig schaffte, „so arg ist es doch auch nicht. Ich habe nach meiner Genesung schon manchen alten Schuh geflickt, immer für's trockne Brod und die Haferſuppe, zum Dank für die Barmherzigkeit, die ich hier im Hause empfing. Ich habe nichts auf der weiten Welt, als diese beiden Hände, mein zerrissenes Wamms und meinen fröhlichen Muth. Wenn die Gesellen Sonntags, oder auch Abends auf der Herberge jubiliren, und die Lehrburschen in den Straßen oder vor den Thoren herumspringen und ihren Muthwillen trei-

ben, sitze ich hier bis spät in die Nacht und arbeite mich, Euch zu Liebe, krank, weil Ihr mich gesund gemacht habt — nun so laßt mir doch wenigstens meine Gedanken."

Meister Peters war im Grunde nicht so böse, als es den ersten Anschein hatte. Er verzog das breite Gesicht zu einem unmerklichen Lächeln und fragte:

„Nun? Was gab's denn so eigentlich wieder zu simuliren?"

„Seht Meister!" antwortete Gottlieb Schwalbe. „Wie ich nun einmal bin, so bin ich und dafür kann ich nicht. Es geht mir wie den Vögeln, von denen mir ein alter Bauer erzählt hat, die im Neste keine Ruhe haben, sondern, sammt den Jungen, weit wegfliegen, wenn der Herbst in's Land kommt. So ist's auch mit mir, Meister! Wenn ich hier vom Fenster aus rasch einen Mann am Hause vorübergehen sehe, der fremdländisch angethan ist, möchte ich gleich hinter ihm drein, durch Feld und Wald, so weit mich meine Füße tragen und wenn hoch über die Dächer der Häuser hin die Vögel ziehen im hellen Sonnenschein, da zuckt mir's in Armen und Beinen und es ist mir nicht anders zu Sinn, als müßten mir nun gleich Flügel wachsen und ich flöge hinter ihnen her!"

„Nun, da sieht man's klar, daß Du den Verstand verloren hast!" brummte verdrießlich der Meister. „Willst erst hinter wildfremden Menschen herlaufen und dann hinter Krähen und Sperlingen herfliegen! Wenn das der Feldscheer hört, setzt er Dich wieder auf halbe Kost."

Aber Gottlieb Schwalbe hörte wenig auf die Drohungen des Meisters, sondern fuhr fröhlich fort: „Und wenn's nun gar aus dem Hafen hinausgeht! Nur! Reißen sie den Anker heraus! Ruf! Ziehen sie das Segel in die Höhe! Risch! Risch! Zisch! gehts durch die Wellen und der Schaum fliegt links und rechts; das Schifflein tanzt, die Menschen, die darauf sind, tanzen auch und das heißt dann mitten in der See. Kennt Ihr die See, Meister Peters?"

„Dummer Junge!" schalt der Meister. „Glaubst, ich bin auf den Kopf gefallen? Soll ich nichts von der See wissen und der Stralower See liegt uns hier, so zu sagen, auf der Nase, da hinüber liegt der Pletzensee und weitab in der Haide nach Köpenick hin, soll auch noch der Müggelsee liegen. Was kümmert mich all der Kram!"

„Ach, Meister, das meine ich nicht, sondern die eigentliche rechte, grüne See, die, wenn man darauf

ist, keinen Anfang und kein Ende hat, und die Menschen, die darauf herumschwimmen, glauben, es wäre nur Wasser, soweit die Welt lang und breit ist, und noch ein Stück darüber hinaus!"

„Willst's Maul halten!" unterbrach ihn der Meister, nun ernsthaft böse. „Ist ein wahres Glück, daß der Junge hier sitzen muß und keinen täglichen Verkehr mit den Lehrburschen in den Werkstätten hat, er verdürbe sonst den ganzen Gewerks-Zuwachs. Sage mir, Junge, Du bist doch von Fleisch und Blut, mit Armen und Beinen, wie andere vernünftige Menschen auf die Welt gekommen, denkst Du denn nicht daran, daß Du weiter vorwärts willst in der Welt? Ein ordentlicher Lehrling denkt bei Zeiten an den Gesellenstand, der Gesell will Meister werden, der Meister will eine Werkstatt haben, sammt Weib und Kind und einen eigenen Heerd."

„Nein, nein! Daran denke ich gar nicht!" rief Gottlieb Schwalbe rasch. „Ich tauge nicht zum Gewerksmann, und heirathen mag ich auch nicht. Würde mir's im engen Stübchen auch noch so gut geboten, ich würde für Alles doch nur ein halbes Herz haben und die andere Hälfte wäre draußen in der weiten Welt, bald hier, bald da. Mein Vater selig, Gott tröste ihn, war ebenso. Er hatte

meine Mutter lieb, aber er liebte auch die fremde, unbekannte Ferne. Da saß er nun Jahr aus, Jahr ein auf seinem Schemel und härmte sich ab, am meisten aber um die Zeit, wenn die Schwalben das Nest verließen und nicht wiederkamen. Das sah die Mutter, es erbarmte sie, und sie sagte eines Tages: „„Vater, das thut nicht gut mit Dir. Du sinnst und grübelst und wirst krank. Wirf den Pfriem und den Leisten beiseit und laufe Dich einmal recht aus.““ Das that er denn auch und er ist nicht wiedergekommen. Er muß wohl irgendwo verunglückt sein. Die Mutter hat ihn nicht lange überlebt. Da war ich allein und — — — nun, das Andere wißt Ihr ja und das Ende vom Liede ist, daß ich sobald als möglich hinausmöchte in die weite Welt.“

„Erst arbeite Dich schuldenfrei!“ sagte scheltend der Meister; „aber das wird bei Dir faulem Knecht noch eine feine Weile währen. Hier ist ein Stück Leder und ein Paar zerrissene Pantoffeln, die müssen Morgen zur Vesperzeit fertig sein. Darum rühre Dich, ich rathe Dir Gutes.“

Damit ging der Meister rasch seines Weges, höchlich unzufrieden mit sich selbst, daß er so viele edle Zeit mit einem Burschen verloren habe, der —

nach seiner Meinung — einmal große Schande über das Gewerk bringen werde.

Unterdessen war es ganz finster geworden und Gottlieb Schwalbe saß da, den Kopf in die Hand gestützt, mit stillem Lächeln seinen Träumen hingegeben, als der Speisemeister des Hospitiums, zum Ausgehen bereit, mit seiner Laterne daherkam. Es war ein kleines, gemüthliches Männchen, das Niemandem Ueberlast that und seinen Pflegebefohlenen stets willfährig war, soviel es die strenge Hausordnung irgend gestattete.

„Nun, Söhnchen? Was sitzest Du da in der Finsterniß und hängst den Kopf? Ei, ei, das taugt nicht, wenn die Jugend sich, wie der Herr Feldscheer sagt, so in die Melancholia hineinträumt. Ich mache meinen Abendgang nach der Bierstube bei Meister Thürmer am Molkenmarkt. Willst mir die Laterne vortragen, und mir hier und da, wo es holprich ist, ein wenig unter die Arme greifen? Meine Füße sind etwas unsicher, absonderlich bei'm Zuhausegehen."

„Gar zu gerne thue ich das!" antwortete Gottlieb aufspringend. „Ihr seid immer so gut gegen mich gewesen, daß ich Euch von Herzen gern diesen Liebesdienst erweise."

„So komm, Söhnchen, komm! — Es ist schon

spät und wir müssen zeitig wieder nach Hause. Wenn wir da sind, setze Dich nur bescheidentlich wieder in die Ecke, Dein Krüglein Bier soll Dir doch zu Theil werden."

„Das ist nicht nöthig! Das ist gar nicht nöthig! Mir ist's schon genug, wenn ich ungestört zuhören kann. Manchmal will's nicht viel bedeuten, aber zu Zeiten ist's dafür desto lustiger. — Macht Euer Wamms fester zu und zieht den Mantel dicht um die Schultern, es ist böses Wetter draußen! — Nur gemächlich weiter! Ihr habt noch zwei Stufen! — So! Jetzt gerade aus! — Neulich Abends, wißt Ihr, als der Würzkrämer aus der Spandauerstraße von seinem Ohm erzählte, der einmal in England gewesen sein sollte, was die Leute gar nicht glauben wollten! England! Herr Gott! Das muß wohl weit sein? Es wußte Keiner und nur der Herr Braumeister meinte, es sei an tausend Meilen weit und ganz von Kreide. Wißt Ihr's nicht, Speisemeister?"

„Nein Söhnchen, ich weiß nichts davon. Geht mich auch nichts an und Dich ebenso wenig. Leuchte lieber ein anderes Mal besser, damit ich nicht, wie jetzt eben, bis über die Knöcheln in den Koth trete."

„Ach Gott! — Nehmt es mir nicht übel! —

Hier ist die Laterne! Nun ist es ganz hell! Da, schreitet einmal über die Pfütze weg! Gut! Nun um die Ecke und dann sind wir gleich da!"

So schwatzend zog Gottlieb seinen Gönner mit sich fort über das Straßenpflaster, dem Hause des Braueigen Matthias Thürmer zu, dessen Fenster im Erdgeschoß ihnen hell und gastlich entgegen schimmerten, als sie den Molkenmarkt betraten.

Zweites Kapitel.

Die Bierstube des reichen Braueigen Matthias Thürmer war eine der besuchtesten in den beiden Städten Berlin und Köln. Allabendlich versammelten sich eine große Anzahl ehrsamer Bürger daselbst, um ihren Krug zu trinken und mit den Nachbarn über Krieg und Frieden, Pestilenz und theure Zeiten zu discuriren. Dabei vergaßen sie nicht, jeden Eintretenden besonders zu begrüßen, über sein langes Ausbleiben zu schmälen, nach Weib und Kind, nach Haus und Hof zu fragen und weitläuftigst Antwort zu ertheilen. Alle Gäste der Bierstube waren während des abendlichen Zusammenseins eine große Klatschfamilie und nur, wenn ab und zu ein Fremder eintrat, rückten sie zusammen, zischelten einander in die Ohren, riefen sich ein bedeutsames „Hm! Hm!" zu und trieben unverdrossen noch andere Unarten, bis sie entweder wußten, wer der

Fremde war, oder dieser, erbost über die Zudringlichkeit der Pfahlbürger, seines Weges ging.

Aber heute hätte der Großtürke selbst, sammt allen seinen Vezieren eintreten mögen, er wäre nicht einmal bemerkt worden, geschweige denn der Speisemeister des Schuster-Hospitals, mit seinem Laternenträger. Nur der Braumeister wandte sich bei seinem Eintritte flüchtig um, gab ihm ein Zeichen mit der Hand, so schweigsam als möglich zu sein und dachte weiter nicht daran, dem treuen Stammgast den guten Abend und den Krug zu bieten.

Gegenstand der allgemeinsten Aufmerksamkeit war ein Mann mit gebräuntem Angesicht und starkem Barte, dessen Augen unter den buschigen Brauen listig hervorblitzten. Er trug eine blaue Friesjacke, nach demselben Schnitte, wie sie die niederländischen Schiffer noch jetzt zu tragen pflegen, weite Hosen von demselben Stoffe und ein Paar derbe, hochaufgehende Schuhe mit großen silbernen Spangen. Wäre es auch nicht aus seinem ganzen Benehmen ersichtlich gewesen, die brennend rothe Mütze, die halbschräg auf dem Kopfe saß, hätte das klarste Zeugniß dafür abgelegt, daß dieser Mann das Schiffshandwerk ausübe. Grund genug, die allgemeinste Aufmerksamkeit zu erregen, denn ein wirklicher, ordentli-

cher Schiffsmann, der von weiter hergekommen war, als von jenseits des Müggel- oder des Schwielow-See's, war zu jener gesegneten Zeit innerhalb der Stadtmauern Berlins eine fast fabelhafte Erscheinung.

Endlich hatte der Seemann seine Erzählung beendigt und versenkte sich in die Tiefe seines Bierkruges, während die umherstehenden Bürger ihn mit unverstellter Verwunderung betrachteten.

„Der Tausend, Meister Thürmer," sagte einer der Gäste leise zum Wirthe, „das war eine tolle Geschichte. Plumps in's Wasser gefallen ist das spanische Schiff und der Mann ist darüber hingesegelt. Wie ist das nur zugegangen?"

„Nicht doch, Gevatter!" lachte der Wirth. „Das Sausen Eures Webeschiffleins hat Euch so taub gemacht, daß Ihr das von dem Seeschiffe gar nicht verstanden habt. Der Seemann da ist in's Wasser gefallen und das spanische Schiff ist über ihn hingefahren, wobei nur zu bewundern, daß er so mit heiler Haut davon gekommen ist. Aber da hält er schon wieder den Krug in die Höhe! Kann Der trinken! — Befehlt Ihr einen neuen? Sollt sogleich bedient sein!"

Er eilte hinaus und kehrte mit einem hochschäumenden Kruge zurück:

„Hier! Vom besten Fasse, hochgeehrtester Herr... Vergebt, wenn wir Euch aus Unkenntniß den gebührenden Titel versagen. Dürfte ich mich vielleicht unterstehen, nach dem Namen meines vielgeehrten Gastes zu fragen?"

„Das dürft Ihr, Seehund! Ich bin Nicolaus van Dören, ein ächt niederländisches Blut und Hochbootsmann des Herrn Capitain Jakob Robert, Erstkommandirenden der glorreichen kurfürstlich brandenburgischen Flotte in den Gewässern der Ostsee. Ha! ha! ha! Steht der Seehund da und grinst mich an, wie der schwedische Kaper, als ich seinen Genever austrank und ihm mit der leeren Kruke das Maul wischte."

„Wie war das, Herr Hochbootsmann?" fragte Einer. „Ihr habt einem Kaper das Maul gewischt mit einer Genever-Kruke?"

„Das habe ich, und kann's bei Euch wiederholen."

„Das erzählt uns noch, Herr Hochbootsmann, wir bitten Euch schön!"

„Erzählt! Erzählt!" riefen die Uebrigen und dichter drängten sich die Bürger um den Tisch. Jeder suchte sich dem Seemanne soviel als möglich zu nähern, am meisten aber Gottlieb Schwalbe, der Al-

les um sich her vergaß und für nichts Sinn hatte, als für den bärtigen Seemann. Er hatte sich glücklich bis zu dem großen Kachelofen durchgedrängt, dem der Hochbootsmann zunächst saß; er erstieg einen hölzernen Tritt und weit über die Umstehenden wegragend, schlang er seinen Arm um eine von den Säulen, die das Dach des Ofens trugen, mit vorgebeugtem Kopfe balancirend, um nur ja kein Wort von der Geschichte zu verlieren, die der Seemann vorzutragen im Begriff stand.

„Nun denn, Ihr Landratten, trinkt Euer Bier und sperrt die Ohren auf, denn was ich erzählen will, geschah auf der Ostsee, unweit Bornholm, im October des vorigen Jahres am Bord einer Schnau, die ich kommandirte, und von deren Topp die gesegnete kurbrandenburgische Flagge wehte. War um das letzte Glas der Morgen-Wache und der Tag begann eben zu dämmern, als mein Steuermann zu mir in den Roof kam und mir meldete, daß ein Segler in Sicht sei, der mit uns gleichen Cours halte. Stracks war ich auf dem Verdecke und weil mir der Bursche verdächtig schien, gab ich Ordre einen halben Strich nach Lee abfallen zu lassen. — Versteht mich! Einen halben Strich, und wären wir in dieser Richtung fortgesteuert, hätten wir ihn läng-

stens Mittags seitlängs gehabt. Aber nun hatte das fremde Galiot uns auch bemerkt und statt seine Schooten schlippen zu lassen, und sich immer weiter in Lee zu verstecken, brasst es allstunds gegen uns auf, zeigt uns an seinem Backbord vier stattliche Kanonen und an seinem Topp die schwedische Orlogsflagge. Alle Donner! Ein Kriegs-Galiot mit acht Kanonen hat wenigstens vierzig Mann an Bord; wir dagegen waren nur unserer zehn und hatten nichts als zwei kleine Drehbassen und zwei Muskedonner, eine große Flinte nicht gerechnet, die bei mir im Roof stand. Alle Donner! Das waren Vier gegen Einen, das Geschütz nicht zu rechnen und rings umher auf der See, soweit das Auge reichte, kein Schiff zu sehen, von dem sich einiger Beistand hätte erwarten lassen. Da galt es, sich zusammen nehmen, aber wir verloren die Courage nicht, denn wir hatten den Luf .... Hört Ihr wohl? Wir hatten den Luf!"

„Ja! Ja! Ihr hattet den Luf!" rief Gottlieb Schwalbe, sich noch weiter vorbiegend. „Ihr hattet wahrhaftig den Luf!"

Der Seemann warf rasch den Kopf in die Höhe, sah den Schuster in der Schwebe über sich, und sagte:

„Recht, Du Deckläufer! Wir hatten den Luf und wenn der Seemann den hat, fürchtet er selbst den Teufel nicht. So ließ ich denn die Breitfock vorfallen und es dauerte nicht lange, so lagen wir einander gegenüber und er gab uns aus seinen Backbords-Kanonen die glatte Lage. Weil aber seine Stücke viel zu hoch standen, flogen die Kugeln über das Verdeck hin, ohne uns an der Takelage sonderlich zu schädigen. Da brachen wir in ein lautes Hurrah aus, feuerten unsere Drehbassen und Muskedonner ab und gleich darauf hatte er das Eisen zwischen den Rippen. Nun ließ ich rasch wenden, wir liefen dem Schweden immer näher auf den Leib und als wir seinem Steuerbord gegenüber waren, protzten die Kanonen an beiden Schiffen zugleich ab. Die schwedischen Kugeln flogen wieder über die Köpfe hin, aber unsere trafen mit solcher Gewalt seine Wasserlinie, daß das Galiot überholte und am Bord desselben Alles in Verwirrung gerieth. Der Steuermann hatte mir meine Flinte gebracht und Hurrah! schoß ich den Capitain des Galiots von seiner Galerie herunter, als er eben „Feuer" kommandiren wollte. Vor Schrecken blieb dem Schweden das Wort im Maul und das Kraut in den Kanonen stecken, während meine flinken Burschen zum dritten Male Feuer

gaben und der Steuermann so nahe an ihn heranlief, daß unsere Enterpiken sich in seine zerschossene Breitseite bohrten, und wir Alle auf das Verdeck des Schweden sprangen. Hurrah, Jungens! rief ich, hurrah für unsern allergnädigsten Herrn Kurfürsten! Schlagt die schwedischen Häringsfresser nieder! Hurrah!"

„Hurrah!" rief Gottlieb Schwalbe, ließ im Eifer die Säule des Ofens fahren und stürzte mit dem ganzen Gewicht des Körpers auf den brandenburgischen Kaperführer herab.

„Alle Donnerwetter 's Millionen Ringbolzen und Krahnbalken!" fluchte der Seemann. „Mir vom Nacken weg! Willst die Hand von meiner Kehle lassen, oder ich drehe sie Dir aus dem Gelenke! Siehst das Unglück, was Du angerichtet hast? Fällst mir beinahe das Genick ab und brichst den vollen Bierkrug in tausend Stücke! Was? Greinst Du noch? Warte! Ich will Dir die Spalten in Deiner Spiekerhout kalfatern, daß Du nicht wissen sollst, wo Du Dich vor Anker bringst." Damit warf er sich über den Jungen her und drosch mit seinen Eisenfäusten unverdrossen auf ihn ein.

Die Bürger sahen unthätig eine Weile zu, dann aber erbarmten sie sich und legten sich in's Mittel.

Besonders war es der Speisemeister, der sich bereit erklärte, für allen Schaden an Bier und Bierkrügen aufzukommen, wenn nur der Herr Hochbootsmann das Prügeln nicht länger fortsetzen wollte, weil der arme Junge, der eben erst vom Krankenlager erstanden sei, sonst ohnfehlbar den Geist aufgeben müsse.

„So mag es denn für dieses Mal genug sein, bis er sich wieder unterfteht, aus dem Mastkorb heraus und dem kommandirenden Offizier des Kabelgats auf den Kopf zu fallen!" sagte der Seemann gelassen. „Steh auf, Bursch! Sind Arme und Beine zerbrochen oder nicht?"

„Alles ganz!" rief Gottlieb Schwalbe, zwischen Lachen und Weinen sich aufrichtend, und der Speisemeister, einen neuen Krug bringend, sagte:

„Hier ist Alles. Guter Gott, wie war es Euch doch möglich, einen armen schuldlosen Wurm so gotserbärmlich zu zerbläuen?"

„Ach Meister! Das thut garnichts! Ganz und garnichts!" fiel der Junge ein. „Wenn's dem Herrn Hochbootsmann gefällig ist, sich noch ein Bischen auszuarbeiten, will ich gerne wieder stille halten. Als die Schläge hageldicht auf mich herunterfielen dachte ich immer, so würdest Du es auch machen,

wenn Du ein Kaper wärst und auf die Schweden zuschlagen müßtest."

„Wahrhaftig, Seehund? Dachtest Du das?" sagte der Seemann, sich schmunzelnd den Bart streichend.

„Gewiß und wahrhaftig dachte ich es. Ach Herr, das ist ja mein einziges Dichten und Trachten Zeit meines Lebens. Wenn ich nur so recht weit und breit hinauskönnte in die See! Sobald es für unsern allergnädigsten Herrn Kurfürsten ginge, früge ich nach allen Knuffen nichts und wollte meinerseits schon redlich wieder austheilen."

„Wolltest Du das?" fragte der Hochbootsmann. „Mein Seel, der Junge gefällt mir! Du hättest also Lust, auf der Flotte Seiner kurfürstlichen Gnaden zu dienen?"

„Gar zu gern! Gar zu gern!" rief Gottlieb Schwalbe, freudig umherspringend. „Ach, wenn Ihr das möglich machen könntet, würde ich Euch zeitlebens dankbar sein, und Ihr solltet Euch meiner nicht zu schämen haben. Aber ich bin wohl närrisch, daß ich davon spreche; solches Glück ist gar zu groß, als daß es an einen armen Schuster kommen sollte."

„Es soll an Dich kommen! Verlaß Dich auf

mich! Da, trink! Auf die Gesundheit Seiner kurfürstlichen Gnaden!"

Da sprang der Speisemeister des Hospitiums herzu, umfaßte Gottlieb mit beiden Armen und umsonst bemüht, ihn fortzuziehen, rief er aus:

„Wo denkt Ihr hin, Herr? Er gehört zum Gewerk und ist zünftig! Er ist dem Hospital verpflichtet mit seinem Leibe wegen der Verpflegungskosten und kann nicht frei über sich verfügen. Er ist..."

„Wischiwaschi!" rief der Seemann ärgerlich. „Was braucht Ihr für den großen Jungen das Wort zu nehmen? Kann er nicht für sich selbst sprechen? Laßt ihn los, oder Ihr werdet, statt seiner, gewalkt. Was kümmert mich Euer Hospital und Eure Zunft? — Sprich, Seehund, willst Du ein tüchtiger Matrose werden oder nicht?"

„Ich will's!" rief Gottlieb Schwalbe entschlossen. „Hoch lebe der gnädigste Herr Kurfürst! Und die Schweden sollen sich nur in Acht nehmen!"

„Ach Gott! Ach Gott!" seufzte der Speisemeister. „Hätte ich ihn doch nur heute Abend nicht hierher gebracht! Was wird der wohllöbliche Vorstand sagen? Gottlieb! Söhnchen! Das Gewerk wird auf Dich fahnden lassen! Was für ein Donnerwetter

wird Morgen losbrechen! Was wird . . ." Mit diesen Worten hatte er die Thüre hinter sich, denn er hielt es nach der Drohung des Seemannes für klug, diesem, soweit nur immer möglich, aus dem Wege zu gehen.

Der Hochbootsmann lachte hinter dem Alten her und sagte dann zu seinem jungen Rekruten gewendet:

„Stelle Dich . . . . wie heißt Du, Bursche?"

„Gottlieb Schwalbe, Herr Hochbootsmann!"

„Stelle Dich hinter mich, Gottlieb Schwalbe und gieb wohl Acht, wenn mir etwas fehlt, daß Du es mir bringst, ehe ich es Dir sage, denn beim Worte ist ein Schlag, das ist Raule'sches Schiffsgesetz. Und nun, Ihr Leute, weiter in unserer Geschichte."

Er erzählte nun mit großer Umständlichkeit den ferneren Angriff auf das bereits geenterte schwedische Galiot und wie er es später nach Pillau gebracht, nicht ohne, wie schon vorher geschehen, tüchtig dabei aufzuschneiden, und den Landratten ein Gespinnst abzuwickeln, das ein besonnener Seemann in seinem Leben nicht entwirrt hätte. Die Bürger aber nahmen Alles für baare Münze, sie vergaßen Hören und Sehen und als Mynheer Nicolaus van Dören endete, floß jeder Mund von Bewunderung und Lobpreisungen über.

Der Seemann hörte Alles gleichmüthig an, ließ sich die dargebrachten Huldigungen gefallen, that redlich und nach Kräften Bescheid, denn Jedermann hielt es für eine absonderliche Ehre, mit ihm aus aus einem Kruge zu trinken, und sagte endlich:

„Das wird zuviel, Ihr Herren, das wird zuviel! Aber das ist Seemanns-Loos; heute sitzt er im Ueberfluß und Tages darauf hülflos auf dem Trocknen. Hätten wir am zehnten und eilften September dieses Jahres nur den zehnten Theil des Bieres, was hier jetzt in den Krügen schäumt, am Bord meines Schiffes gehabt, es wäre ein noch weit glorreicherer Tag für die kurbrandenburgische Flagge geworden. Sie lebe hoch!"

„Hoch! Hoch! Hoch!" riefen Alle und stießen jubelnd die Krüge zusammen.

„Das kommt Euch in Berlin wohl nicht oft vor, daß Ihr auf das Wohl Eurer brandenburgischen Flagge trinkt? He? Nun, ich sehe es Euch schon an, Ihr könnt's nicht erwarten, bis Ihr erfahren habt, was an jenen glorreichen Septembertagen geschehen ist. So hört denn zu, und denkt dabei, daß ich auch das Meinige zu Dem gethan habe, was Ihr jetzt vernehmen sollt."

Die Bürger rückten, wo möglich, noch enger zu-

sammen und Nicolaus van Dören schilderte einen Ehrentag der brandenburgischen Flotte, dessen Beschreibung ohne das ausschmückende Beiwerk von des Erzählers eigenen Großthaten im nächsten Kapitel Platz finden soll.

Drittes Kapitel.

Ein reges Leben herrschte am zehnten September des gedachten Jahres 1678 auf der Rhede von Peenemünde. Auf der offnen See lagen im Halbkreise zwei hundert neun und achtzig Schiffe, Kauffahrer, Fischerbarken und große Holzschlepper, wie sie, theils durch List, theils durch Gewalt, oder für Geld, aus allen pommerschen und preußischen Häfen zusammengeholt wurden. Es waren am Bord aller dieser Fahrzeuge Einrichtungen getroffen worden, um die vereinigte brandenburgische, lüneburgische und holsteinische Armee an Bord zu nehmen, die bestimmt war, auf Rügen zu landen und die Schweden von dieser Insel zu vertreiben. Böte, Barcassen und Jollen zogen zwischen diesen Schiffen und dem Ufer in ununterbrochener Reihe hin und her, und brachten Gepäck, Munition und Lebensmittel in bunter Unordnung an Bord. Am rechten und linken Flügel

dieser weitausgedehnten Reihe von Schiffen lagen je fünf Fregatten, deren vordersten mit dreißig, die übrigen mit fünf und zwanzig und zwanzig Stücken Geschütz bewaffnet waren und die von ihren Toppen die kurbrandenburgische Flagge abwehen ließen. Eine Anzahl kleiner Galioten und Schnauen mit vier und sechs Stücken armirt, kreuzten hinter und vor der Front der Transportschiffe, um das Werk der Einschiffung zu beaufsichtigen. Weit ab in der Ferne lagen zwei große Kriegsschiffe unter dänischer Flagge bei, befehligt von dem berühmten Admiral Nils Juul, der den Brandenburgern bei dieser Gelegenheit hülfreiche Hand leisten sollte. Ein klarer, blauer Himmel lachte auf die See herab, die von dem leichten Winde kaum gekräuselt, nicht hindernd in ein Werk eingriff, dessen Ausführung für die Brandenburger wegen seiner Neuheit mit mancherlei Schwierigkeiten verbunden war.

Während die Truppen von allen Seiten mit klingendem Spiele und fliegenden Fahnen heranzogen und der See immer näher rückten, drängte das neugierige Volk in Schaaren herbei, um nichts von einem Schauspiele zu verlieren, das an dieser Küste bisher nie gesehen war.

Da flog eine mit vier Pferden bespannte, halb-

offene Kutsche heran, gefolgt von einer glänzenden Reiterschaar, und hielt an einem Orte still, von welchem aus man die Einschiffung in ihrer ganzen Ausdehnung am bequemsten übersehen konnte. In der Kutsche aber saß Ihro Durchlaucht, die Frau Kurfürstin, sammt zweien ihrer Hofdamen, den Fräuleins von Ramin und von Winterfeld. Die Reiter hielten an, aus ihrer Mitte sprengte der Kurfürst an den Schlag der Kutsche und sich höflich neigend, sprach er:

„Wie fühlt sich Ew. Liebden hier am offnen Seestrande?"

„Wohl, mein Gemahl, unbeschreiblich wohl!"

„Aber doch auch etwas verwundert und ängstlich, sollte ich meinen, denn Ihr seht ein Werk vor Euch, daß an den preußischen Küsten sonst nicht gang und gäbe ist."

„Mein Herz schlägt freudig bei diesem Anblick, mein Gemahl, und da Ihr dies Werk mit so edlem Eifer begonnen, hoffe ich, daß es Wurzel schlagen und sich weit verbreiten werde zur Ehre deutscher Tapferkeit und deutschen Ruhmes."

„Ew. Liebden sind voll des herrlichsten Vertrauens und soviel an mir ist, will ich es nicht zu schanden machen. Ich meine, der brandenburgische Adler

mit seinen prächtigen, leuchtenden Schwingen, sei ebenso gut dazu berufen, seinen Weg von der Ostsee zum Ocean zu finden, als der dänische oder schwedische Löwe!"

„Ich werde Euch mit Stolz und Freude an Bord jener Flotte gehen sehen, mein durchlauchtigster Gemahl, und meine heißesten Wünsche sollen Euch zum Siege geleiten."

„Ich danke Ew. Gnaden dafür," antwortete der Kurfürst scherzend, „und ersuche Euch, mit gewohnter Umsicht für das Wohl des Landes bedacht zu sein, während ich auf der blauen See für Gott und meine Dame das angelobte Werk vollbringe. Aber erlaubt, daß Euer Wagen noch eine kurze Strecke weiter fahre und fürchtet die aufspritzende Brandung nicht. Ich will, daß die ganze Flotte ihre Herrin sehe und ihr den Ehrengruß bringe, der ihr gebührt."

Auf einen Wink des Kurfürsten war ein Herr aus dem Gefolge nach einer hundert und fünfzig Schritte entfernten Flaggenstange gesprengt, an der, auf seinen Befehl, sogleich eine rothe Flagge emporstieg. Kaum war dies Signal gegeben, als auf der Rhede sich wie mit einem Zauberschlage Alles verwandelte. Die Böte, Prahme und Jollen, die den Transport besorgten, hielten auf der Stelle an, wo

sie sich eben befanden und und die Ruder hochwerfend, standen sie unbeweglich. Die sämmtlichen Transportfahrzeuge zogen ihre Flaggen auf, und am Bord der zehn Fregatten entfalteten sich von der Spitze des Bramtopps bis zum Mastkorbe herunter eine weite Flucht von Göschen, Stannern und Wimpeln. Die Mannschaften schwenkten sich mit einem lauten Hurrah auf die Raaen und die Schiffsmusik fiel überall mit klingendem Spiele ein. Die Commandeure der Fregatten erschienen auf den Galerien und ließen ein weißes Tuch flattern. In demselben Augenblicke fiel auf dem rechten Flügel am Bord der Fregatte „Kurprinz" der erste Schuß, von dem linken Flügel her antwortete „die Stadt Potsdam" und so ging es regelmäßig weiter, von Flügel zu Flügel, von Schiff zu Schiff, bis von jedem Bord der Orlogsschiffe die glatte Lage entsendet war.

Während in diesem lauten Jubel der Flotte die Landarmee fröhlich einstimmte, und das heranDrängende Volk das Vivatrufen verdreifachte, ritt der Herr, der das Signal zu all diesen Ausbrüchen der Freude gegeben hatte, langsam zu dem Gefolge seines Gebieters zurück. Er war ein Mann in reifern Jahren und von etwas gedrungener Gestalt; sein breites, fleischiges Gesicht verkündete beim ersten Blick

den Niederländer. Das dunkle Haupthaar spielte bereits ins Weiße hinüber, und trotz der Beweglichkeit des Auges, das ruhelos von einem Punkte zum andern flog, sah man ihm eine flüchtige Neigung zur Bequemlichkeit an. Er trug ein dunkelblaues mit Gold gesticktes Wamms, darüber eine Orangebinde und auf seinem runden, breitkrämpigem Hute wiegte sich eine hohe Feder von gleicher Farbe. Die großen Fechthandschuhe und die Radsporen an den Stiefeln deuteten auf einen Kriegsmann, obgleich er statt aller andern Waffen nur einen fußlangen Dolch an der Seite trug. Bei dem Gefolge wieder angelangt, wollte er sich bescheiden zurückziehen, aber der Kurfürst winkte ihn zu sich:

„Kommt näher, Herr Benjamin Raule! Ihre Liebden, die Frau Kurfürstin will Euch selbst ihren Dank für den stattlichen Gruß darbringen, den Ihr Derselben bereitet habt. Meiner Treu, Herr, ich hätte nicht gedacht, daß unsere Fregatten dergleichen Manöver mit gleicher Präcision würden ausführen, wie ich es vordem auf der Rhede des Terels unter dem Kommando Eures glorreichen Admirals Michael de Ruiter gesehen habe. Wenn mit dieser Schnelle und Sachkenntniß guter Wille und Einigkeit zusammen wirken, kann es uns nicht fehlen."

„Wird uns auch nicht fehlen, kurfürstliche Gnaden," entgegnete Benjamin Raule. „Wenn wir nur erst die Küste von Rügen vor uns sehen, wird sie auch erobert sein."

„Seid Ihr Eurer Sache so gewiß?" fragte die Kurfürstin.

„Das bin ich, Durchlauchtigste Kurfürstin. Was ich zur Ausrüstung und Bemannung der Flotte habe thun können, daß ist nach bester Einsicht geschehen und es fehlt nirgends. Kriegs- und Transportschiffe sind im besten Zustande. Der Admiral-Tromp, der sich freiwillig erboten hat, mit Erlaubniß seines königlichen Herrn, den Oberbefehl derselben zu führen, stammt aus einer ruhmvollen Seemannsfamilie und hat selbst so bewundernswerthe Thaten vollbracht, daß er meines Lobes nicht bedarf; mein Bruder Jakob, der unser Ostsee-Geschwader befehligt, ist, wie ich, Eurem erhabenen Gemahl mit Leib und Seele ergeben. Darum, gnädigste Frau, könnt Ihr völlig außer Sorgen sein, zumal auch alle ruhmwürdigen Kriegsobersten, der Feldmarschall Dörflinger an der Spitze, den Durchlauchtigsten Gebieter begleiten, dessen Gegenwart allein schon die Bürgschaft des Sieges in sich trägt."

„Still! Still!" fiel mit leichtem Stirnrunzeln der

Kurfürst ein. „Ihr wißt, ich liebe das nicht.“ Er gab ihm einen Wink näher zu kommen, und als Raule dem Kurfürsten dicht zur Seite hielt, fragte dieser:

„Welche Nachrichten habt Ihr heute aus Kopenhagen erhalten? Ist die dänisch-ostindische Gesellschaft geneigt, auf den Vorschlag, den ich ihr gemacht, einzugehen?“

„Nicht völlig, Durchlauchtigster Herr! Nicht ganz so, wie Ihr es wünschet, aber doch auch nicht so, daß man berechtigt wäre, das Erbieten zurückzuweisen. Die Herren meinen, und wohl nicht mit Unrecht, es sei für einfache Kaufleute immer gefährlich, sich mit einem regierenden Herrn, der die Macht in Händen habe, in ein gemeinsames Handelsgeschäft einzulassen. Beliebte es den gestrengen Theilhabern nicht länger, so zögen sie sich eigenmächtig zurück; trügen sie nach einem besondern Vortheile Gelüsten, so bemächtigten sie sich desselben, ohne ein gutes Wort zu geben. Dies sei ohne Beziehungen gesprochen, und die Wahrheit dieser Behauptung durch hundert Beispiele zu bestätigen. Die Gesellschaft ist aber nicht abgeneigt, mit uns einen einträglichen Handel zu treiben, wenn wir selbst uns an jenen Küsten festsetzen wollen, und ist zu dem Ende erbötig, sich bei der dänischen Krone

dahin zu verwenden, daß diese Ew. kurfürstlichen Durchlaucht die ostindischen Besitzungen von Tranquebar käuflich überlasse, sammt allen Pertinenzien und Privilegien; sie will auch aus ihren Mitteln Schiffe stellen, um die Truppen überzuführen, die zum Schutze der Kolonie dort verbleiben müssen. Wäre dies Alles geschehen, so ließe sich eine bedeutende Handelsfaktorei gründen, die ausschließlich mit dänischen Kaufleuten den Verkehr unterhalte . . . ."

„Das ist nichts, Raule!" antwortete der Kurfürst, rasch ihn unterbrechend. „Ich kenne die Plane dieser dänischen Grossirer. Ginge es nach ihrem Kopfe, wir würden Anfangs habsüchtige Handelsgenossen neben uns und am Ende launische Herren über uns sehen, von deren Belieben es zuletzt abhinge, wieviel wir gelten sollen. Dann gebe ich eher den Anträgen der ostfriesischen Stände Gehör, die erst kürzlich ein abermaliges dringendes Schreiben an mich erlassen haben."

Während Beide in dieser Weise ihre Gedanken und Pläne gegen einander austauschten und sich immer angelegentlicher besprachen, steckten einige der Herren von dem Gefolge des Kurfürsten die Köpfe zusammen, und sprachen leise, aber lebhaft miteinander.

„Und mir gefällt er nun einmal gar nicht!“ sagte ein semmelblonder Kammerjunker, dem kaum der erste Flaum um's Kinn sproßte. „Ich sage es rund heraus, der Kerl ist mir ein Dorn im Auge.“

„Der von Saldern ist höchst ungnädig heute,“ bemerkte der Nachbar des Kammerjunkers zu den ihm nahe stehenden Offizieren. „Gewiß ist ihm der niederländische Kabilau wieder ungebührlich vorbeigerannt und hat ihm nicht den verlangten Respekt bewiesen. Ihr wißt, unser Freund hält darauf.'

„Wohl Euch, Herr von Ramin,“ entgegnete der Kammerjunker spitzig, „wenn Ihr in Euerm Reiterkollet Geringschätzungen solcher Art weniger empfindet. Was mich anbelangt, so kann ich nicht für mein sensibles Naturel und bitte Euch deshalb, es mir zu Gute zu halten, wenn mein ehrliches, brandenburgisches Gemüth es nicht gelassen sehen kann, daß unser gütiger Gebieter von einem hergelaufenen Abenteurer hinter's Licht geführt, und das Land so vieler reicher Schätze beraubt wird, die es wohl erworben, um sie als einen Köder nach schwimmenden Goldinseln auszuwerfen, die wir nun und nimmer für uns erobern werden.“

„Saldern hat recht!“ fiel der Rittmeister von Bork ein. „Jener Mann da ist ein Abenteurer

vom Scheitel bis zur Sohle und hat unsern Marken schon das beste Herzblut ausgesogen. Von ihm ging zuerst das holländische Projekt aus, Kaper gegen die Schweden auszurüsten, und als ihm das gelang, ging er vorsichtig Schritt vor Schritt weiter."

„Und er wird, was er gefaßt hat, nicht gutwillig wieder loslassen, ich versichere es Euch!" rief plötzlich Herr von Kalkhoun eifernd dazwischen. „Ich weiß nicht, ob es Euch bekannt ist, daß dieser Herr Raule, der sich so hoher Gunst erfreut, Bürgermeister, oder Schöff, oder so etwas dergleichen in der niederländischen Stadt Middelburg war? Weil er dort aber so viele dumme Streiche gemacht haben soll, wie Freunde von mir sorglichst erkundschaftet, so daß seines Bleibens dort nicht länger war, nahm er den Laufpaß und ließ es sich bei uns gefallen. Hier ist ihm das Geschäft gut eingeschlagen, man trug ihm den Segen mit vollen Händen ins Haus und auch mein sonst so kluger Herr Vater hat einen Theil seines Vermögens zu diesen Spekulationen hergegeben, was als eingebüßt zu betrachten ist und nun seiner Zeit für mich eine herbe Entbehrung sein wird!"

„Haben denn die Brandenburgischen von Adel nichts Besseres zu thun, als mit derlei hergelaufenen

Abenteurern das Krämerhandwerk zu treiben?" entgegnete von Bork scharf.

„Ich weiß nicht!" antwortete spitzig Herr von Kalkhoun. „Ihr müßt Euern gnädigen Ohm fragen, der darin ansehnliche Kenntniß haben soll. Was aber mich betrifft, so finde ich wohl eine Gelegenheit, wo ich jenem Prahlhans ein Bein stellen und ihn in sein holländisch Sumpfland zurückschicken kann, wo die Kabilaus ihm den Hals umdrehen werden, wie sie es vor Jahren mit den verrätherischen de Witt's gemacht haben. Verdamme mich Gott, wenn ich es nicht thue!"

Der junge Herr war in seinem Eifer so laut geworden, daß der Kurfürst ihn hören mußte. Er wandte sich rasch zu der Gruppe und rief:

„Was giebt's da, Ihr Herren?"

So laut die Junkherrn vorher gewesen waren, so schweigsam wurden sie jetzt, und sannen umsonst, was sie dem Gebieter antworten sollten. Benjamin Raule aber, nachdem ihn ihre Verlegenheit einige Augenblicke ergötzt hatte, nahm das Wort und sagte mit feinem Lächeln:

„Ew. kurfürstliche Durchlaucht sehen hier einige junge Cavaliere, die mir und meinen Unternehmungen stets besonders hold gewesen sind; absonderlich

Herr von Kalkhoun, der bei denselben sogar ansehnlich betheiligt ist. Es sollte mich wahrhaft freuen, wenn ich für diese Freundlichkeit mich ihnen dankbar beweisen könnte, wozu sich vielleicht Gelegenheit bietet, wenn Ew. kurfürstliche Durchlaucht gestatten, daß ich diese Herren während des bevorstehenden Seezuges um die Ehre ihrer Gegenwart am Bord des von mir kommandirten Schiffes bitten darf."

„Das ist genehmigt!" antwortete der Kurfürst. „Ihr habt Urlaub, Ihr Herren, um Euch zur Disposition des Herrn Raule zu stellen."

„Die jungen Cavaliere kochten vor Wuth, doch wagten sie es nicht, in Gegenwart ihres strengen Gebieters das Wort zu nehmen und verneigten sich schweigend. Der Kurfürst ritt weiter nach dem Ufer zurück, denn die Truppen waren vollständig eingeschifft und die letzten Böte, mit den kurfürstlichen Leibtrabanten am Bord, stießen so eben vom Ufer ab, um sich auf die Fregatte „Kurprinz" zu begeben, von deren Gaffel die kurfürstliche Standarte wehte, zum Zeichen, daß Seine Durchlaucht diesem Schiffe die Ehre seiner Gegenwart erzeigen werde. Ehe Benjamin Raule dem Gebieter folgte, wandte er sich zu den jungen Edelleuten und sagte:

„Ich bin unserm gnädigsten Herrn, für die neue

Gunst, die er mir zu Theil werden läßt, dankbar verpflichtet. Ich weiß es sehr zu schätzen, daß es mir verstattet ist, mich während dieses wohl nur kurzen, aber hoffentlich fröhlichen Seezuges, der Ehre Eurer Gegenwart in meiner Kajüte und auf meinem Halbdeck zu erfreuen. Die Einschiffung geht sogleich vor sich, Ihr Herren, denn bevor sich kurfürstliche Durchlaucht in Dero Schaluppe begeben, muß Jedermann auf seinem Posten sein. Meine Flagge weht vom Vortopp des „Berlin." Auf Wiedersehn am Bord jenes Schiffes!"

Er grüßte mit der Hand und folgte seinem Herrn.

Dieser war an den Schlag der Kutsche geritten und unterhielt sich mit den Damen. Die jungen Offiziere hatten, der Nothwendigkeit gehorchend, sich in die Schaluppe Benjamin Raule's begeben, und fuhren auf die Rhede hinaus, innerlich gelobend, für den Streich, den der niederländische Bauer ihnen gespielt, vollgültige Rache zu nehmen.

Der Wind frischte in diesem Augenblicke etwas auf und kräuselte die Wellen, so daß einiges Spritzwasser in die Böte schlug. Da erblickte man am großen Topp des „Potsdam" ein blaues Signal, gleich darauf feuerte derselbe eine Kanone ab und

seine Marssegel fielen von den Raaen. Auf der ganzen Linie der Transportfahrzeuge entstand eine plötzliche Bewegung, die Mannschaften flogen zur Ankerwinde; unter hundertstimmigem Gesange, oft durchtönt von dem Sprachrohr der Befehlshaber, stiegen die Anker aus der Tiefe und die Segel dehnten sich vor dem Winde aus. In langer Reihe segelten die Schiffe paarweise auf die See hinaus, begleitet vom Hurrahruf der Kriegsfahrzeuge, die noch immer unbeweglich lagen. Als das letzte Transportschiff unter Segel war, palmte der „Potsdam" schnell sein Ankertau ein, seine Segel stiegen an den Stengen empor und rasch nahm er die Spitze der leichtbeschwingten Kolonne ein.

Kurz vorher ward die Staats-Schaluppe gelandet. Sie war mit Scharlach ausgeschlagen und von dem Vorder- und Hintersteven flatterten bunte Wimpel. Das Steuer derselben führte der Admiral Tromp und acht junge Cavaliere saßen an den Rudern. Der Admiral stieg an's Land und zu dem Kurfürsten tretend, sagte er im ehrerbietigen Tone:

„Alles ist bereit und wir erwarten nun die Gegenwart unseres Durchlauchtigen Gebieters!"

„Ich folge Euch sogleich, Herr Admiral! Hoffentlich zum Siege!"

„Dazu folgen wir Euch, gnädigster Herr!" antwortete der Admiral zurücktretend, während der Kurfürst seiner Gemahlin die Hand reichte:

„Lebt wohl, Dorothea! Ich lasse Euch eine stattliche Bedeckung zurück. Oberst Winterfeld hat meine Befehle empfangen und steht zu Eurem Dienst bereit."

„Zieht mit Gott, mein theurer Gemahl!" sprach die Kurfürstin. „Mögen seine heiligen Engel Euch beschirmen, so werdet Ihr wohl berathen sein."

Der Kurfürst hatte die Staats-Schaluppe bestiegen, die rasch auf die Rhede hinausflog. Am Bord des „Kurprinz" angelangt, ward sogleich der Befehl zum Lichten der Anker gegeben. Am Bord der übrigen Kriegsschiffe wurde gleiche Ordre ertheilt; fast zu gleicher Zeit stiegen die Raae an den Stengen empor und wurden an den Wind gebrasst. Als alle Schiffe unter Segel waren, ertönte eine feierliche Geschützsalve zum Abschiede.

Die Kurfürstin hatte sich in dem Wagen aufgerichtet und sah dem Zuge der Schiffe nach, ein weißes Tüchlein schwenkend und in der Stille Gott um seinen gnädigen Beistand anflehend. Als aber das

letzte Schiff durch das hervorspringende Ufer verdeckt ward, und von dem ganzen prächtigen Schauspiele nicht das Geringste zu sehen war, lehnte sie sich still in die Ecke des Wagens zurück und fuhr langsam landeinwärts.

Viertes Kapitel.

Auf Rügen, zwischen Palmerort und Putbus, hatten die Schweden eine Batterie mit schwerem Geschütz errichtet und bestrichen von hier aus das ganze Fahrwasser. Alles, was in oder bei Putbus landen wollte, befand sich in dem Bereiche dieser Kanonen, zu deren Bedienung eine große Anzahl schwedischer Kanoniere vorhanden war.

„Konstabler Dahlgren!" sagte ein junger Scharfschütze, sich einem ergrauten Soldaten zu wendend. „Braucht Ihr 'nen Schluck?"

„Frage Deine Spielkameraden, die Skuitsbonden in Schonen, ob sie ohne Karren von Helsingborg nach Jonköping fahren!" antwortete halb mürrisch der Alte. „Naseweis! Kannst nicht Deinen Schluck bringen, ohne so schnippisch zu fragen? Gieb' her."

Der Alte setzte zu einem Zuge an von fünf Knoten Fahrt und fragte dann hingeworfen:

„Hast Nichts von den Brandenburgern gehört?“

„Brandenburger? Ist Euch auch die neue Seemacht in die Nase gefahren, Konstabler Dahlgren? Ha! Ha! Ha! Ein tolleres Ding ist nicht gehört worden, seit die Scheerenklippen wie ein Schutzwall vor Schweden stehen.“

„Schweig, junger Fant! Willst klüger sein, als unser Einer, dem der Wind und der Pulverdampf seit sechszig Jahren um die Nase wehen? Haben's uns diese Brandenburger nicht genugsam gezeigt, daß sie das Kriegshandwerk verstehen? Von Rathenow bis hierher ist ein schickliches Stück Weges.“

„Ja, zu Lande! Mag sein; es disputirt's ihnen Niemand ab, denn wir haben's gespürt, und ich habe oft die Zähne zusammen gebissen, daß die blauen Kolletter vor diesen Sandbauern die Flucht ergriffen! Darum freue ich mich ja, und theile willig meinen ganzen Vorrath mit Euch, weil nun endlich wieder die Reihe an uns kommt! Brandenburger zur See! Wißt Ihr, wie mir das vorkommt?“

„Nein, Junge! Da ist Deine Kruke! Es ist ein trüglich Ding mit ihr. Sie ist leer!“

„Am Bord der Brandenburgischen Fregatten wollen wir sie wieder füllen. Ein Brandenburger zur See, Vater Dahlgren, sieht aus, wie ein Schwan auf

dem Lande, breit und watschelich. Laßt ihr bestes Schiff kommen und Ihr richtet nur einmal Eure Stücke darauf und protzt sie ab, so ist es geliefert! Wetten wir um eine neue Kruke?"

Während der Konstabler und der Scharfschütze ihre Wette schlossen, wurde plötzlich die Trommel gerührt; alle Soldaten flogen an ihre Posten und machten dem General Grafen Königsmark, Commandeur der schwedischen Truppenmacht auf Rügen, die Honneurs. Königsmark kam mit einem kleinen Gefolge von Offizieren den Strand entlang geritten. Er sah ernst aus und ließ sich von einem Hauptmann, der ihm zur Seite ritt, noch einmal die Meldung wiederholen, die dieser ihm so eben überbracht hatte.

„Unmöglich, Hauptmann Strömblad. Ihr müßt Euch irren."

„Ich bürge Ew. Excellenz mit meinem Kopfe für die Wahrheit meiner Mittheilungen. Der dänische Admiral ist mit zwei Fregatten unter Wittow erschienen; er convoyirte eine Anzahl brandenburgischer Transportfahrzeuge und trotz des lebhaften Feuers, das vom Lande aus gleich auf die Schiffe eröffnet wurde, begann der Admiral das Werk der Ausschiffung."

„O, ich kenne ihn, diesen Nils Juul, diesen Ver-

berus der Ostsee!" sprach Königsmark vor sich hin. „Wie eine Eisenmauer sind seine Schiffe in die See gerammt, und es führt kein Weg an ihnen vorüber, so weit die Geschütze reichen."

Er wandte sich an den Hauptmann, der ehrerbietig einen Schritt zurückgetreten war.

„Wie kann er so schnell dahin gekommen sein? Noch gestern erhielt ich so beruhigende Nachrichten! Er muß mit dem Teufel im Bunde stehen."

„Ew. Excellenz erinnern sich," entgegnete der junge Hauptmann lächelnd, „daß die Dänen sagen, Nils Juul sei mehr als der Teufel selbst und gebe diesem zu rathen auf, wie man an drei Orten zugleich sein könne."

„Es müssen augenblicklich Verstärkungen nach Wittow gesendet werden!" rief der Graf. „Die Mannschaft, die dort stationirt, ist brav, aber offenbar zu geringe, um die Gelandeten auf längere Zeit von weiterem Vordringen abzuhalten. Wollt Ihr den Generalmajor Lundquist ersuchen, sich zu mir zu bemühen."

„Sogleich! — Noch Eines, Excellenz! Als ich vor wenig Augenblicken dort von der Höhe herabkam, sah ich vor mir auf der See einen dichten Knäuel von kleinen Fahrzeugen willkührlich neben- und durch-

einander segelnd. Der vorspringende Felsen hinderte mich, zu ergründen, ob diesem ersten Geschwader noch mehrere folgten."

„Das ist die Avantgarde der neuen brandenburgischen Seemacht!" sprach Graf Königsmark mit aufgeworfenen Lippen. „Sie soll sich nicht über einen geräuschlosen Empfang beklagen, wenn Generalmajor Lundquist auch noch die Hälfte dieser Kanonen nach Wittow hinüberführt! Ruft ihn sogleich!"

Der Hauptmann entfernte sich und Graf Königsmark wandte sich zu den übrigen Offizieren seines Gefolges, die sich mit einander über die brandenburgischen Transportfahrzeuge unterhielten, die jetzt im Angesicht der Batterie erschienen. Alsobald liefen die Schweden zusammen, und selbst die Stückknechte flüsterten sich Bemerkungen zu, die gerade nicht von ihrer besondern Ehrerbietung für diesen neuen Nebenbuhler in den Gewässern der Ostsee rühmliches Zeugniß ablegten.

Hundert und einige Galioten, Schnaue, Prahme, Tjalken und anderes Schiffsgefäß erschienen in ziemlicher Entfernung vom Lande und setzten, wenig unterstützt vom schwachen Winde, den Cours nach Putbus fort. Da flogen über die glitzernde Fläche mit tonloser Eile die schwärzlichen Katzenpfoten hin und fortge-

trieben von einer augenblicklichen schärferen Brise schossen die großen bewaffneten Fahrzeuge heran, voran der „Kurprinz," an dessen Bord Admiral Tromp befehligte, und von dessen Gaffel die kurfürstliche Standarte wehte.

Dies Schiff war eines der stattlichsten, die bis dahin in diesem Theile der baltischen Gewässer erschienen und war es auch weit entfernt von der Zierlichkeit und Eleganz, welche die Rangschiffe unserer Tage auszeichnen, so zeigte es doch im Vergleich zu den übrigen, so gefällige Formen, daß man zweifelte, ob der Kiel dazu auf einem holländischen Werft gelegt sei. Back und Schanze ragten hoch über das Mitteldeck empor und während letzteres an jeder Seite zehn Kanonen wies, lagen hoch über dem Spiegel und dem Vordersteven weg, in einem Halbkreise aufgestellt, sechs Geschütze von dem stärksten Kaliber. Die Fenster, welche in zwei Reihen übereinander die ganze Breite des Spiegels einnahmen, waren mit reichvergoldetem Schnitzwerk umgeben und darüber ragten drei stattliche, mit goldenem Dache versehene Laternen empor. Alles Geschütz war spiegelblank und die Reilingen, Poller und das übrige Holzwerk auf dem Verdecke mit grünen und rothen Farben sauber übermalt. Die Segel erglänzten weiß,

wie frisch gefallener Schnee und die Takelage war vom Topp bis zum Deck in dem tadelfreiesten Zustande.

Auf dem Halbdecke, am Fuße der Schanze, standen Admiral Tromp und sein Flaggen-Capitain, in lebhafter Unterhaltung begriffen mit dem Feldmarschall Dörflinger, dem Generallieutenant Görtz, dem Obersten Marclotti und dem Oberstlieutenant Krummensee. Reiflich hatten die Offiziere der Armee, unter dem Vorsitze ihres tapfern Feldmarschalls, erwogen, wie man, in Gemeinschaft mit den Dänen, sich der Insel bemächtigen wolle und Niemandem stieg ein Zweifel auf, daß das wohlüberlegte Unternehmen fehlschlagen könne. Man bedurfte nur festen Fuß am Lande, um das Werk mit dem schönsten Erfolge gekrönt zu sehen und deshalb bestürmten alle Officiere ohne Unterschied den Admiral, die Ausschiffung sofort zu beginnen."

„Unmöglich, Ihr Herren, für diesen Augenblick ganz unmöglich. Noch haben die Transportschiffe nicht alle die gehörige Lage eingenommen; Raule, Bonk und die übrigen sind mit ihren Schiffen noch nicht am Ende des jenseitigen Flügels angelangt. Sobald der rechte Augenblick gekommen ist, werde ich es kundgeben, und der Herr Feldmarschall wird die weitern Ordres von Sr. kurfürstlichen Durchlaucht einholen."

„Darnach zu rechnen," fiel Oberst Marclotti verdrießlich ein, „werden wir heute nicht mehr einen Angriff auf die schwedischen Batterien machen?"

„Ich weiß es nicht!" sprach Tromp. „Alles hängt vom Winde ab. Bis jetzt ist er bei diesem Zuge noch nicht unser Verbündeter gewesen."

„Und wenn der Wind sich uns nicht fügen will," fragte der Generallieutenant Görtz, „weshalb laßt Ihr nicht auf eine andere Weise manövriren? Es muß doch Mittel und Wege geben, unsere Schiffe auch ohne Wind jener Batterie näher zu bringen."

Sobald unsere gesammte Flotte die Stellung eingenommen hat, die ihr nöthig ist, um mit Erfolg zu wirken, wollen wir es versuchen, ob die Böte im Stande sind, uns zu bugsiren. Jetzt ist nicht daran zu denken. Geduld, Ihr Herren, Geduld! Ihr sollt, mit Gott, keine Nacht mehr zwischen Himmel und Wasser zubringen."

Ein Kammerjunker kam auf das Halbdeck: „Herr Admiral, Seine kurfürstliche Durchlaucht wünscht zu wissen, ob noch keine Nachricht von Herrn Nils Juul eingelaufen ist?"

„Nein! Der dänische Admiral ist mit seinem ganzen Convoi nach Wittow hinübergelaufen und da ihm der Wind günstiger war als uns, ist er dort

wahrscheinlich schon gelandet. — Aber seht, Ihr Herren! Da ist Raule auf seinem Posten angelangt und auch die übrigen Fregatten nehmen die ihnen vorgeschriebene Stellung ein. Nur noch einige hundert Schritte landwärts und es ist nichts mehr im Wege, die Ausschiffung schleunig zu beginnen. Herr Kammerjunker, wollt Ihr Seine kurfürstliche Durchlaucht hiervon in Kenntniß setzen. Ich lasse um Ordre bitten, die Böte zu bemannen und die Fregatte so nahe unter Land zu bringen, daß unsere Kanonen den Strand bestreichen können."

Der Kammerjunker eilte in die Kajüte hinab und Dörflinger rief erregt:

„Auf den Schwedenschanzen wird's lebendig! Nur Geduld, Ihr Herren! bald werden unwillkommene Gäste Euch den Raum streitig machen. Ich hoffe doch, es ist bei den Truppen Alles in Ordnung, damit kein Aufenthalt eintritt, wenn es hinunter in die Böte geht? Habt Ihr noch eine genaue Inspection halten lassen, Generallieutenant?"

„Die sorgfältigste!" antwortete Görtz. „Kein Hinderniß ist zu befürchten."

„Hei! Da ist noch eine Mütze voll Wind!" rief Tromp erregt. „Flaggen-Capitain, laßt aufbrassen am Steuerbord! Ich glaube die Hexe von Stub-

benkammer weht sich mit ihrem Zauberschleier Kühlung zu — Was giebts?"

Die Schildwachen am Eingange der Kajüte richteten sich und riefen „Achtung!" Alle Soldaten traten unter das Gewehr und der Tambour schlug einen kurzen Wirbel. Der Kurfürst betrat das Halbdeck. Alle Offiziere nahmen die Hüte ab.

„Nun, Herr Admiral! Ist Alles bereit?"

„Alles, durchlauchtigster Herr! Wenn kurfürstliche Gnaden den Befehl giebt, daß die Fregatten bis zum äußersten Punkt vorrücken, kann das Werk der Ausschiffung vor sich gehen."

„Gebt sogleich die Ordre! Ich sehe, meine Offiziere brennen vor Begier, sich mit den Schweden zu messen, und mit ihnen um den Besitz dieses Diamanten der Ostsee zu kämpfen."

„Flaggen-Capitain!" rief der Admiral. „Laßt eine weiße Flagge mit blauem Wimpel vom großen Topp abwehen und die drei Schaluppen, hinlänglich bemannt, sich zum bugsiren bereit, am Vordersteven einfinden!"

Kaum war das Signal sichtbar, als es von jeder der Fregatten am linken und rechten Flügel wiederholt ward. Sogleich belebten sich die Schaluppen, sie schwammen nach dem Bug, empfingen hier die

Bugsirtaue und, tapfer die Ruder einsetzend, zogen sie die Schiffe, langsam, aber in geradester Richtung, dem Strande näher.

„So ist es gut!“ sprach der Admiral, als dies Manöver einige Zeit gedauert hatte. „Laßt die Böte zurückpfeiffen und den Anker klar halten. Gelbes Signal vom Vortopp! Wenn Ew. kurfürstliche Gnaden jetzt befehlen! Ich bin bereit.“

„Zögern wir keinen Augenblick!“ antwortete der Kurfürst. „Blast den Kriegsmarsch und haltet Euch bereit.“

„Böte vor den Fallreep!“ kommandirte der Admiral.

„Ich bitte Ew. kurfürstliche Durchlaucht um die Erlaubniß, der Erste sein zu dürfen!“ rief Oberst Marclotti.

„Geht uns voran, Oberst! Und mögt Ihr glücklich das Ufer erreichen.“

„Kommt, meine Kinder!“ rief der Oberst, den Degen ziehend. „Mir nach, diese Strickleiter hinunter!“

Ein weithin hallender Schuß von der vordersten schwedischen Batterie verschlang die letzten Worte des Obersten und die Kugel pfiff dicht hinter dem Spiegel des „Kurprinzen“ weg.

Die Musikanten des Schiffes waren auf die vor-

dere Schanze gestiegen und begannen einen fröhlichen Marsch, als die erste Schaluppe vom Bord stieß. Dasselbe wiederholte sich auf der ganzen Linie und sowohl von den Fregatten, als von den Transportschiffen stießen Böte mit Bewaffneten ab, die von sicheren Ruderschlägen geleitet, dem Ufer zutrieben. Die schwedischen Kanonen begannen ein heftiges Feuer und die Soldaten stellten sich am Strande auf, bereit, ihre Musketen abzufeuern, sobald die Kugeln im Stande wären, die Brandenburgischen zu erreichen.

„Das ist eine gefährliche Mauer für unsere Soldaten," sagte der Kurfürst. „Laßt uns versuchen, eine Bresche darin zu schießen."

„Sogleich, durchlauchtigster Herr!" entgegnete Dörflinger und alsobald begannen die Fregatten ein so wirksames Feuer, daß die Kugeln am Strande niederschlugen und die schwedischen Glieder auseinander sprengten, wenn sie sich kaum gebildet hatten. Königsmark ertheilte sogleich den Befehl, alles Feuer der Batterien auf die Fregatte mit der kurfürstlichen Standarte zu richten und gleich darauf spie dieselbe eine solche Menge Eisen gegen sie aus, daß Tromp die Fregatte nur dadurch vom gewissen Untergange rettete, daß er sie von den bereit gelegten Böten rückwärts ziehen ließ.

Ein kleines Convoi von einigen zwanzig Böten trieb vor dem Buge des „Kurprinzen" vorüber. Sie waren mit Truppen aller Waffen besetzt. Als sie den Kurfürsten gewahrten, welcher furchtlos am großen Mast lehnte und mit scharfem Auge den fernsten Punkt des Kampfplatzes überschaute, stimmten die Soldaten ein lautes Hurrah an und die Schiffsmusik fiel mit klingendem Spiele ein. In demselben Augenblicke pfiff eine schwedische Kugel über das Verdeck hin, und warf einen der Schalmeienbläser mit zerschmettertem Kopf von der Vorderschanze herunter. Sogleich verstummte die Musik und die Spielleute bückten sich unwillkührlich.

„Weiter! Weiter!" rief Oberstlieutenant Krummensee. „Blast, Kerle! Ihr macht Pausen am unrechten Orte. Da kommt ein neues Bootgeschwader! Soll es ohne Sang und Klang am Admiralschiffe vorüber ziehen? Wartet! Ich will Euch mit meinem Degen den Tackt schlagen!"

Der Oberstlieutenant sprang mitten unter die Musiker; seine lange, hagere Gestalt ragte weit über dieselben hervor.

„Gut das!" rief er am Schlusse der angestimmten Fanfare. „Jetzt könnt Ihr Euch einen Augenblick verschnaufen. Setzt Euch! Aber sobald die Böte

abgestoßen, die jetzt an unserer Seite liegen, muß mit frischem Athem ein neues Stück geblasen werden. — Hollah, Hauptmann Thurn im grünen Boote da! Grüßt mir die Schweden! Bei dem nächsten Transport kommt die Reihe an mich! Auf jetzt, und stoßt in die Trompeten!"

Lustig schmetterte die Musik über den Wasserspiegel hin und die Mannschaft in den Böten antwortete mit einem fröhlichen Gesange, als eine Kugel heransauste und den Oberstlieutenant von der Schanze auf das platte Deck niederwarf. Alles gerieth in Bewegung. Der Kurfürst, der ihn hatte stürzen sehen, eilte selbst herbei.

„Gebt Euch keine Mühe mit mir!" sprach Krummensee mit schwacher Stimme zu den Umstehenden. „Ich bin hin!"

„Mein tapferer Krummensee! rief der Kurfürst, sich zu ihm niederbeugend. „Tragt ihn sogleich hinunter! Reicht mir Eure Hand, Oberst!"

„Dank, Durchlaucht!" sprach mit dem letzten Hauche seines Lebens der alte Soldat. Er schloß die Augen.

Der Kurfürst ging im ernsten Nachsinnen nach der Schanze am Spiegel. Die Soldaten trugen ihren Obersten unter Deck und seine Offiziere breiteten die Flagge über ihn.

Die Kanonade währte mit der größten Heftigkeit fort, die Böte waren bereits drei oder vier Mal zwischen den Schiffen und dem Lande hin- und hergefahren, sie hatten immer neue Soldaten abgeholt und diese sprangen muthvoll, sobald man mit den Bootshaken Grund fassen konnte, mit hochgehaltenem Gewehr in die brandende See, dem Strande zuwatend, wo der Feind sie mit Musketenschüssen zu empfangen bereit war.

Am Bord des „Berlin," wo die Herren von Ramin, Saldern, Bork und Kalkhoun sich befanden, hatte die Ausschiffung später begonnen. Die Fregatte lag am weitesten ab. Raule, der seine erbetenen Gäste mit kalter Höflichkeit behandelte, und sich über den Zwang ergötzte, den sie sich ihm, als ihrem zeitigen Commandeur gegenüber, auflegen mußten, und ihre spitzigen Reden mit berechneter Gleichgültigkeit unbeachtet ließ, gab auch den immer dringenderen Aufforderungen der Offiziere, ein Boot zu ihrer Verfügung zu stellen, kein Gehör.

„Ich glaube, er will uns hier ganz und gar zurückhalten!" zischelte Saldern seinen Kameraden zu. „Dulden wir das?"

„Er soll es uns theuer bezahlen!" antwortete

Ramin eifrig. „Keine Minute warte ich länger. Weigert er nochmals ein Boot, so soll . . . ."

Bork, der Besonnennere, hielt den Freund am Arm zurück. „Nichts gegen die Disciplin! Er ist in diesem Augenblicke unser Chef! Wir kommen ja wieder zu Lande!"

„Und dann mache ich ihm die Abrechnung!" sprach Herr von Kalkhoun. „Ich habe Zeit bis dahin! Mein Oheim, der Geheimderath, ist auch sein besonderer Freund, der steht mir bei. Langsam, aber sicher und für immer."

Raule trat nach einer Weile zu ihnen:

„Ich habe mit Bedauern bemerkt, daß meine Anstrengungen vergebens gewesen sind, Euch den Aufenthalt am Bord meines Schiffes angenehm zu machen. So werdet Ihr also den Moment Eurer Ausschiffung willkommen heißen. Nicht aus Eigensinn, wie Ihr zu glauben scheint, habe ich Euch zurückgehalten, sondern weil die Ordre lautete: „Kein Boot vom „Berlin," bis der Stab des Kurfürsten sich einzuschiffen beginnt." Ihr seid zur Suite des Feldmarschalls kommandirt und das Boot, welches Euch zu ihm führen soll, legt so eben an den Fallreep."

„Endlich!" riefen die Offiziere, und eilten den

Fallreep hinab, ohne sich umzusehen. Nur Kalkhoun wandte sich auf der obersten Treppenstufe um und sah den Kommandanten der Fregatte mit einem stechenden Blicke an, den er mit einer ceremonieusen Verbeugung begleitete. Dann stieg er vollends hinunter.

„Die Thoren," sprach Raule in sich hinein. „Mit ihrem kindischen Zorn denken sie mich zu reizen. Es gehören andere Kräfte dazu, um den Eisenwall zu durchbrechen, der diese Brust umschließt."

„Hurrah! Hurrah!" ertönte es von allen Seiten, als zwei stolze Fregatten, mit vierzig Stücken bewaffnet, die Königliche Danebrogsflagge vom Topp, durch die Linie der brandenburgischen Transportschiffe brachen und gerade auf den „Kurprinz" lossteuerten. Die vorderste derselben ging hinter diesem Schiffe herum und Admiral Nils Juul, auf der Galerie stehend, rief durch sein Sprachrohr zum Kurfürsten hinüber:

„Eure Truppen sind glücklich auf Wittow gelandet; kein Mann ist verloren und sie schlagen, mit meinen Dänen vereint, auf die Schweden los! Ich bringe Euch selbst die Nachricht, durchlauchtigster Herr!"

„Willkommene Botschaft!" rief der Kurfürst erregt. „Zu Lande! Zu Lande!"

„Euer Boot liegt bereit!" sprach Tromp.

„Meinen Dank, Admiral, für Euern treuen Beistand. Vorwärts, Ihr Herren, sonst räumt Dörflinger am Lande auf und läßt uns nichts zu thun übrig.“

Das Boot mit dem Kurfürsten stieß ab und eilte dem Lande zu. Der Kampf war allgemein und heftig. Aber er zog sich landwärts, immer weiter von dem Schauplatz zurück, den der Seemann, der am Bord zurückbleiben mußte, von seinem Halbdecke aus übersehen konnte.

Fünftes Kapitel.

Die Einschiffung der vereinigten brandenburgischen Armee zu Peenemünde und ihre Landung auf Rügen waren die letzten Geschichten, welche der Hochbootsmann Nicolaus van Dören in der Bierstube des Braueigen Matthias Thürmer zum Besten gab. Als er sich erhob und die Neige seines letzten Kruges austrank, sagte er mit einem Tone, der deutlich kund gab, daß seine Zunge wegen schwerer Havarie vor Topp und Takel beilegte:

„Ich muß mich zu Anker bringen! Dank für die Zeche. Und nun, Ihr Landratten, macht, daß Ihr in Eure Kojen kommt! Eure Weiber werden Euch ohnedies wegen Eures langen Kreuzzuges mit einer schweren Gewitterbue begrüßen. — Du aber, Bursche, bleibst bei mir!“

Diese letzten Worte waren an Gottlieb Schwalbe gerichtet, der seit seiner Anwerbung den ihm ange-

wiesenen Platz nicht einen Augenblick verlassen hatte. Der Warnung eingedenk: „für 'n Wort 'n Schlag!" nickte er stumm mit dem Kopfe und hielt sich zum Aufbruche fertig.

Den Speisemeister des Schuster-Hospitiums hatte Gottlieb Schwalbe in die Bierstube hineingeleitet, den Hochbootsmann des Commandeur Roberts geleitete er wieder hinaus, bald empfindend, daß die letztere Last die bei weitem schwerere sei. Doch entledigte er sich derselben fröhlichen Sinnes und als er seinen Gefährten im Krögel abgesetzt hatte, wo derselbe bei einem dort wohnenden Fischer Herberge genommen hatte, kehrte er für die Nacht in's Hospital zurück.

Am andern Morgen früh war er, trotz der Einwendungen des Speisemeisters, der noch einmal alle seine Beredsamkeit aufbot, um Gottlieb von dem gefaßten Entschluß abzubringen, auf den Beinen, nahm flüchtigen Abschied, und als der erste Tagesschimmer in die enge Gasse des Krögels fiel, stand Gottlieb Schwalbe zu Häupten des großen Gardinenbettes, worin der Hochbootsmann seinen Rausch ausgeschlafen hatte.

„Hollah Ahoi!" rief dieser, als er den jungen Gesellen gewahrte. „Merke Dir's, Bursche! wenn ich Hollah Ahoi! rufe, so antwortest Du: „Halloi!"

Wirf mir die Jacke her, die dort auf der Bank liegt und dann sieh nach, ob mein Würzbier fertig ist. — Solche Binnenlands-Koje ist so groß, daß man eine Stunde darin herumschwimmen muß, bevor man das Bein über den Hackbord stecken kann. Da lobe ich mir meine Hängematte! Hollah Ahoi!"

„Halloi!" rief Gottlieb Schwalbe, mit dem Würzbier und einem Imbiß eintretend.

„So ist's recht!" sagte schmunzelnd Nicolaus van Dören. „Der Junge hat Geschick und wenn ich ein Paar Faden von einer gut gedrehten Tallreeps-Trosse auf seinem Rücken zu Werg geklopft habe, wird er ein erträglich befahrner Mann sein. Jetzt frühstücke! Iß, was Du hast und trinke, was ich Dir übrig lasse. Dann geht es fort und wenn Du dem Herrn Schiffahrts-Direktor gefällst, kannst Du gleich heute Deinen Dienst antreten. — Schlucke nicht so, Junge, und stehe gerade! — In wenigen Tagen verlasse ich die sandige Rhede, die sie Berlin nennen; dann heißt es: Anker auf! und Du wirst sobald nicht wieder in diesen engen Straßen umherkreuzen."

„Darnach verlangt mich auch gar nicht!" rief Gottlieb Schwalbe fröhlich.

„Nicht naseweis, Seekalb! Es hat Mancher ein großes Wort geführt und sich in der nächsten Woche

nach dem Suppennapf seiner Frau Muhme zurückgesehnt. Wenn Du mir Diese Schande machst, hänge ich Dich als Köder für den Delphin unter dem Bugspriet auf! Ich höre etwas munkeln von einem Zuge gegen die Spanier und weiter hinauf nach Merika. Wenn das wahr ist, so wird nur wenig Zeit verfließen und sie jagen uns von der Bärenhaut auf. Dann geht's an Bord und auf die hohe See hinaus! Hurrah!"

„Hurrah!" rief Gottlieb Schwalbe.

„Und nun komm! Ich voran, Du mir nach. Nicht backgebrasst, nicht Backbord oder Steuerbord abgegiert, eine Kabellänge hinter mir, gerade in mein Kielwasser gesteuert!"

Obgleich Gottlieb mit der Seesprache nicht besonders vertraut war, gelang es ihm doch, den erhaltenen Weisungen nachzukommen und er folgte seinem Führer, der über den Molkenmarkt weg, den alten Mühlendamm hinunterschritt, an dessen Stelle jetzt die Breitestraße steht. Es waren zu der frühen Tageszeit nur wenig Menschen auf den Beinen und unaufgehalten gelangten sie zum großen kurfürstlichen Holzhofe, der bald nach jener Zeit den Häusern der Unterwasserstraße Platz machte.

Nicolaus van Dören blieb stehen und deutete auf

ein stattliches Haus, welches an der Ecke der alten Leipzigerstraße von allen Seiten freistand und weithin gesehen werden konnte. Es war so eben nothdürftig von Außen fertig geworden und an der innern Einrichtung fehlte noch viel, so daß erst ein kleiner Theil desselben bewohnt werden konnte. Vor der Thür dieses Hauses war ein lebhaftes Gedränge, Soldaten, Matrosen und Handwerker gingen aus und ein; mehrere Knechte hielten stattlich aufgeschirrte Rosse, ein Zeichen, daß der General-Direktor der kurfürstlichen Marine, der hier wohnte, bereits den Besuch vornehmer Militairs empfangen hatte.

„Achtung, Seehund!" rief der Hochbootsmann, stillstehend. „Du mußt jetzt Alles von Dir thun, was einer Landratte ähnlich sieht und nicht so steif und hölzern einher gehen! Wenn Du mir Schande machst, Seekalb, so splitze ich Deine beiden Ohrlappen zusammen und hänge Dich an der Wetterseite über Bord."

Er ging, mit steifem Kopfnicken rechts und links grüßend in das Haus, befahl Gottlieb, seiner auf dem Flur zu warten und stieg die Treppe hinan, welche zu der Wohnung des Direktors führte.

Gottlieb hatte genug zu sehen. Auf dem Flur standen viele Menschen, die entweder in Geschäften,

oder in der Absicht hierher gekommen waren, um Neues zu hören und daraus möglichst Vortheil zu ziehen.

„Ihr wißt wohl nicht," wandte sich ein mageres, bewegliches Männchen an einen Hausdiener, der mit wichtiger Miene die Treppe herabkam, „ob der Herr General-Direktor bereits verfügt hat, wer die neuen Livreien zu machen bekommt? Für den Fall, daß noch nichts in dieser Sache geschehen wäre und Ihr könntet mir behülflich sein, diese Arbeit zu erlangen, so . . ."

Das Wort erstarb dem Schneider im Munde, denn der Diener sah ihn mit einem giftigen Blicke an und brummte vor sich hin: „Er Geizhals!" Dann fuhr er mit lauter Stimme fort:

„Die Arbeit ist bereits an Meister Gerkens vergeben!"

„Du guter Gott," sagte der Schneider, sich im Fortgehen an einen stämmigen Schiffer wendend, der eine ähnliche ungünstige Antwort empfangen hatte. „Hier ist nichts mehr zu machen. Es wird immer schlechter in Berlin, und die schmalen Bissen, die allenfalls noch zu erhalten sind, schnappen uns solche Leute, die darauf zu laufen wissen, dicht vor der Nase weg."

„Gehts mir besser?“ schalt der Schiffer. „Hier ist Geiz und Unverstand zu Hause. Kein Einsehen, ob man ein tüchtiger Kerl ist, der zur Gilde gehört, oder nicht. Wer es um einen Pfennig billiger thut, hat die Kundschaft weg. Aber ich weiß, was ich weiß! Der Kahn geht so lange zu Wasser, bis er sinkt! Unser Schweiß und Blut pressen sie uns tropfenweise ab, wir müssen um 'nen Groschen bluten und in Säcken gehen die Thaler aus dem Lande. Wir sind Esel und verdienen's nicht besser, weil wir's uns gefallen lassen von diesen hergelaufenen Holländern, die sich auf unserm Grund und Boden Häuser bauen und uns unter freiem Himmel verhungern lassen. Das soll anders werden. Kommt mit; ich weiß Viele, die eben so denken wie ich; mit Denen wollen wir's überlegen.“

Der Schiffer schleppte den Schneider mit sich fort, der über die drohenden Reden, die er vernahm, zum Tode erschrocken war. Zwei Matrosen, die Alles mit angehört hatten, sahen sich an, und der Erste sagte:

„Du! Leiden wir das?“

„Den Teufel thun wir! Der Kerl schimpft auf unsern Commandeur! Hier im Hause mußten wir wohl schweigen, weil der Alte gleich aufbraust wie 'ne

Sturzsee, wenn sich Einer rührt. Aber draußen ist es ein Anderes! Gehst Du mit?"

„Halb Part, Bruder! Wir nehmen den Kleinen und schlagen den Großen damit um die Ohren, so hat Jeder seinen Theil!"

Laut lachend liefen die Matrosen hinter dem Schiffer und dem Schneider her. Alle drängten nach, um zu sehen, was daraus werden würde und Gottlieb Schwalbe konnte ebenfalls der Versuchung nicht widerstehen, dem allgemeinen Zuge zu folgen.

Aber kaum auf der Straße angekommen, hatte der Schneider es für rathsam gehalten, sich von dem Schiffer loszumachen und eiligst davon zu gehen. Die Matrosen hatten das nicht sobald gesehen, als Einer von ihnen dem Schiffer folgte, der mächtig ausschritt, während der Andere dem kleinen Schneider nacheilte und ihn mit fester Hand packte. Der erschrockene Meister bat und flehte, man möge ihn doch ungehudelt gehen lassen, aber der Matrose, angefeuert durch das Lachen, Schreien und Hetzen des zusammen gelaufenen Volkes, stieß den Schneider vor sich her, ihm verkündend, daß er gerade vor dem Hause Benjamin Raule's, den er mit giftigen Redensarten verunglimpft habe, drei Mal in die Spree

getaucht und dazwischen jedesmal tüchtig mit Jackenfett eingerieben werden solle.

„Um Gottes Willen, werther Herr Seemann, habt Erbarmen!“ schrie der Gestoßene, der eben jetzt vom Boden aufgerissen wurde, um kopfüber in's Wasser gestürzt zu werden. „Helft, Leute! Helft!“

Da fühlte der Matrose sich so heftig zurückgerissen, daß er den Schneider fahren ließ, und dieser, sich frei fühlend, von den schreienden Straßenbuben gefolgt, mit Sturmeseilen davon lief.

„Wer zum Donnerwetter untersteht sich? . . .“ fuhr der Matrose auf, sich von seiner Ueberraschung erholend, und sah in das vor Zorn geröthete Gesicht Gottlieb Schwalbe's, der mit aufgehobenen Fäusten vor ihm stand.

„Ich!“ rief er. „Ich unterstehe mich das, der ich der Bootsmannsjunge des Herrn Hochbootsmanns Nicolaus van Dören bin und an diesem Morgen vielleicht schon zur kurbrandenburgischen Flagge schwören muß; sonst aber bin ich meines Gewerkes ein Schuster und ein ehrlicher Junge, der nicht leiden will, daß in seiner Gegenwart ein hülfloser alter Mann getödtet wird.“

„Was sagt der Schlingel? Bursche, ich drehe Dir das Genick um.“

„Thut es! Ihr seid viel stärker als ich und könnt mich leicht unterkriegen. Aber darum leide ich es doch nicht, daß Ihr einen schwachen Mann mißhandelt, der sich nicht zur Wehr setzen kann. Wenn Ihr mich erst an die Erde geworfen habt, könnt Ihr mich meinetwegen zu Tode treten, ich frage nichts darnach; aber ehe es so weit kommt, sollt Ihr doch noch mit mir zu thun kriegen."

„Ho! Ho! Das ist ein tüchtiger Junge!" rief Einer aus der Menge.

„Der sagt dem Großmaul gut Bescheid!" sprach ein Anderer.

„Hat's verdient!" fuhr ein Dritter fort. „War schlecht, den kleinen schwachen Schneider so grimmig bei der Kehle zu packen."

„Was wollt Ihr, Gevatter? Dies Seevolk ist grobes Pack!"

„Wollen wir dem Jungen helfen und den Grobian tüchtig durchwalken?"

„Ja! Ja!" antworteten die Meisten und drohende Fäuste erhoben sich gegen den Seemann.

„Kommt an! Kommt an!" schrie der Matrose. „Ich werde mit Euch Allen zusammen fertig, aber erst will ich diesen . . . ."

Wie eine Tigerkatze stürzte er sich seitwärts auf

Gottlieb Schwalbe, der sich eines so heftigen Angriffes nicht versah und in die Kniee sank, als plötzlich ein lautes und durchdringendes „Stopp" ertönte.

Der Matrose fuhr vor der wohlbekannten Stimme zusammen und trat augenblicklich zurück. Gottlieb Schwalbe raffte sich vom Boden auf und sah in das zornrothe Gesicht seines Hochbootsmannes, der mit lauter Stimme rief:

„Halloh Ahoi!"

„Halloi!" antwortete Gottlieb Schwalbe kleinlaut. „Ich bin ganz zu Eurem Befehl!"

„Den Teufel bist Du!" fluchte der Hochbootsmann. „Dort in der Zwischendecks-Kajüte hatte ich Dich hingestellt, um auf meine Ordre zu warten, aber Du läufst vom Udkiek und gehst darauf aus, mit Stadt und Bürgerschaft Hader anzufangen. Dafür genade Dir Gott!"

„Schlagt mich nur gleich todt!" entgegnete Gottlieb Schwalbe mit Thränen in den Augen. „Wenn ein ehrlicher Junge darum gestraft werden soll, weil er nicht sehen kann, daß man einen schwachen und hülflosen Mann mißhandelt, so ist's Alles Eins!'

„Widersprich nicht, Seehund, oder ich stoße Dir ein glühendes Spitzeisen durch die Zunge! Was ging hier vor? Ich will's wissen!"

Jeder der Umstehenden wollte die verlangte Auskunft ertheilen und es entstand ein wirres Durcheinanderschreien das immer unverständlicher wurde, als ein Mann in der Raule'schen Livree sich durchdrängte, und dem Hochbootsmann sagte, daß der Herr Alles vom Fenster aus angesehen habe, und ihm befehle, die Matrosen, die diesen Auflauf verursachten, sogleich zu ihm hinauf zu führen.

„Hast Du's gehört, Marr?" sprach Nicolaus van Dören. „Jetzt wirst Du Deine Prügel nach Urtheil und Recht kriegen! Vorwärts! Und Du auch, junger Taugenichts! Ich sehe Dich schon mit einer Leine um den Hals an der Nock der Fockraa zum Kielholen hangen."

„Ich weiß nicht, was das ist!" antwortete Gottlieb Schwalbe, mit schwerem Herzen die Treppe hinaufsteigend, die zur Wohnung des Schiffahrts-Direktors führte. „Wenn's aber heißt, daß es mit mir zu Ende geht, in dem Augenblicke, wo ich glaubte, es ginge erst recht an, da will ich auch Alles sagen, was ich weiß, und mich vor Keinem fürchten, wer es immer sei."

Auf eine solche Rede, die aus solchem Munde für den Hochbootsmann ohne Beispiel war, wäre gewiß eine scharfe Zurechtweisung erfolgt, wenn nicht

in diesem Augenblicke der Diener eine Thür geöffnet und gesagt hätte:

„Dort hinein!"

Benjamin Raule kam den Eintretenden rasch entgegen und den Matrosen mit seinen blitzenden Augen ansehend, rief er:

„Was unterfteht Ihr Euch? Trotz meines Verbotes mengt Ihr Euch unter das Volk und fangt Händel an! Woher kam der Streit? Redet!"

Der Matrose suchte jede Schuld von sich abzuwenden und erzählte den Vorgang ganz anders, als er gewesen. Gottlieb Schwalbe hörte genau zu und als Jener endete, fuhr er mit lauter Stimme dazwischen:

„Mit Verlaub von Ew. Gnaden, das ist Alles nicht wahr!"

Nicolaus van Dören streckte unwillkührlich die Hand aus, um den vorlauten Burschen hinaus zu werfen, Benjamin Raule aber wandte sich schnell zu ihm und sagte:

„Wer seid Ihr? Wer heißt Euch sprechen, ohne Erlaubniß?"

„Haltet's mir zur Gnade," entgegnete Gottlieb Schwalbe; „aber da ich doch einmal gekielholt werden soll, oder wie es sonst heißt, und mein junges Leben lassen muß, so will ich auch Alles vom Herzen her-

unter sagen. Der Mann da hat gelogen; ich habe Alles vom Anfang mit angehört und weiß besser, wie es zuging."

Benjamin Raule hatte während dieser Worte den Blick unverwandt auf Gottlieb Schwalbe gerichtet. Die Züge dieses Gesichtes erweckten ihm unbestimmte Erinnerungen, und der Muth, den der junge Mann ihm gegenüber zeigte, gefiel ihm, daher sagte er mit mildem Tone:

„Nun, so erzähle mir, wie es zugegangen. Aber hüte Dich, daß Du nicht die Unwahrheiten sagst, die Du Andern aufbürdest."

Gottlieb Schwalbe überwand die Scheu, die ihn Anfangs ergriff, als Benjamin Raule sich an ihn wandte und erzählte genau den Hergang. Es geschah mit solcher Unbefangenheit, daß Raule nicht einen Augenblick an der Wahrheit zweifelte und den Matrosen anfuhr:

„Ist das die Heldenthat, der Du Dich rühmst? Einen wehrlosen Mann anzufallen, der Dir nichts gethan hat? Oder lügt der Junge? Kannst Du ihm widersprechen? Du schweigst? Hinaus mit Dir! Hochbootsmann, geht mit, und laßt ihm draußen auf dem Hofe ein Dutzend aus Pfeffer und Salz aufzählen. — Ich will Euch pommerschen Bestien Sitte lehren!"

„Komm, mein Junge!“ sagte der Hochbootsmann, den Matrosen bei der Schulter fassend und ihn hinausschiebend. „Wir wollen mit unserer Morgen-Andacht bald fertig sein! Zwölf Verse sind nicht viel für einen Psalm und einer ist wie der andere.“

Benjamin Raule blieb mit Gottlieb Schwalbe allein, den er noch immer mit großem Interesse betrachtete:

„Und wer bist Du? Wie kommst Du hierher? Rede!“

Gottlieb Schwalbe gehorchte. Es verschwieg nichts, was in dem kleinen Kreis seines Lebens sich ereignet und schloß damit, wie glücklich er sein würde, wenn der gnädige Herr das Wort des Hochbootsmannes bestätigen und ihn zum Seedienst zulassen wolle.

„Also ein Seemann willst Du werden? Das ist ein mühsamer und gefährlicher Beruf. Nun, man soll Niemandem in den Weg treten und ihm die Hantierung ergreifen lassen, die ihm zusagt. So sei denn Seemann! Wirst Du das Vertrauen rechtfertigen, das ich in Dich setze?“

„Gewiß Ew. Gnaden! Laßt mich nur erst am Bord sein, da wird es sich schon zeigen! Ich will Euch die Schweden, oder die Spanier, oder was sonst

für welche gerade an der Reihe sind, tüchtig zusammenhauen helfen, und keiner von ihnen soll unsere Flagge schädigen, so lange ich noch ein Glied rühren kann."

„Kennst Du schon die kurbrandenburgische Flagge?"

„Nein, ich kenne sie nicht, aber ich kann mir denken, daß es mit so einer Flagge ist am Schiffe, wie in der Kirche mit den heiligen Gefäßen auf dem Altar! Wer die diebische Hand darnach ausstreckt, dem wird sie abgehauen."

„Brav, mein Sohn! Das ist gut gedacht! Daran halte fest! Du bist für den Dienst geworben und sei versichert, so lange Du bei solchen Gesinnungen verharrst, wird Benjamin Raule Dich nicht vergessen. — Hier hast Du fünf Thaler! Wende sie gut an!"

„Fünf Thaler! Ach! Soviel Geld habe ich mein Lebstage nicht beisammen gesehen!"

„So groß war das Kapital, mit welchem ich, ein Knabe wie Du, in die weite Welt ging," sprach Benjamin Raule. „Mir schenkte es ein alter Mann, der mich wohl leiden konnte. Jetzt gebe ich das mir damals anvertraute Gut an Dich zurück. Laß es Dir gesegnete Früchte tragen!"

Nicolaus van Dören trat in diesem Augenblicke

ein und meldete, daß der Gezüchtigte draußen stehe, um sich für gnädige Strafe zu bedanken.

„Laßt die Bestie laufen, Nicolaus! Aber diesen Jungen nehmt mit Euch! Ich vertraue ihn Eurer besondern Aufsicht an. Kleidet ihn ein und laßt den Schreiber seinen Namen auf die Liste Derer setzen, die mit dem nächsten Transport nach Glückstadt abgehen. Sieh mich noch einmal fest an, Junge! Sei eingedenk dessen, was ich Dir gesagt habe und hüte Dich, daß Du ein schlechter Kerl wirst! Um Deiner Wahrheit willen bist Du mir lieb geworden, versuche niemals eine Lüge zu sagen."

„Das will ich gewiß nicht!"

„So geh! Deine Abreise steht nahe bevor, wenn Du zum ersten Male aus der See kommst, will ich untersuchen, was aus Dir geworden ist! Geht!" —

Benjamin Raule war allein und versank in tiefes Sinnen. Die Züge Gottlieb Schwalbe's hatten die ganze Vergangenheit in ihm wach gerufen, aber es waren nur düstere, verworrene Gestalten, die sich vor ihm auf und ab bewegten; es fehlte der zündende Lichtstrahl, der ihm den Weg aus diesem Labyrinthe gezeigt hätte.

In diesem Augenblicke tanzte Gottlieb Schwalbe, stattlich wie ein Seemann gekleidet, sein ganzes Ver-

mögen in der Tasche, selig wie ein Gott, auf die Straße hinaus, um zum ersten Male seines Lebens sich zu freuen und die letzten Stunden der ihm kurz zugemessenen Freiheit zu genießen.

Sechstes Kapitel.

Meister Peters, Vorstand des Hospitiums des löblichen Schustergewerkes, war verdrießlich in seine Werkstatt heimgekommen, die in dem Siebergäßlein belegen war, und brummte noch unabläßig, als seine Frau mit der Mittagskost erschien und ihn aufforderte, das Tischgebet zu sprechen.

„Esse, wer mag!" polterte er. „Ich will nicht! Ich will nicht! Ich will nicht!"

„Nun, nun Vater! Ich habe es ja schon gehört! — Setzt Euch nur, Leute, und eßt, was Gott beschеert hat! — Komm mit, Vater, in das Hinterterstübchen; ich will die Thür hinter uns zumachen. Nun sage mir, was es giebt, daß Du so ungebührlich tobst und die Gottesgabe verschmähst, die ich für uns Alle bereitet habe?"

Der Meister stemmte die Hände in die Seiten und sah gewaltig bärbeißig aus:

„Ich habe wohl kein Recht dazu? He! Bin ich nicht Gewerks-Aeltester? Giebt's keinen Verdruß mehr auf dem Amte und auf der Herberge, oder sind alle Meister plötzlich vernünftig und alle Gesellen still und ehrbar? Bin ich nicht Hospital-Vorstand mehr, oder sind alle Kranken und Genesenden flink auf den Beinen und dankbar für empfangene Wohlthaten? He! Aber wenn mir der Junge nur noch einmal in den Weg läuft!"

Die Frau hatte genug zu thun, um den aufgebrachten Eheherrn soweit zu beruhigen, daß sie von ihm die Ursache seines Zornes erfuhr, der in nichts Geringerem bestand, als daß ihm der Speisemeister die Vorgänge in der Bierstube des Matthias Thürmer erzählt und hinzugefügt habe, daß der Gottlieb Schwalbe heute Morgen mit Sack und Pack wider Rechtens abgegangen sei, da er doch eigentlich nie Sack und Pack besessen hatte.

„Nimm Dir's nicht zu Herzen, Vater, und laß uns hineingehen zu den Leuten, damit sie nicht etwa denken, daß ein Hader zwischen uns vorgefallen ist und uns bei den Nachbarn in's Gerede bringen. Du treibst es auch wohl in Deinem Amtseifer etwas arg mit den zugewanderten Gesellen, wenn sie die Kosten, die das Gewerk auf sie verwandt, nicht schnell

genug abverdienen oder abzahlen können und dann die Gewerkslade zuschießen muß. Und nun gar der arme Gottlieb Schwalbe! Ist er Dir davon gegangen, so vergieb ihm als ein guter Christ. Es ist heute der heilige Weihnachtsabend, Vater, und wir haben auch einen Sohn in der Fremde, von dem wir wünschen, daß es ihm wohl gehen möge.'

„Siehst Du?" fuhr der Meister auf. „Das ist ein neuer Aerger! Hätte er nicht schon vor zwei Monaten hier sein sollen? Habe ich es ihm nicht ausdrücklich zu wissen gethan? Warum kommt er nicht? Wo treibt er sich herum?"

„Kann ich's wissen? Ich bin die Mutter und weiß meinen Einzigen gewiß mit schwerem Herzen in solcher Jahreszeit noch draußen. Würde nicht scheel dazu sehen, wenn er heute unter uns säße und sähe die Lichter an unserm Christbaum brennen. Aber ich denke auch, er ist ein verständiger Junge und wenn er hätte kommen können, würde er uns die Freude gemacht haben. Nun geh zu den Leuten und iß mit ihnen, ich will nachher Deine Klagen geduldig wieder anhören."

Halb wider seinen Willen führte die Meisterin ihren brummenden Eheherrn zu Tische, der sein Mittagsmahl mit finsterm Gesicht in sich hineinschlang.

Als aber die Leute in die Werkstatt zurückgekehrt waren, warf er Löffel und Messer bei Seite und, indem er hastig auf und ab ging, rief er:

„Der soll's kriegen! Der soll's wahrhaftig kriegen."

„Wer denn, Vater?" fragte die Frau, die den Tisch abgeräumt hatte, und jetzt wieder in die Stube trat.

„Der Speisemeister!" fuhr Meister Peters heraus. „Warum hat er den Taugenichts fortgelassen? Er muß dem Gewerk für den Schaden aufkommen! Er muß für ihn büßen! Bei der nächsten Zahlung am Jahresschlusse ziehe ich es ihm ab. Und seine tüchtige Strafpredigt bekommt er in den Kauf."

„Nur heute nicht!" bat die Frau.

„Heute? Was heißt das, heute?"

„Nun, heute Abend. Der Speisemeister ist Dein alter Freund und der Pathe unseres Jungen. So lange wir miteinander das heilige Weihnachtsfest feiern und die Lichter auf dem Christbaum anzünden, ist er unser Gast gewesen. Da wird er doch auch heute nicht fehlen, meine ich, zumal ich noch den Stoffel hingeschickt habe und ihn bitten lassen, daß er nicht zu spät kommen soll."

„Hast Du? — Hm! — Das ist .... Nun gut, es ist einmal geschehen! Mit dem Gaste werde ich nicht schelten. In dem Stücke hast Du recht, das

schickt sich nicht. Aber nachher! Es soll ihm nichts geschenkt sein."

„Du sollst auch recht vergnügt sein, Vater! Ich werde den großen Kachelofen noch ein Mal heizen, damit es fein warm bleibe, und wir Aepfel braten können nach Herzenslust; die Fische plätschern draußen im Zuber, der Feststollen ist prächtig gerathen und ein Würzbier will ich bereiten, wie Du es noch nicht besser getrunken hast. Muß doch Ehre einlegen mit meinem Schmause bei unserm holländischen Gast."

„Holländischer Gast? Was ist das nun wieder? Wer ist mein holländischer Gast?"

„Nun das muß ich sagen! Wie kannst Du so wunderlich fragen? Unsere Hausgenossin, meine ich, die oben im Erkerstübchen wohnt. Sie hält sich so eingezogen, als eine Nonne in ihrer Zelle und ihre Magd ist ein stilles und manierliches Kind, die nicht mit den andern Mägden trätscht und die Herrschaft bei den Nachbarn herumträgt. Die können wir doch nicht so still da sitzen lassen, wenn hier unten jubilirt werden soll, meine ich, und ...."

„Du meinst immer, was ich nicht meine!" platzte Meister Peters heraus. „Was soll ich mit einem Gaste, der, so lange er im Hause ist, kaum zehn

Worte mit mir gesprochen hat, von denen ich neune nicht verstanden? — Nichts da!"

„Sei doch nicht so barsch, Vater! Sie ist unsere Hausgenossin; Du bekommst Deinen Wochenzins reichlich und zur rechten Zeit, sie hält sich still und ehrbar und fällt keinem zur Last. Was kannst Du also vernünftigerweise gegen sie haben?"

„Was ich gegen sie haben kann?" entgegnete eifrig der Meister. „Höre Einer die Frau! Als wenn ich nichts gegen sie haben könnte! Tausenderlei könnte ich! Aber, das dauert mir zu lange und ich sage kurzweg: ich will nicht! Und wenn ich das erst gesagt habe: . . ."

„Ja!" sprach lächelnd die Meisterin, „wenn Du das erst gesagt hast, ist Alles aus!"

„Nun damit Lied am Ende!"

„Ich habe mich also geirrt. Weißt Du was, Peters? Du kannst es ganz zu Ende bringen. Geh hinauf zu ihr; — klopfe aber auch erst fein manierlich an die Thür, ehe Du hineingehst, wie Du es bei dem Herrn Geheimderath zu machen pflegst, wenn Du zu ihm von wegen der Kundschaft gehst — und sage: „Meine Frau hat Sie zum heiligen Abendschmause gebeten, allein, daß Sie es weiß, das Weib hat im Hause nichts zu sagen, darin bin ich Herr. Ich will

aber von dem Besuche nichts wissen, darum bleibe Sie hübsch wo Sie ist und damit gut!"

Der Meister konnte nichts mehr sagen, seine Frau hatte ihn gefangen. Zwar brummte er noch mancherlei in den Bart, aber er fügte sich in sein Schicksal, ließ sich das Sonntagswamms und die Festmütze aufschwatzen, zog die Schuhe mit den großen silbernen Spangen an, und putzte dann mit seiner Frau gemeinschaftlich den stattlichen Weihnachtsbaum heraus, den die Lehrburschen Tages vorher aus der Spandauer Haide hereingeholt hatten.

Schon dämmerte es stark und man konnte die kleinern Gegenstände in der Stube nicht mehr recht erkennen, da ward die Thür aufgerissen und hinein flog ein junger Mann, der mit dem Ausrufe:

„Vater! Mutter! Da bin ich!" die beiden Alten in seine Arme schloß.

„Herr Jesus! Das ist der Hans!" rief die Mutter, ihren Sohn herzend und küssend. „Ist das eine frohe Weihnachtsbescherung! Ich muß niedersitzen! Hans, mein Sohn! Mein lieber Sohn, sei mir viel tausend Mal willkommen!"

„Dank, Mutter! Dank!"

„Nun? fiel der Meister ein. „Soll ich auch zu Worte kommen? Junge, wo kommst Du her? Wie

siehst Du aus? Ha! Ha! Ha! Ist der Bengel gewachsen! Hans, Du siehst ja Deinem Vater drei Zoll über den Kopf weg."

„Wie freut's mich, daß ich gewachsen bin!" sprach der Sohn.

„Gott sei gepriesen, daß Du da bist!" jauchzte die Mutter.

„Ja, Mutter! Und noch gerade zum heiligen Weihnachtsabend!"

„Nun sind wir da, wo ich sein will!" rief hastig der Vater, bei dem das heiße Blut wieder in Wallung gerieth. „Jetzt ist er da, aber nicht vor zwei Monaten, wie ich es befohlen hatte. Warum bist Du nicht zur rechten Zeit gekommen? Wo bist Du gewesen? Wo hast Du gesteckt? Antwort!"

„Nun, nun, Vater! Sei doch nicht so hitzig! Der Hans wird uns Alles sagen! Laß ihn sich nur erst erholen! Setze Dich, mein Sohn! Bist Du müde? Hungrig? Warte! Die Mutter wird schon für Dich sorgen."

Nachdem der Imbis besorgt war und Hans seinen Eltern erzählt hatte, wie er nicht hätte zur rechten Zeit kommen können, weil er in Frankfurt erkrankt wäre, fuhr er fort:

„Weil ich nun so weit war, daß ich mich allein

fortschleppen konnte, nahm ich den Wanderstab und schritt fröhlich zum Thore hinaus. Aber ich hatte mir zu viel zugemüthet, denn als es gegen den Abend ging, hatte ich kaum drei Meilen gemacht und mußte mich, mitten im Schneegestöber, auf einen Stein am Wege niederlassen, weil ich vor Mattigkeit nicht weiter gehen konnte. Ich bebte vor Kälte am ganzen Leibe und glaubte schon, das Fieber würde wiederkehren. Was hätte ich dann auf offener Straße angefangen? Da kam ein Mann des Weges daher, und als er mich sah, wurde er mir ein barmherziger Samariter. Er half mir auf die Beine, gab mir einen kräftigen Schluck und führte mich nach dem nächsten Dorfe, das ich mit eigenen Kräften nimmer erreicht hätte. Als ich am andern Morgen nicht weiter konnte, ist er bei mir geblieben, und hat mir einen heilsamen Trank bereitet, denn er ist in der Arzneikunde wohlerfahren, wie er sagte. Und das muß wahr sein, denn sein Trank hat mir gute Dienste gethan. Als ich endlich durch seine Pflege so weit war, daß ich wieder nach dem Wanderstab greifen konnte, hat er mich doch nicht verlassen, sondern bei mir ausgehalten, bis wir am Köpeniker Thor anlangten, wo die Reihe mich traf und ich den Führer machen mußte, denn mein Reisegefährte ist nie in

Berlin gewesen. Da habe ich ihn denn kurz und gut hierher gebracht, und denke, Ihr werdet ihn, bis er morgen eine Herberge suchen kann, wohl als Gast aufnehmen."

„Viel Tausend Mal soll mir der Mann willkommen sein, der meinen Sohn beschirmt hat vor großer Fährlichkeit!" rief Frau Peters aus; der Vater aber fuhr aus seinem Stuhl auf und schrie:

„Was? Noch 'nen Gast? Plagt Dich der Teufel!"

Die Mutter war längst hinaus, um den Fremden zu begrüßen, den der Sohn einstweilen in die Werkstatt hatte eintreten lassen, aber sie kam bald darauf zurück und fragte leise, mit bebenden Lippen:

„Ist Dein Gast der alte Mann, der dicht an der Thür auf einem Schemel sitzt und einen langen, spitzen Bart trägt?"

„Der ist's, Mutter!"

„Ach Gott, mein lieber Sohn, was wird das werden? — Ja, Vater! Wenn wir bedenken...."

„Was bedenken! Was giebts zu bedenken?"

„Bedenken, will ich sagen... daß der Mann, der draußen wartet, unsern Hans so treulich beigestanden hat, und daß wir Christen sind, die besonders am heiligen Weihnachtsfeste Barmherzigkeit üben sollen in Wort und That...."

„Was wird das für eine Litaney?" unterbrach der Vater sie ungeduldig. „Kurz und gut mit der Sprache heraus! Wer ist der Fremde?"

„Allbarmherziger, steh mir bei!" stotterte die Mutter. „Ich glaube, er ist...."

„Ein Jude, Vater!" fiel der Sohn ein.

„Ein Jude! — Plagt dich...! Hinaus mit dem Kerl! Augenblicks! — Ein Jude in meinem ehrbaren Hause! Werft ihn hinaus!"

„Ja, Vater!" entgegnete Hans ruhig. „Ein Jude, der Deinem Sohn das Leben gerettet hat, der sonst auf der Landstraße hätte elendiglich umkommen müssen. Ein Jude, der mich mit seinem Brode genährt, mit seinem Leibe beschützt hat gegen Sturm und Unwetter, ein armer alter Mann, der seinen letzten Heller für mich verwandte."

„Er soll ihn wiederhaben! Ich will ihm dreifach zählen, was er für Dich ausgegeben hat! Aber aus dem Hause soll er mir gleich! Weg mit ihm nach dem Judenhof!"

„Dann will ich mit ihm gehen, Vater! Er hat's um mich verdient! Ich will ihm den Weg weisen, und ihn nicht verlassen, bis ich sehe, daß es ihm wohlgeht, Vater."

„Gut! Sehr gut!" brauste der Alte auf. „Geh

zu den Juden! Zu den Heiden! Zu den Türken! Wohin Du willst. Ich halte Dich nicht! — Ist das eine Weihnachtsbescherung! — Was stehst Du noch da? Mach', daß Du fort kommst mit Deinem Juden!"

„Da ist er!" sagte die Mutter.

Ein kleiner magerer Jude mit eingefallenen Wangen und spitzem Barte, den Rücken gekrümmt, erschien, auf seinen Stock gestützt, in der Thür:

„Gott Abrahams, was für ein Lärm! Junger Mann, ich kann doch wohl finden den Weg nach dem Judenhof allein. Bleibe Er nur bei'm Vater."

„Ein Jude bei'm Christbaum! Das ist mein Letztes!" sagte Meister Peters und warf sich in den Lehnstuhl.

„Ich will nich verderben Eure Christenfreude," fuhr der Jude fort. „Was seid Ihr für Leute, daß Ihr flucht und schwört an dem heiligen Sabbath, da Euer Messias is geboren? Habe ich Euch Böses gethan, daß Ihr mich so grimmig anschaut? Ich bin Eurem Sohn beigestanden und habe ihn, geheilt vom bösen Fieber, in Euer Haus gebracht, nun gehe ich weiter. Wenn's nich is christlich, zu herbergen den Mann eine Nacht, der das verlorene Kind wiederbringt, so is es gut; ich hab's Christengesetz nicht gemacht! Gott bessers!"

„Bleib, Moses!" bat der Sohn. „Du gehst nicht! Ich bin Dir schuldig, viel schuldig!"

„Das wird bezahlt!" fuhr der Vater hochmüthig dazwischen. „Was beträgt's? Ich will es gleich aufzählen."

Der Jude trat einen Schritt näher und sah den Meister fest an:

„Als wir treffen zusammen auf dem Markt, oder auf der Meff', oder wo sonst der Handel is erlaubt und gang und gäbe, da will ich mit Euch schachern und wuchern, und will suchen für meine Waare von Euch zu bekommen, was Ihr nur habt in Eurem Vermögen, denn das is mein Gewinn und Gewinn is mein Segen. Aber wann ich thue etwas um die Barmherzigkeit, weil es mir das heilige Gesetz befiehlt und mein Herz, das kann kein Mensch bezahlen. Was wollt Ihr geben für einen Trunk Wasser, den ich mit Lebensgefahr habe geschöpft am Abgrund? Was wollt Ihr bezahlen für ein Stück Brod, das ich mir habe abgedarbt, damit Ihr nicht sollt verhungern? Was könnt Ihr zahlen für einen Liebesdienst am Krankenbette, wo ich mir kann holen die Pest und das böse Zeug für meine Gutthat? Nu? Was könnt Ihr antworten? Nichts könnt Ihr ant-

worten. Ihr müßt die Augen niederschlagen und schweigen vor 'nen alten, schwachen Mann."

Meister Peters war ganz still geworden und sah vor sich nieder, die Mutter aber faßte sich ein Herz und sagte:

„Nein, da sei Gott für, daß ich mich so versündigte! Kommt, alter Mann! Ihr habt mir meinen Sohn gebracht und Ihr sagt recht, daß wir Euch das nicht bezahlen können. Aber wir wollen's Euch von Herzen danken und mit Euch das Brod in Liebe brechen."

Sie reichte ihm die Hand und führte ihn zum Sitz am Ofen, ohne sich um den Hausherrn zu kümmern, der brummend den Kopf schüttelte; als sie aber glaubte, es sähe Niemand, hatte sie schnell ein Tüchlein aufgerafft, um sich die Hand von der unsaubern Berührung zu reinigen.

Während dessen kam der Speisemeister trippelnden Fußes und Lächeln auf den Lippen daher, seine Bescherung in der Tasche und voll Freude bei dem Gedanken an den bevorstehenden Schmaus; er grüßte mit freundlichem Nicken, trat verwundert einen Schritt zurück, als er das brummige Gesicht des Hausherrn, sowie das betrübte der Hausfrau sah und schrie vor Staunen laut auf, als er bei einer Wendung des

Kopfes am Ofen seinen Pathen neben dem bärtigen Juden erblickte:

„Ach, du guter und gerechter Gott! Was muß ich Alles erleben! Gestern einen menschenfressenden Seemann, der mir meinen Pflegebefohlenen entführt, und heute meinen Pathen, aus der Fremde heimgekehrt, mit ... mit ..."

„Mit einem Manne, Herr Pathe!" rief Hans erregt, „dem ich's Leben danke und dem Jeder, der es gut mit mir meint, für seinen Liebesdienst die Hand drücken wird."

„J! J! J! Wie ging denn das zu?" fragte der Speisemeister und trippelte weiter zur Hausfrau, als hätte er seinen Pathen nicht verstanden. Ich komme wohl gar ungelegen, Frau Gevatterin?"

Alle fühlten sich in einer unbehaglichen Stimmung. Die Mutter, um dem Allen ein Ende zu machen, zündete die Lichter auf dem Christbaume an, und rief die Hausleute herbei, damit Jeder seine Bescherung empfange. Als Meister Peters die fröhlichen Gesichter um sich sah und Jeder der Beschenkten ihm danksagend die Hand drückte, vergaß er seinen Verdruß, und rief nach dem schäumenden Bierkruge für sich und seinen Gevatter, als plötzlich die

Thür aufgerissen wurde und noch Jemand mit dem Ausrufe hereinplatzte:

„Guten Abend beisammen! Hier ist noch ein Weihnachtsgast!"

„Ist denn hier eine offene Herberge, wo Jeder nach Belieben kommen kann, wie es ihm einfällt?" rief der Hausherr. „Mein Haus ist viel zu klein für so viele ungebetene Gäste! He! Wer ist denn der Hans Ungestüm?" Und den Neuangekommenen näher in Augenschein nehmend, fuhr er zurück: „Wie? Was? Du bist's, Taugenichts?"

„Ja, ja, Meister, ich bin's!" rief Gottlieb Schwalbe fröhlich. „Wohl ein Bischen verändert seit gestern Abend, allein bloß von Außen; hier inwendig aber ist Alles wie vordem. Ich bin der Gottlieb ganz und gar, nur daß ich nicht mehr krank, sondern gesund und nicht mehr Schuster, sondern ein Seemann bin, oder eigentlich einer werden will. Ja! Ja! Seht mich nur an! Das blaue Jäckchen mit den blanken Knöpfen, die stattliche rothe Schärpe und der breitkrämpige Hut mit dem kurbrandenbürgischen Wappen! Respekt dafür!"

„Hinaus mit Dir, Du Landstreicher! Du Vagabond! Hinaus aus meinem Hause," rief der Meister erbost. „Ich kenne Dich nicht mehr und wenn

Du nicht von selbst gehst, so sind Fäuste genug da, Dich hinauszuwerfen!"

„Hört, Meister Peters! Ich rathe Euch Gutes!" fiel Gottlieb Schwalbe rasch ein. „Ich kam daher, um in Frieden von Euch Abschied zu nehmen, weil's in diesen Tagen mit mir fortgeht, Gott weiß, wohin. Zum Schustergewerk hatte ich nun einmal nicht besondere Lust und da warf ich das Handwerkszeug lieber gleich hin, als daß ich ein Pfuscher bliebe für Lebenszeit."

„Hört doch den Großprahler!" rief der Meister. „Spricht, als ob er meines Gleichen wäre, und ist... Aber ich will mich nicht ärgern! Geh, lauf in Dein Elend, ich Dich nicht halten. Aber da Du doch einmal hier bist und so groß thust, als wärst Du, Gott weiß was, geworden, so sollst Du nicht eher von der Stelle, bevor Du Deine Schuld bis zum letzten Heller abgetragen hast. Keinen Schritt lasse ich Dich gehen und wenn der Teufel selbst Dich von hier holen wollte."

„Pah!" lachte Gottlieb Schwalbe. „Wenn's eben weiter nichts ist!"

„Spotte nicht, Söhnchen!" sprach begütigend hinzutretend der Speisemeister. „Sei nicht trotzig, sondern kehre vielmehr als ein räudiges Schäflein

wieder. Bedenke, daß die Summe, die Du zu zahlen hast, nahe an zwei Thaler beträgt."

„Zwei Thaler!" schrie Gottlieb Schwalbe. „Und nicht einmal voll? Schade, daß es nicht mehr ist! Es könnten eigentlich auch fünfe sein! Zwei Thaler also? Da sind sie.

Und mit den Worten warf er zwei harte Thalerstücke auf den Tisch.

„Ach, du grundgütiger Gott, was ist das?" rief der Speisemeister erschrocken aus; Meister Peters aber fuhr auf seinen ehemaligen Lehrling los und faßte ihn bei der Brust:

„Wie kommst Du zu dem vielen Gelde? Wo hast Du es her, Unglückskind? Ist das ein Weihnachtsabend! — Willst Du reden, Bube!"

„Das brauche ich nicht!" entgegnete Gottlieb Schwalbe rasch. „Und laßt Ihr mich nicht augenblicklich los, sollt Ihr nichts erfahren, wenn Ihr auch noch zehn Mal so grimmig um Euch blickt! Wenn Ihr aber manierlich sein wollt, sage ich Euch, daß Seine Gnaden, Herr Benjamin Raule, mich heute Morgen selbst für den Schiffsdienst Seiner kurfürstlichen Durchlaucht geworben hat, daß er freundlich mit mir sprach und mir fünf harte Thaler, sammt einer tüchtigen Vermahnung, die ich mir in's Herz

geschrieben habe, verehrt hat. Und somit bin ich nun kurbrandenburgischer Deckläufer und Bootsmannsjunge, und . . . ."

Gottlieb Schwalbe wurde in seiner Rede unterbrochen, denn in der Thür erschien ein neuer Gast. Es war eine ältliche Frau von hohem Wuchse und würdiger Haltung; sie trug Trauerkleider nach holländischem Schnitt und eine blendend weiße Haube schloß sich so fest an den Kopf, daß kein Haar zu erschauen war.

„Guten Abend beisammen!" sprach sie mit etwas fremdländischem Accent.

Bei dem Ton dieser Stimme fuhr der Jude von seiner Bank auf: „Gott Abrahams! Was ist das für eine Stimme?"

Die fremde Frau wandte sich um. Sie sah den Juden vor sich stehen und fragte erregt:

„Seid Ihr es, Moses? Wie kommt Ihr daher?"

„Ich bin's! Gepriesen sei der Gott meiner Väter, daß ich Euch endlich finde! Ich habe Euch lange vergebens überall gesucht." Und mit den Worten fuhr der Jude fort, hastig eine Sprache zu reden, die Keiner der Anwesenden verstand.

Die Fremde hörte ihn anscheinend ruhig an. Als der Jude schwieg, sprach sie zu dem Hausvater:

„Ich wollte ein Stündchen fröhlich mit Euch hinbringen, aber es soll nicht sein! Dieser Mann, dem ich so unerwartet begegne, bringt mir wichtige Nachrichten. Ein anderes Mal also. Gute Nacht beisammen!"

Sie ging die Treppe hinauf und der Jude folgte ihr auf der Ferse.

„Gott steh uns bei!" sprach der Meister tief aufathmend. „Was sind das für Begebenheiten in einem ruhigen Bürgerhause. Ich fahre aus der Haut!"

„Thut's nicht!" bat begütigend der Speisemeister. „Es würde Euch gereuen, sintemal Niemandem wohler ist, als in seiner eignen Haut. Laßt uns lieber niedersitzen und einen ehrbaren Diskurs führen. Der Hans soll uns von seinen Reisen erzählen, während Eure Hausfrau uns das Mahl bereitet."

„Das soll er, damit nur endlich heute Abend einmal Ruhe wird. Aber, Gott helfe mir, Morgen mache ich reines Haus! Setzt Euch dort auf die Bank beisammen; Ihr, Speisemeister trinkt den Krug an, und Du, Hans, schwatze von dem was Du weißt und nicht weißt, damit ich auf andere Gedanken komme."

„Und ich, Meister?" fragte Gottlieb Schwalbe.

„Da Du nun einmal ein vornehmer Mann ge-

worden bist und Deine Schuldigkeit entrichtet hast, so magst Du hier bleiben! Und nun fange an, Hans, fange an!"

Und Hans begann so ergötzlich zu erzählen, daß der Vater allmählich all' seine Kümmernisse vergaß, und als eine Stunde später die Hausfrau den Tisch deckte, der sich fast unter der Last der festlichen Speisen beugte, war Meister Peters einer der Vergnügtesten und versicherte später jedem der Gäste besonders, daß er nie einen so fröhlichen Weihnachtabend verlebt habe, als gerade heute.

Siebentes Kapitel.

Die Damen, welche den Dienst bei der Kurfürstin hatten, saßen in dem großen Empfangs-Gemache ihrer Gebieterin mit kunstvollen Stickereien beschäftigt. Sie lachten und kicherten mit einander über wichtige und unwichtige Angelegenheiten des Hofes, die ihre Theilnahme völlig in Anspruch nahmen. Nur Eine von ihnen saß abgesondert von den Uebrigen in der Fensternische und schaute, den Kopf in die Hand gestützt, gedankenvoll hinunter in den Lustgarten, wo viele Herren und Frauen, den schönen hellen Wintertag benutzend, auf- und abgingen.

„Seht doch nur, wie sie wieder da sitzt!" flüsterte Fräulein von Ramin der jungen Gertrud von Rochow zu. „Sie blickt so kalt und vornehm um sich, als ob sie gar nicht zu uns gehörte und etwas sonderlich Appartes vorstellte."

„Das dünkt sie sich auch zu sein, meine gute

Renate," antwortete Gertrud von Rochow. „Meint Ihr denn, Fräulein von Bredow halte sich für ein gewöhnliches Menschenkind, wie unser Eine? O, mit nichten!"

„Freilich!" fiel Fräulein von Bork ein, „ist sie um ein ansehnliches gewachsen, seit sie einen Vetter bei Hofe hat, der im Lande der Mohren gewesen ist und darüber beinahe selbst zum Mohren ward!"

„Ja," unterbrach die Rochow wieder. „Am besten ist es aber, man achtet nicht auf sie, denn sonst ist mit ihr gar nicht mehr auszukommen; dünkt sie sich doch schon jetzt fast soviel, als die gnädigste Frau Kurfürstin selbst."

Diese letzten Worte waren absichtlich mit lauter Stimme gesprochen worden. Fräulein von Bredow, die sie wohl gehört hatte, wandte sich erröthend vom Fenster ab. Sie fühlte, daß sie der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit war, und um dem peinlichen Auftritt ein Ende zu machen, fragte sie:

„Die Damen wissen wohl nicht, ob Ihre kurfürstliche Durchlaucht Dero Gemächer bald verlassen werden?"

Ein lautes Gelächter erhob sich bei dieser Frage, denn es war noch keine Stunde verstrichen, seit die Kurfürstin das Schloß verlassen hatte, um nach ihrem

Garten in der Spandauer Vorstadt zu fahren, wo in dem Gewächshause über Nacht eine besonders seltene Blume zum Vorschein gekommen war.

„Nun, das muß wahr sein, Fräulein von Bredow!“ sagte die muthwillige Ramin mit vollem Lachen. „Hat die Frau Kurfürstin bei'm Wegfahren Euch nicht ein besonders duftiges Sträußchen versprochen und nun fragt Ihr, ob sie schon aufgestanden ist? Das ist lustig!“

In diesem Augenblicke trat die älteste Kammerdame der Kurfürstin, die ehrwürdige Frau von Putlitz ein. Sie sah die Aufregung der jungen Damen und schnell zu ihrem Spinnrocken eilend, der augenscheinlich in Gefahr schwebte, umgeworfen zu werden, rief sie aus:

„Ich beschwöre Euch, meine Damen, mäßigt Euch! Euer Gelächter erregt die Aufmerksamkeit der Pagen und Lakaien in den Vorzimmern. Was kann möglicherweise die Ursache solcher Aufregung sein?“

„Nun, gnädigste Frau,“ nahm die Rochow das Wort, „dem Fräulein von Bredow hat es beliebt, sich uns gegenüber völlig räthselhaft zu benehmen. Aber ich meine, man braucht, um das Geheimniß zu durchdringen, keiner der sieben weisen Meister zu sein. Wenn man sich täglich von fremden, fabelhaften Län-

dern und Völkern unterhält, oder unterhalten läßt, muß man wohl die Heimath allmählich vergessen. Wie hießen doch noch die halbwilden Menschen, da weithinaus über's Meer, wo sie mit langen Röhren sich dicken Dampf in's Gesicht blasen und verbranntes Korn in heißes Wasser schütten, um es zu trinken?"

„Welch abscheuliche Lebensart!" fiel Frau von Putlitz ein. „Wie ist es nur möglich, daß dergleichen Horreurs von jungen vornehmen Damen mögen berührt werden? Herr von der Gröben sollte angewiesen werden, dergleichen unanständige Geschichten für sich zu behalten, mindestens aber nicht in Gesellschaft von Damen damit groß zu thun. Ich werde mit Ihro kurfürstliche Durchlaucht darüber reden."

„Ja, Herr von der Gröben nimmt sich manches Mal besonders viel heraus!" entgegnete lebhaft Fräulein von Bork. „Ich bitte Euch um Verzeihung, liebe Bredow; ich weiß wohl, daß jener Herr Euer liebwerthester Vetter ist und ich habe alle mögliche Achtung für seine sonstigen Meriten, aber er hat doch auch während seines Aufenthaltes unter den Armeniern, oder Türken, oder Aethiopiern, oder wie diese Heidenvölker heißen mögen, viele böse Manieren angenommen, die ihn nicht besonders liebenswürdig

machen. Oder wäret Ihr anderer Meinung? Je nun, wie solltet Ihr nicht! Er ist ja Euer Verwandter!"

„Und wenn er auch nicht mein Verwandter wäre!" entgegnete Fräulein von Bredow leicht erregt, „so würde ich doch einen Mann bewundern, der bei so jungen Jahren schon so Vieles erlebt hat!"

„Recht!" sprach Frau von Putlitz. „Ich denke der junge Herr war kaum siebzehn Jahre alt, als er Hals über Kopf in die Welt hinausstürmte. Was er nur davon hatte!"

„Ich denke, das begreift sich!" fuhr die Bredow fort. „Wer im Besitz eines friedlichen Plätzchens in der Heimath ist, das er mit aller Bequemlichkeit bewohnen kann, und doch sich Alles dessen entschlägt, um unter fernen Himmelsstrichen Noth und Entbehrungen aller Art zu erdulden, und täglich sein Leben in Gefahr setzt, Alles nur in der Absicht, um seinem Vaterlande mit der Erforschung fremder Welttheile zu dienen, und sie mit den Völkern derselben in Verkehr zu bringen, der sollte wohl insofern unsere Achtung verdienen, daß er des Verspottens enthoben wäre, wenn er auch nicht so feine Manieren zur Schau trägt, als so manche unserer Junkherren, deren Verstand sich im Ringe drehen würde, dächten

sie daran, sie müßten einmal, allein und unbeschützt, über das Weichbild von Spandau hinaus."

Dies gab zu einem neuen Gelächter Anlaß, dieses Mal auf Kosten einer andern Dame, von deren Bruder es bekannt geworden, daß er sich eines Tages, während eines Rittes nach dem Havellande, in den Wäldern der Priegnitz verdahlte, und sich mit einem Eid vermessen hatte, er wolle nicht wieder ohne kundiges Geleit über die Havelbrücke bei Spandau reiten.

Die Dame sah das Fräulein von Bredow, die den Angriff so geschickt von sich abgeleitet hatte, mit einem vernichtenden Blicke an, und sagte, ein Stück Papier hervorziehend:

„Dergleichen Spöttereien fallen auf den Spötter zurück, denn Jedermann weiß, daß der Cavalier, auf den der arge Ausfall gemünzt ist, solche Worte nicht aus Furcht sprach, sondern um kund zu thun, daß er nicht aus purem Müßiggange in der Welt herumziehen wollte, sondern nur wohl gewappnet und stark gerüstet, zur Bekämpfung der Landesfeinde. Trotz solcher edlen Gesinnung hat er sich nie so unverschämt loben lassen, als gewisse andere Junkherrn, wie es hier gar ergötzlich zu lesen ist."

„O, zeigt doch her, Fräulein Elisabeth! Zeigt her!"

baten die übrigen Damen und suchten das Blatt Papier zu erhaschen, das Jene in der Hand hielt, und Fräulein von Bredow, die, schnell in ihrem Arbeitskörbchen nachsuchend, etwas vermißte, rief lebhaft erröthend:

„Das ist schändlich!"

„Nur nicht Alle auf ein Mal!" sprach Fräulein Elisabeth, freudig aufgeregt, daß es ihr jetzt gelingen werde, ihrer Gegnerin den Spott von vorhin zehnfach zurückzugeben. „Die Mohrenreise des Junkherrn von der Gröben, die derselbe sogar zum Druck befördern will, hat drüben in Preußen den Herrn Diakonus an der Domkirche zu Marienwerder also begeistert, daß er folgende Verslein auf dies Buch gemacht, das noch gar nicht ein Mal fertig ist. Wollen die Damen solche hören? Sie sind sehr ergötzlich."

„Ja! Les't! Les't! Wir bitten!"

„Nun! Der Herr Diakonus, Bartholdus Klügelsmann geheißen, reimt in seinem Lobgedichte folgendermaßen:

Ulysses ist zwar todt, Columbus lebt nicht mehr,
Doch willt Du Beide sehn? Thu diesem Buch die Ehr',
Und lies es unpartheiisch, Du wirst gestehen müssen,
Daß Der und Jener sich Herrn Gröben legt zu Füßen.

„Ach! Das ist herrlich! Das ist herrlich! Zu den Füßen des Herrn von der Gröben!"

„Ich weiß nicht, weshalb die Fräuleins darüber zu lachen vermögen!" fiel Frau von Putlitz im hohen Grade erzürnt, den Uebrigen in die Rede, „da ich nur begreife, daß solcherlei Abgeschmacktheiten für einen Cavalier im höchsten Grade beleidigend sind. Hätte der Herr Diakonus von einer wahrhaften Courtoisie nur die allergeringsten Begriffe, so würde er nicht, selbst in einem Poëm, einen Edelmann zu den Füßen eines andern niederknieen lassen!"

Die erzürnte Dame wurde in ihrem Eifer unterbrochen, indem die Thüren sich öffneten und die Kurfürstin mit ihrem hohen Gemahl in das Gemach trat.

„Nun, meine Damen!" fragte die Kurfürstin bei'm Eintreten. „Welche Aufregung herrscht unter Euch? Die schönen Bordirungen liegen unbeachtet am Boden und sogar der Wocken unsrer ehrsamen Putlitz ist nicht dem allgemeinen Sturme entgangen. Was gab es hier?"

„Halten zu Gnaden, durlchauchtigste Frau Kurfürstin!" entgegnete die würdige Kammerdame mit tiefer Verneigung. „Ich habe mich allerdings anzuklagen, daß ich auf eine allzu unmodeste Art in Alteration gerathen bin, aber ein Poëm, welches hier so eben zum Lobe des Herrn von der Gröben verlesen ward . . . ."

„Ein Gedicht!“ fiel der Kurfürst ein. „Und ein Gedicht zum Lobe des Herrn von der Gröben, meines vielgereisten und vielbelesenen Kammerjunkers? Darf man es auch hören?“

„Fräulein von Ramin hat es so eben in Händen,“ sagte Frau von Putlitz, und kann es, mit Genehmhaltung vor Eurer Kurfürstlichen Durchlaucht sogleich vorlesen.“

„Ja, leset es vor, Fräulein! Wir werden dann hören, was der Poet so Böses verschuldet.“

Das Gedicht ward gelesen und die Kurfürstin fragte: „Was hat Euch denn so sehr daran mißfallfallen, meine gute Putlitz?“

„Daß der Poet, — und wäre er zehn Mal ein Geistlicher, ich muß es sagen! — daß ein Poet, sage ich, die Unverschämtheit hat, zu sagen, daß ein Paar Edelleute vor einem Andern, als ihrem Landesherrn, in der Absicht hingekniet sind, um ihn gewissermaßen zu adoriren. Das ist eine Freiheit, die man sich nun und nimmer, und wäre es als bloßes Symbolum, gestatten sollte.“

„Nun denn, meine gute Frau von Putlitz,“ antwortete der Kurfürst mit unterdrücktem Lächeln, „es mag sein, daß der Poet diese Herren sich allerdings etwas zu sehr demüthigen läßt, doch wollen wir, um

seines geistlichen Standes willen, diese Freiheit mit dem Mantel der christlichen Liebe zudecken. Aber wie kommt es, daß die Damen meiner Gemahlin sich so angelegentlich mit einem meiner Cavaliere und den auf ihn gemachten Versen beschäftigen?"

„Wenn mein durchlauchtigster Gemahl es verstattet," entgegnete die Kurfürstin zwischen Ernst und Milde getheilt, „so erforsche ich den Grund dieser Theilnahme wohl gelegentlich und bringe ihn dann zu Ew. Liebden Kenntniß. Es ist den Damen unseres Hofes wohl bekannt, daß wir Heiterkeit und Frohsinn in unserer Umgebung gern gestatten und nach Kräften fördern, so lange er sich mit Dem verträgt, was wir für sittsam und ehrbar halten. Und da wird es sich bald finden, ob ich mit gutem Gewissen all' die Sträußlein vertheilen darf, die ich aus meinem Gewächshause mitgebracht habe."

Da trat der Kammerjunker von der Gröben ein und blieb mit einer Verneigung an der Thür stehen. Er war ein kräftig gebauter, junger Mann von fünf und zwanzig Jahren, der durch seine mannigfachen Reisen, die er unternommen, hinlänglich abgehärtet war. Auf seiner hohen Stirn hatten Muth und Entschlossenheit ihre Siegel gedrückt, aus den dunklen Augen blitzte geistiges Feuer, und die Lippen umspielte

das Lächeln einer gutmüthigen Ironie. Der Kurfürst hatte ihn nicht sobald erblickt, als er ihm winkte näher zu kommen:

„Ihr erscheint zur rechten Zeit, Gröben, um mir Rede zu stehen. Woher kommen diese Verse, die der Diakonus von Marienwerder auf Euch gemacht hat, und die nun sämmtliche Damen unserer Gemahlin in Aufruhr bringen, absonderlich Frau von Putlitz, die solche Huldigungen, wie Euch darin zu Theil werden, nimmermehr gut heißen kann."

„Ich bin sehr froh darüber," entgegnete der Kammerjunker, „daß die hochedle Frau von Putlitz so denkt, denn ich bin, in Wahrheit, gleicher Meinung, und es bestätigt sich wieder das alte Wort, daß die Putlitze und die Gröbens in Gesinnung und That stets Hand in Hand gehen. Ich kann übrigens Euer kurfürstlichen Durchlaucht versichern, daß ich zwiefach unschuldig bin, weil ich zunächst eine solche elende Reimerei nimmer gut geheißen, dann aber sie meiner schönen Cousine nur ganz im Vertrauen, als ein Curiosum, mitgetheilt habe, weshalb es mich allerdings wundert, daß sie solche zur allgemeinen Ergötzlichkeit serviret."

„Das habe ich nicht!" unterbrach Fräulein von Bredow lebhaft ihren Vetter. „Ich habe das Papier

in meinem Arbeitskörblein gehabt, aus welchem es mir, ohne mein Wissen entwendet worden."

„Bedenkt Ihr Euer Wort, Fräulein?" fragte die Kurfürstin ernst.

„Gewiß, gnädigste Herrin!" entgegnete Fräulein von Bredow, die Hand auf's Herz legend.

„Das wird ja immer ärger!" lachte der Kurfürst. „Nun, wir wollen es Euer Liebden überlassen, diesen Streit zu schlichten, da ich nicht länger hier verweilen darf, denn wahrscheinlich hat Herr von der Gröben eine Botschaft für mich?"

„Ja, durchlauchtigster Herr! Der Abgesandte Sr. Majestät des Königs von Frankreich, Vicomte Alençon bittet um die Gnade einer kurzen Privataudienz. Er hat mich beauftragt, Euer kurfürstlichen Durchlaucht zu sagen, daß heute früh sehr wichtige Briefschaften aus Paris bei ihm eingegangen wären, von deren Inhalt er Ew. Gnaden alsobald in Kenntniß zu setzen wünsche."

„Endlich denn!" unterbrach ihn der Kurfürst lebhaft. „Gewähre Euer Liebden mir gütigst Urlaub und sorgt, daß Ihr unter den Damen das Gleichgewicht wieder herstellt, sonst möchte das solenne Maskenspiel, das heute Abend stattfinden soll, nicht mit der gehörigen Munterkeit vor sich gehen, denn

sobald die Fräulein Ursache haben zum Schmollen, müssen es meistentheils die Cavaliere entgelten. Kommt, Gröben! Wo habt Ihr den Vicomte? Mich verlangt darnach, seine Botschaft zu hören."

Der Kurfürst schritt seinem Kabinette zu, wo der Vicomte von Allençon seit kurzem verweilte. Er war ein feiner, in der Schule von Versailles erzogener Cavalier, mit den höflichsten Manieren und einem scharfen Verstande. Als der Kurfürst eintrat, verbeugte sich der Abgesandte schweigend und erwartete ruhig den Beginn der Audienz.

„Ihr seid willkommen, Herr Vicomte," sprach der Kurfürst; „doppelt willkommen, wenn Ihr mir erwünschte Botschaft bringt. Was habe ich von Euch zu hören?"

„Seine Majestät, mein erhabener Gebieter," entgegnete der Gesandte, „hat mir befohlen, dies Allerhöchste confidentielle Schreiben in die Hände Ew. Durchlauchtigkeit niederzulegen, eine Pflicht, die ich mit dem größten Empressement zu erfüllen, mich beeile."

„Ich danke Euch, Herr Vicomte! Nehmt einen Sessel, wenn es Euch gefällt!" Der Kurfürst ließ sich nieder und überflog das königliche Schreiben, dann legte er es aus der Hand und sagte rasch:

„Hier lese ich nur höfliche Freundschafts-Versicherungen, die mir zwar von meinem königlichen Vetter sehr schätzbar sind, aber den Gang des Geschäftes nicht sonderlich fördern. Ohne Zweifel seid Ihr mit weiteren Instructionen versehen?"

„Wenn Ew. kurfürstliche Durchlaucht aus dem Schreiben meines erhabenen Souverains dessen Zuneigung für Ew. Gnaden entnommen hat, so will ich den Beweis führen, daß Sr. Königlichen Majestät von Frankreich nichts erwünschter ist, als das gute Vernehmen zwischen dem Hofe von Versailles und Ew. kurfürstlichen Durchlaucht wieder hergestellt zu sehen."

„So thue Frankreich dazu!"

„Das wird gewiß geschehen, soviel nur irgend möglich ist. Gleichwohl mögen Ew. kurfürstlichen Gnaden bedenken, daß Brandenburg aus eigner Machtvollkommenheit dem Bündniß gegen Frankreich beigetreten ist, ein Bündniß, das den Marken nicht sonderlichen Vortheil gebracht hat."

„Es geschah im Gefühl der Pflicht für mein Land!" entgegnete der Kurfürst bestimmt. „Ich durfte den Forderungen Frankreichs nicht fortwährend nachgeben, ohne mir selbst zu schädigen. Daß meine Bundesgenossen nicht treu an den Vertrag hielten,

ist nicht meine Schuld. Hätte Spanien nur zur Hälfte die von ihm übernommene Pflicht erfüllt!"

„Ja, wer hieß Ew. kurfürstliche Durchlaucht auch auf die Zusicherungen einer solchen Macht bauen? — Wer hoffte je im Ernst auf Gold aus Madrid?"

„Laßt die Erlangung desselben meine Sorge sein, Vicomte! Was habt Ihr mir zu sagen?"

„Möge Ew. Durchlauchtigkeit mein übereiltes Wort nicht mißfallen; aber wir sind in Versailles überzeugt, gnädigster Herr, daß Ihr die ungeheuern Summen, die Spanien Euch schuldet, nicht ohne Gewalt erlangt. Man muß diesen Hispaniern die Zähne weisen, wenn man sie geschmeidig machen will. Darum würden kurfürstliche Gnaden wohl thun, was man gutwillig weigert, sich mit Gewalt zu nehmen. Die Zeit naht heran, wo die spanische Silberflotte heimkehrt, ein geschicktes Manöver zur See und Ew. kurfürstliche Durchlaucht hat dreifach die jetzt vergebens beanspruchte Summe."

„Ihr übersehet wohl die geringe Kraft der jungen Seemacht Brandenburgs, Herr Vicomte?"

„Verzeihung, Ew. kurfürstliche Durchlaucht, nichts ist klein und unbedeutend, wenn es von einem rechten und starken Willen geleitet wird. Mit Erstaunen hat Europa die wachsende Macht Brandenburgs

gesehen, das in kurzer Zeit eine so ehrfurchtgebietende Stellung eingenommen hat, und jetzt auch zur See anfängt, die Schwingen zu entfalten. Ja, die Zahl Eurer Schiffe ist nur geringe, und ihre Officiere unerfahren im Seekriege, aber von Eurem Geiste beseelt, werden die Führer Eurer Flotte diese Mängel durch ihre Beharrlichkeit und Tapferkeit schnell verschwinden machen. Ich weiß gewiß, Eure Flagge brauchte nur in jenen Gewässern zu erscheinen, um sich das Ansehen zu erwerben, das Ihr gebührt."

„Ich höre einen gewandten Zögling des Hofes von Versailles," sprach der Kurfürst ernst, „aber, mein Herr Vicomte, ich liebe diese Sprache der Höflinge nicht."

„O nein!" fiel der Vicomte rasch ein. „Verwechseln Ew. kurfürstliche Gnaden nicht die Sprache der Höflinge mit der ungeschminkten Bewunderung eines Mannes, der auch schon oft bewiesen hat, daß er mehr vermag, als einen Wettkampf mit glatten Worten zu bestehen. Mein erhabener Souverain wünscht nicht allein, es möge Ew. kurfürstliche Durchlaucht gefallen, Repressalien gegen die Krone Spanien zu ergreifen, die sich trotz der vielen Stürme, die sie bedrohen, für so sicher hält, daß ihr Sturz ihr unmöglich dünkt. Nein, König Ludwig fordert Ew. kur-

fürstliche Durchlaucht sogar dringend zu ernstlicheren Maßregeln auf."

„Weiter, Herr Vicomte, weiter!"

„Mein Souverain ist für einen glücklichen Ausgang Bürge. Seine lebhaftesten Wünsche werden die Flotte der Brandenburger begleiten und sie verstärken."

„So seid Ihr gekommen, mir eine Hülfsflotte anzubieten?" fragte der Kurfürst rasch.

„Der sehnlichste Wunsch Seiner königlichen Majestät wäre erfüllt, dürfte Frankreich diesen öffentlichen Beweis seiner Vorliebe für Brandenburg geben. Aber Ew. kurfürstliche Durchlaucht weiß sehr wohl, daß eine höhere Politik es verbietet, diesem Ausbruche des wahrhaften Gefühls zu folgen. Allein, was nicht öffentlich geschehen darf, das wird, ich bin ermächtigt, es im Namen meines Königs auszusprechen, das wird insgeheim im reichlichsten Maße geschehen, denn Frankreich — Ihr seht, Herr Kurfürst, ich zeige Euch ein offnes Visir — Frankreich kann es nur wünschenswerth sein, Spanien von allen Seiten blosgestellt zu sehen. Man wird sofort Befehl ertheilen, daß die brandenburgische Flotte mit allen Mitteln versehen werde, die sie in den Gewässern, wo Frankreich herrscht, bedürfen sollte. Auf ein Wort von Euch,

Herr Kurfürst, öffnen sich nicht allein alle Häfen, die Frankreich in Europa und jenseits des Oceans besitzt, den brandenburgischen Schiffen, sondern wir stellen auch daselbst unsere Magazine und Vorräthe zu Eurer Verfügung. Ja, noch mehr; wo eine französische Flagge weht, soll Brandenburg berechtigt sein, sie als seine Bundesgenossin zu betrachten und ihre Hülfe in Anspruch zu nehmen. Sieht Ew. kurfürstliche Durchlaucht in diesem ehrlichen Anerbieten einen Beweis der wahren Freundschaft meines Souverains, so ist meine Sendung eine glückliche gewesen."

Der Kurfürst blieb einen Augenblick nachdenkend, dann wandte er sich zu dem Vicomte:

„Ich habe Eure Botschaft entgegen genommen, und werde die mir gemachten Vorschläge genau prüfen. Wenn Frankreich es wahrhaft treu meint, so wird Brandenburg ein nicht minder treuer Bundesgenosse sein. Auf Wiedersehen bei dem heutigen Maskenfeste, Herr Vicomte von Alençon!"

„Ich danke Ew. kurfürstliche Gnaden für die huldreichst gewährte Audienz. Möchte es mir doch vergönnt sein, das Band des Vertrauens, das diese beiden Völker bereits zu umschlingen beginnt, unauflöslich zu knüpfen. Ich nehme in Ehrfurcht meinen Urlaub, gnädigster Herr!"

Der Kurfürst war allein. In großer Bewegung ging er auf und ab, und mächtige Gedanken bewegten seine Seele. Er sah im Geiste seine Flotte die Wogen des atlantischen Oceans durchschneiden und ferne heidnische Völker an unbekannten Küsten erstaunt zu dem rothen Adler aufblicken, wie er mit ausgebreiteten Flügeln der mit Palmen bedeckten Goldküste zufliegt. Ein zweites Brandenburg jenseits des Oceans! — Das war der Riesengedanke, der in diesem Augenblicke die Seele des Herrschers entflammte.

Achtes Kapitel.

In dem kurfürstlichen Schlosse war reges Leben. Der große Banketsaal, die lange Reihe der Gemächer und die Corridore strahlten im hellen Kerzenlicht, die großen Credenztische waren mit Trinkgeschirren und zierlichen Anrichtungen bedeckt. Auf der hohen Tribüne des Banketsaales, gerade dem Baldachin gegenüber, unter welchem die Sitze des Kurfürsten und seiner Gemahlin sich befanden, standen die Trompeter und Pauker der Leibtrabanten, reich in Scharlach und Silber gekleidet, und hielten sich bereit, die fröhlichsten Tänze aufzuspielen zum lustigen Maskenfest.

Unten im Schloßhofe und vor dem hohen Portale drängten sich Männer und Weiber unter einander, um die Masken, welche in Sänften und schwerfälligen Kutschen von allen Seiten herbeigeströmt kamen, anzuschauen.

„Seht ein Mal, Nachbar Thieß!“ stieß ein Krä-

mer seinen Nebenmann an. „Da kriecht Einer aus seinem Kasten hervor, der hat ein pechkohlrabenschwarzes Gesicht."

„Ja, das ist ein Mohr, Gevatter!" sagte der Nachbar, der seines Gewerkes ein Kürschner war. „Kurios, daß es ein Land giebt, wo alle Leute so schwarz sind, daß man sie Mohren nennen muß!"

„So ist's, Nachbar Thieß! Und ich habe auch gehört, wie das Land heißt — wartet ein Mal — Mor — Mora — oder Mori . . . nun habe ich's! Morea heißt es!"

„Was Ihr sagt!"

„Nun, das ist doch wohl natürlich, daß in einem Lande, das Morea heißt, nur Mohren wohnen können, absonderlich, wenn sie noch dazu schwarz sind. Seht zu, was da kommt! Sind's auch Mohren?"

„Ei, das sind Ungarn, Gevatter! die kenne ich. Auf meiner Wanderung nach dem Reiche, habe ich sie in Wien dutzendweise gesehen."

„Und wie stattlich sie einhergehen!" sprach ein altes Weib, sich zwischen die beiden Meister schiebend, um besser sehen zu können. „Wißt Ihr nicht, werthe Herren, was es für welche sind, diese Junkherrn?"

„Den Teufel weiß ich!" brummte der Kürschner

der durch die Alte aus der vordern Reihe gedrängt war. „Gehe Sie mir aus dem Wege, oder . . . .'

„Platz! Platz!" rief es mit lauter Stimme und eine breite, vergoldete Kutsche rollte heran, vor welcher die Läufer mit hellbrennenden Fackeln herliefen. „Platz vor Seiner fürstlichen Gnaden, dem Herrn Herzoge von Anhalt!"

„Nun ja!" schrie ein vorlauter Bursche. „Das fehlt auch noch! Ist da nicht Platz genug für Euern Herzog und seine Kutsche? Was braucht Ihr ruhige Bürger zu stören, die ihrer Hanthierung nachgehen! Stößt mir der Kerl mit seiner Fackel beinahe das Auge aus und versengt mir das Wamms! Daß ich Dir nicht das Genick umdrehe!"

„Haltet doch Ruhe, Mann! Ihr seid ja unbeschädigt! Warum schreit Ihr denn so?"

„Ich soll wohl warten, bis ich lichterloh brenne! Hat der Bürger kein Recht zu schreien, wenn sie ihm das Letzte aus seiner Lade nehmen, um es in ihrem Uebermuth zu verprassen!"

„Ihr seid ein Tollkopf! — Wenn der Kerl nur nicht so dicht bei Einem stände!"

„Laßt Euch rathen, Mann! Seht Ihr nicht die Arquebusire auf der Treppe und im Hofe? So seid doch stille!"

„Ich will nicht! Schreien ist noch das Einzige, was ich kann!“

„Bis es an ein unrechtes Ohr kommt! Dann seid Ihr geliefert!“

„Meinetwegen! Und nicht nur die Vornehmen und Adelichen nähren sich von des Bürgers Schweiß; auch die Rathmänner thun's und die Gewerksältesten, die da oben mit junkeriren, während wir frohnden müssen, vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht.“

„Ihr müßt nur wissen, Nachbar Thieß,“ flüsterte der Krämer, indem er sich und den Freund unbemerkt von dem Tumultuanten zurückzog, „daß der großmäulige Kerl da, Zeit seines Lebens nichts gethan hat, sondern ein liederlicher Saufaus ist, der sein ererbtes väterliches Gut verpraßte, und nun aus purem Neid mit Jedem Hader sucht, der ein ganzes Wamms und eine volle Schüssel hat. — Aber seht, was da kommt! Ein neuer Aufzug!“

„Das sind die Rathmänner! Unsere Rathmänner! Juchhe! Ist doch eine große Ehre für die Stadt, wenn die Rathmänner mit aufs Schloß kommen und ihren Wein aus kurfürstlichen Bechern auf das Wohl der Stadt trinken dürfen. Es ist etwas Appartes darin, und giebt ihnen noch einmal soviel Respect auf der Rathsbank.“

„Wüßte nicht sonderlich viel daraus zu machen, Meister Dankbahr. Thut den Herren vom Rath nicht gut dieser Hofverkehr, sie lernen dabei das Scherwenzeln mehr als sie sollten, und denken den Teufel an das Wohlergehn der Bürger, das sie vertreten sollen. Absonderlich aber werden die Weiber so aufgeblasen davon, daß sie nicht wissen, ob sie in der Kirche, oder auf der Gasse, einer ehrsamen Bürgersfrau den guten Tag bieten sollen oder nicht."

Während die Rathmänner in großer Festkleidung, sammt ihren Frauen, der großen Treppe zugingen, und mit leichtem Kopfnicken die umstehenden Bürger grüßten, schlüpfte ein junges Bürschchen, als Harlequin gekleidet, die Treppe hinauf, und drängte sich durch die dort harrenden Lakaien, Trabanten und Hofbedienten in den großen Banketsaal, vor welchem zwei Hellebardiere in reicher Tracht Wache hielten.

Eine lautschmetternde Fanfare brauste durch den Saal, denn eben jetzt waren der Kurfürst und die Kurfürstin, sammt ihrem Gefolge erschienen. Sie gingen überall umher, unterhielten sich freundlich mit den geladenen Gästen und nahmen dann unter dem Baldachin Platz. Die Musik begann und alsbald stellten sich die Paare zu einem Reihentanze, der sich in weiten Kreisen durch den Saal hinzog.

An eine Säule gelehnt stand ein ernster Muselmann, und schaute sinnend auf das bunte Gewühl; eine Zigeunerin klopfte ihm leise auf die Achsel:

„Sohn Mahomets! Soll ich Dir weissagen?"

„Wenn Du es vermagst, reizendes Böhmenkind!" antwortete der Muselmann. „Welche Zukunft hast Du mir zu verkünden?"

„Daß es Dir schlimm gehen wird nach Deinem Tode, da Du schon bei Deinen Lebzeiten soviel des Ruhmes genießest! Du handelst gegen die Vorschrift Deines erhabenen Propheten und wirst deshalb der Strafe nicht entgehen, denn Du genießest zuviel Berauschendes. Die Poeten sollten Mitleid haben mit Dir und Dich schonen."

„Ich danke Euch, Fräulein von Ramin!" antwortete der Muselmann trocken. „Ihr zeigt, daß Ihr in der Kunst, eine Comödia zu repräsentiren, noch nicht sonderlich vorgeschritten seid, und zur Betreibung dieses Studiums vielleicht eine Reise nach dem Lande Italia mit vielem Nutzen machen möchtet."

Eine Nonne, die zu Beiden getreten war, legte die Hand auf den Arm des Muselmannes und sagte:

„Friede sei mit uns Allen!"

„Du hast recht gesagt, fromme Schwester!" fiel der Muselmann ein und wandte sich um: „Die kleine

Schlange ist verschwunden, ich kann ihr also kein beruhigendes Wort sagen. Aber weshalb klingt Eure Stimme so bewegt?"

„Es gemahnt mich, in meine Zelle zurückzukehren."

„Wie versteht Ihr das, Emma?"

„Ich habe Ihre kurfürstliche Durchlaucht gebeten, mir gnädigst Urlaub zu ertheilen, damit ich nach der Prignitz zu meiner vieltheuern Mutter reisen kann."

„Und weshalb? Ich bitte Euch, weshalb?"

„Ihr solltet nicht so fragen! Die Mutter bedarf meiner! Sie leidet und härmt sich in der Einsamkeit, während ich hier im Wohlleben schwelge. Es ist nicht kindlich von mir, sie noch länger vereinsamt zu lassen."

„Hört mich an, Emma! Ich habe Euch etwas Wichtiges zu offenbaren! Wollt Ihr mich hören?"

„Nicht jetzt! — Der Tanz hat geendet und alle Blicke sind auf uns gerichtet, wir sind erkannt. — Und dort kommt einer der Pagen Seiner Durchlaucht. Er winkt Euch."

Der Page näherte sich und sagte leise zu dem Muselmann:

„Verzeiht mir, Herr von der Gröben, wenn ich Euch störe, aber Seine Durchlaucht begehrt Euch sogleich zu sprechen."

„Ich werde gehorchen!“ antwortete dieser und folgte zögernd dem Pagen, einen vielsagenden Blick auf die Dame richtend, die zu einer Gruppe weiblicher Masken zurücktrat, in deren Mitte sich im vollen Hofstaat Frau von Putlitz befand und sich über die geringen Egards beschwerte, welche die Jugend dem reiferen Alter gegenüber zeigte.

Eine rauschende Musik erscholl und durch eine Seitenthür trat ein Zug von Lautenspielern und Schalmeienbläsern in den Saal. Ihnen folgten in langen Reihen zahllose Masken, prangend in den Costümen der verschiedenen Völker des Erdballs. Da waren allererst zu schauen Türken und Sarmaten, Afrikaner und Moskowiten, Asiaten und Mongolen, rothe Krieger aus dem Merikanischen Kaiserreiche und eine Schaar von Beduinen, die auf flüchtigen Rossen durch die Wüste ziehen; ja selbst ein Zug von reichgeschmückten Mandarinen aus dem fernen chinesischen Kaiserreiche befand sich unter der Menge. Sie zogen in feierlicher Prozession durch die Säle und neigten sich tief vor dem Kurfürsten, dem sie durch ihre Fürsten und Häuptlinge Geschenke und Huldigungen zu Füßen legen ließen, zum Zeichen, daß alle Völker der Erde kein größeres Begehren kennten, als sich vor der Größe des deutschen Für-

sten zu beugen. Als sie das Alles durch Pantomimen genugsam ausgedrückt hatten, vereinigten sie sich zu gemeinschaftlichen festlichen Tänzen.

Fern von dem Gedränge, welches in dem Banketsaal selbst und in den nächstgelegenen Gemächern stattfand, erblickte man in einem entferntern Kabinet drei alte Herren, in vorgeschriebener Hofkleidung, die Larven in der Hand, welche sich wenig um die allgemeine Freude kümmerten. Ihre ernsten Mienen deuteten an, daß wichtige Angelegenheiten sie beschäftigten und ihre volle Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen.

„Es ist, wie Ihr sagt, wertheſter Herr von Thumb," sprach der Erste von ihnen. „Die Hoffnung, daß wir Spanien zu einem Vergleiche in Güte bewegen können, ist gänzlich unterminiret, und präsentiret sich das ganze stolze Gebäu unserer Hoffnungen nur noch als ein wüster Trümmerhaufen."

„Also bereits geschehen! — Das ist betrübend, Herr Geheimderath! Nicht sowohl, weil es unsern Finanzen, die nicht allzuwohl bestellt sind, einen empfindlichen Schlag versetzt, sondern auch, weil unser durchlauchtigster Herr diesen Schimpf, so man uns angethan, nicht stillschweigend dulden darf, sondern nach Repressalien verlangen wird. Die aber sind immer mit vielen Lasten und Sorgen verknüpft,

und anstatt daß, wie wir gedachten, die Marken sich von ihren Mühseligkeiten erholen sollten, müssen wir sie aufs Neue bedrücken. — Aber woher ist Euch diese Kunde gekommen, daß Ihr Eures Wortes so gewiß sein könnt?"

„Dies habe ich hier so eben von meinem ehrenwerthen Collegen, den Herrn von Pyritz erfahren, so von dem Gange der Sache genau informiret ist, und mir die letzten Begebenheiten des Ausführlichsten mitgetheilt hat. Seid von der Güte, werther Freund und erklärt dem Herrn von Thumb in nuce den betrübenden Ausgang dieser Angelegenheit."

„Das soll, soviel als thunlich, in möglichster Kürze geschehen," entgegnete Herr von Pyritz und wandte sich an Herrn von Thumb besonders:

„Ihr wisset, werther Herr, daß um das Jahr 1674 unser allergnädigster Kurfürst dem Bündnisse gegen Frankreich beitrat und Spanien, hocherfreut, den Franzosen an der Rheingränze einen so tapfern Gegner erwecket zu haben, als Beisteuer zu den Kriegskosten eine monatliche Summe von dreißig und etlichen tausend Thalern an Brandenburg zahlen wolle. Aber bei diesen Spaniern ist nicht Treue noch Glauben; die Steuer, so sie sich freiwillig auferlegt, ging Anfangs, nach mehrfachen Aufforderungen, nur saum-

selig und in kleinen Raten ein, dann aber blieb sie ganz aus, so daß wir nahe an zwei Millionen Thaler zu fordern haben. Nun ward unser werther College Buck nach Madrid gesendet, um als Bevollmächtigter das ärgerliche Geschäft in Güte zu beseitigen. Aber nachdem derselbe Monate lang vergebens sollicitiret und gedrohet hat, ist er gestern unverrichteter Sache hierher zurückgekehret, und hat im Vertrauen kund gegeben, daß man diesen großprahlerischen Spaniern mit dieser Schuld ein Geschenk machen, oder sie mit Gewalt beitreiben müsse. Dieses haben wir nun heute dem durchlauchtigsten Herrn mit großem Fleiße fürgestellet und ihn für den ersten Fall zu gewinnen gesuchet, allein er schien uns für das Nachgeben nicht besonders importiret und so dürfte wohl ein Krieg mit denen Spaniern unvermeidlich sein."

„Und das ist um so schlimmer," fiel der Geheimerath ein, „als wir nicht im Stande sind, der hispanischen Macht zu Lande irgend eine Molestie in den Weg zu legen, dieweilen zwischen den Pyrenäen und unsern Marken manches fremdherrliche Territorium lieget, das nicht überschritten werden kann. So bleibet uns denn nur das Mittel übrig, uns zur See mit ihnen zu messen."

„Das scheint auch die Intention unseres allergnädigsten Herrn zu sein," fiel Herr von Pyritz ein, „denn derselbe hat heute früh den Benjamin Raule zu sich rufen lassen und ist drei Stunden mit ihm in geheimer Besprechung geblieben."

„Das ist ein schlimmer Casus, werthe Herren! der uns vieles zu schaffen machen wird," antwortete Herr von Thumb. „Ich meines Theils habe niemals viel auf diesen Herrn Raule gegeben, der mir nur immer verdächtiger erscheint, jemehr er in der Gunst unseres Gebieters steigt. Ich fürchte, dieser niederländische Abentheurer . . . ."

„Mit Eurer Genehmhaltung, Herr von Thumb; Ihr würdet wohlthun, mit Euern Gedanken etwas mehr zurückzuhalten. Wir werden hier von verlarvten, uns unbekannten Leuten vielfach umschwärmt und man kann nicht immer wissen, welches Menschenantlitz hinter einer solchen Larve verborgen ist. Das Ohr des Verräthers aber hört doppelt scharf. Darum möchte es gut sein, wenn wir unser Gespräch jetzt abbrechen. Morgen Abend indeß seid Ihr zu einem Trunk rheinischen Weines bei mir geladen, und zwischen den sichern Mauern meines Hauses sprechen wir wohl ein offnes Wort von dem, was uns noth thut."

Die drei Männer schüttelten sich die Hände und wandten sich dann dem großen Banketsaal zu, wo das Maskenspiel im vollen Gange war, als ihnen ein Harlequin den Weg vertrat:

„Nicht so schnell, Ihr Herren! Die Comödia ist jetzt vollständig beisammen und kann sogleich beginnen. Der Arlecchino bin ich, Pantalon, Scaramuz und Pierrot seid Ihr!"

„Was unterfangt Ihr Euch?" fragte Herr von Thumb erzürnt. „Gebt uns Raum."

„Ja, Ihr Herren; aber nicht eher, bevor Ihr mir meine Colombine herausgebt; Ihr wißt, welche traurige Figur der Arlecchino ohne seine Sponsa spielt."

„Treibt den Scherz nicht weiter!" fiel mit erhobener Stimme Herr von Pyritz ein.

„Scherz? Es ist mein voller Ernst. Wißt Ihr, welche Colombine ich meine? — Hört, werthe Herren, hört!"

Er neigte seinen Mund zu dem Ohr des Herrn von Thumb, den er bei der Hand ergriff; die beiden Andern drängten sich unwillkührlich an ihn. Der Harlequin flüsterte ihnen einige Worte zu und alle Drei traten bestürzt von ihm weg:

„Wer seid Ihr?"

„Einer der Euch kennt! Nehmt guten Rath von mir an und erwägt bei Eurem Alter den goldenen Spruch, daß Vorsicht die Mutter der Weisheit ist. Euer Spiel ist verrathen, der Narr hat Euch in die Karten geschaut und Narren plaudern aus. Wenn Ihr aber durchaus intriguiren müßt, stopft mir den Mund damit, daß Ihr mich zum vierten Mann nehmt. Ihr könnt dann mit Recht sagen, daß Ihr am Narrenseil umhergeführt seid."

„Ihr habt es selbst gesagt, daß Ihr ein Narr seid!" entgegnete Herr von Pyritz mit vornehmen Tone. „Das ist unsere Entschuldigung, wenn wir dies Gespräch nicht weiter fortsetzen. Kommt, werthe Herren!"

Alle Drei gingen nach dem Banketsaal, der Harlequin lief singend hinterdrein:

„Die Weisheit räumt das Feld,
Die Narrheit Platz behält;
O tolle, tolle Welt,
Wo Narr den Weisen prellt."

In demselben Augenblicke trat durch die entgegengesetzte Thür ein Mann im blauseidenen Ueberwurf, in der Hand ein schwarzes Barret mit Federn, vor dem Gesicht eine weiße Larve:

„Das sind auch drei von meinen sogenannten guten Freunden!" sprach er vor sich hin, „die unter

der prahlenden Hülle großer Vaterlandsliebe nichts verbergen, als ihren jämmerlichen Eigennutz. Pah! Ich fürchte sie nicht!"

Er schritt rasch weiter, nicht merkend, daß der Harlequin, der von seiner Verfolgung zurückgekehrt war, ihn mit einem raschen Sprunge einholte und seine Schulter leicht mit dem Pritschholz berührte.

Der Mann wandte sich rasch um und rief ungehalten: „Was beliebt?"

„Maskenrecht!" rief der Harlequin. „Mein Amt ist Kurzweil und davon gebührt Jedem sein bescheiden Theil. Aber wenn Ihr ein paar Schritte seitwärts tretet, lasse ich Euch in meine Karte schauen. Der Harlequin lüftete einen Augenblick seine Maske.

„Teufelsjunge! Du unterfängst Dich!"

„Muß, Ew. Gnaden! Wäre sonst nicht bis hierher gelangt, und mußte Euch doch zur Stelle sprechen. Dies Habit habe ich von der Ausgeberin des reichen Bäckers in der Klosterstraße. Sie hat es ihrem Brodherrn abgeschwatzt, der zum Sterben in sie verliebt ist, und es für seinen Neffen zum nächsten Fastnachtsspiel hat machen lassen. Unter den wachthaltenden Trabanten habe ich auch meine guten Freunde, und durch ihren Beistand bin ich ungefährdet hierher gelangt."

„Was willst Du aber hier? Du mißbrauchst die Nachsicht, die ich Dir zu Theil werden lasse.“

„Gewiß nicht, gnädigster Herr! Ihr wißt wohl, daß ich Euch mehr aus Liebe, als um des Lohnes willen diene, und daß die steifen Geheimderaths-Perrücken sich freuen könnten, wenn sie einen so treuen Secretarius hätten. Aber Ihr wollt wissen, weshalb ich komme. Kaum waret Ihr mit Eurer Sänfte fort, als sich ein alter Jude bei uns einfand, der einen Brief brachte. Er wollte ihn durchaus nur in Eure Hände legen und erst, als er sich überzeugte, daß Ihr nicht da waret, hat er ihn mir übergeben. Aber bei den Erzvätern Abraham, Isaak und Jakob beschwor er mich, daß ich ihn richtig in Eure Hände liefern möchte. Da habt Ihr den Brief, Herr, und ich bin der Verwünschungen ledig, die der Jude auf mich herabrief, wenn ich sein unschätzbares Dokument veruntreuen würde. — Erlaubt mir nun, daß ich mich noch ein wenig umsehen darf, da ich gerade hier bin; ich werde Euch nicht aus den Augen verlieren, falls Ihr mir etwas zu befehlen hättet.“

Der Harlequin sprang fort und Raule warf einen Blick auf die Adresse des eben erhaltenen Schreibens. Er fuhr bei dem Anblicke der Hand-

schrift unwillkührlich zusammen, und öffnete hastig das Siegel. Der Brief enthielt Folgendes:

„Ich war Eure Feindin von langer Zeit her, „und konnte Euch nie vergeben, weil Ihr der Un„schuld ein unsägliches Weh bereitet habt. Aber „der heftigste Zorn hat seine Gränze und nur „der Quell der Gnaden fließet ewig, wie das Krüg„lein der Witwe. Marie ist eingegangen zur ewi„gen Ruhe und hat jenseits den Frieden gefunden, „den Ihr hienieden ihr geraubt. In ihrer Sterbe„stunde hat sie Euch verziehen und auch mich ver„mocht, meinen Groll fahren zu lassen. Wenn es „zu Eurem Frieden dient, will ich Euch gestatten, „daß Ihr zu mir kommen dürft, um diesen Trost „aus meinem Munde zu empfangen. Mein treuer „Moses wird Euch geleiten.

Agneta."

„Todt! Marie!" Raule sprach diese Worte mit tiefer Bekümmerniß und sank in einen Sessel, trüben Erinnerungen nachhängend. Eine Stimme flüsterte in seiner Nähe:

„Theurer Herr!"

„Was giebt's? — Du bist's, mein wackrer Junge Laß uns nach Hause gehen! Wo ist der Jude, der Dir diesen Brief eingehändigt hat?"

„Er wollte bis zu Eurer Rückkehr verweilen. Aber ich glaube kaum, daß wir ihn noch finden werden, denn Eure Leute schienen, trotz meiner Ermahnung, nicht übel Lust zu haben, ihn weidlich zu hänseln."

„Wer ihn auch nur mit einem Worte kränkt, der büßt es mir!" sprach Raule erregt. „Laßt meinen Fackelträger bereit sein! — Was steht zu Euren Diensten, Herr von der Gröben?"

„Ich suche Euch schon seit geraumer Zeit, Herr Raule. Sr. Gnaden, der Kurfürst will Euch sogleich sprechen."

„Mich? — Das kommt mir in der That ungelegen! — Versteht mich, Herr Kammerjunker, ich befinde mich unwohl und wollte mich gerade jetzt nach Hause begeben. Ob es wichtig ist?"

„Ich weiß es nicht, Herr Raule. Ich habe nur den Befehl, Euch sobald als möglich zu ihm zu bringen."

„So muß ich gehorchen! — Geh zu Hause, mein Junge, und warte auf mich! — Ich stehe gleich zu Euren Diensten, Herr Kammerjunker! — Du hafteſt mir dafür, daß dem alten Manne kein Leid geschieht! Sage ihm, daß er warte, bis ich nach Hause komme! Geh und eile! — Herr von der Gröben, ich bin bereit, Euch zu folgen."

Während der Harlequin leichtfüßig davon sprang, schritten der Schiffahrts-Direktor und der Kammerjunker rasch durch das Maskengewühl, nach dem Kabinette des Kurfürsten, der mit einigen von seinen Räthen eine ernste Berathung hielt. Raule ward sogleich hinzugezogen und während man hier die gewichtigsten Angelegenheiten verhandelte, die über das Glück und das Elend von Tausenden, über Krieg und Frieden zweier Länder entscheiden sollten, ging in den Sälen das Maskenspiel ungestört weiter und der Jubel steigerte sich von Moment zu Moment bis zu dem Gipfel der höchsten Lust.

Neuntes Kapitel.

Ehe wir die Begebenheiten weiter führen, sei ein Blick in das frühere Leben des Mannes vergönnt, der an der Spitze des Brandenburgischen Seewesens stand und im Begriff war, eine Person von hoher Bedeutung in den kurfürstlichen Landen zu werden.

Ein kleines Boot fuhr den Kanal entlang, der auf der niederländischen Insel Walcheren von der Wasserscheide nach der Stadt Middelburg führt. Ein ältlicher Mann lenkte die Ruder, während seine beiden Töchter vor ihm saßen, die Jüngste lachend und scherzend, während die Aeltere mit ernster Anmuth das Steuer regierte. Es war ein heiterer Sonnen- und Sonntag, ein tiefblauer Himmel lachte auf die grünenden Felder herab, jede Werktags-Hanthierung ruhte, die Leinpfade waren verödet und nur zuweilen kam das rasch dahin fliegende Boot an einen Kanal-

wächter vorüber, der träge, die Hände auf dem Rükken, seines Weges schlenderte, und kaum ein Kopfnicken für den lieblichen Gruß der beiden Mädchen hatte.

„Nun sind wir bald nach Middelburg!“ rief die Jüngste, in die Hände klatschend. „Nicht wahr, Vater, nun sind wir bald da?“

„Ja doch, Du kleine unruhige Hexe! Noch ein halbes Stündchen,“ antwortete der Vater, lächelnden Auges sein hübsches Töchterlein betrachtend. „Sitze nur ruhig im Boot!“

„Noch eine halbe Stunde? Ach, wie herrlich! Dann sind wir bei der guten Muhme, dann wird geschmauft, dann gehts zum Tanz und dann . . . .“

Sie war von ihrem Sitze aufgesprungen und hüpfte zur Schwester, der sie die Stirn küßte; sprang dann zum Vater und den Arm um seinen Nacken schlingend, rief sie:

„Du mußt Dich einen Augenblick ausruhen, Väterchen, und mir einen Kuß geben!“

Es war gerade in einer Krümmung des Kanals und die vorspringende Terrasse verhinderte, daß man sehen konnte, ob sich von der andern Seite her auch irgend ein Fahrzeug nähere. Der Vater, der sich des muthwilligen Mädchens nicht erwehren konnte, ließ die Ruder fahren und rief lachend:

„Nun, Du Unband! Da hast Du einen Kuß! Laß mich los, Marie! Da gleitet das Ruder aus den Dollen! Hilf Gott, in dem Kinde ist nicht ein Tropfen niederländisch Blut; sie ist so beweglich, als wäre sie in Frankreich, oder gar in Welschland geboren! — Laß mich doch nur nach dem Ruder greifen, Kind, ehe es weiter forttreibt!"

Aber das muthwillige Mädchen lies nicht los, sondern drückte unter fortdauerndem Lachen den Vater an sich, und trocknete ihm den Schweiß von der Stirn.

Die Aeltere hatte mit schweigender Mißbilligung dem Muthwillen der Schwester zugesehen und suchte vergebens mit dem Steuer das Boot zu regieren, das von den Rudern nicht fortbewegt, quer bis in die Mitte des Kanals trieb. Aber plötzlich fuhr sie mit einem Angschrei auf und schrie:

„Ein Schiff! Ein Schiff!"

Um die Biegung des Kanals flog eine stattlich geschmückte Treckschuit, mit Herren und Damen besetzt, in voller Fahrt heran, ihren Vordersteven gerade auf die Breitseite des ruderlos treibenden Bootes gerichtet. Der Vater sprang auf und beugte sich weit über den Bord hin, nach dem auf dem Wasserspiegel schwimmenden Ruder; Marie eilte ihm zur Hülfe

und das Boot war nahe daran, zu kentern. In demselben Augenblicke gewahrte auch der Steuermann der Treckschuit das Boot vor sich, aber diese war im vollsten Gange, der Roßtreiber hörte seinen Zuruf nicht und mit einem gewaltigen Stoß ging die Treckschuit über das Boot hin. — Das Alles war das Werk eines Augenblickes.

Aber ein Mann, der zu der Gesellschaft in der Treckschuit gehörte, war aufgesprungen, hieb die Leine durch, welche von dem Fahrzeuge aus zu Lande ging, und brachte dies durch eingestemmte Stangen zum Stehen. Das umgeworfene Boot trieb mit dem Kiel zu oberst auf dem Spiegel des Kanals und nicht weit davon schimmerte ein weißes Gewand. Der Mann sprang, ohne sich zu besinnen, über Bord, und ein entschlossener Schiffsknecht folgte seinem Beispiel. Ihren Anstrengungen gelang das Außerordentlichste, die beiden jungen Mädchen wurden gerettet. Die Leiche des Vaters ward erst am andern Tage gefunden. Das heitere Spiel des Frohsinns hatte sich in eine Scene des bittersten Schmerzes verwandelt.

Die beiden Waisen wurden in ihre nahe Heimath zurückgebracht. Agneta, die Aeltere, von jeher zum Ernste sich neigend, war seit jenem Tage noch

stiller, noch verschlossener; sie zog sich fast scheu von den Menschen zurück, sich mit unendlicher Liebe der jüngern Schwester zuwendend, die mit einer Miene des Jammers und des Entsetzens ruhelos umherging, denn sie hielt sich für die Mörderin ihres Vaters. Nur langsam fand, im Laufe der Zeit, ein Wort des Trostes Eingang in ihre vom tiefsten Weh zerrissene Seele.

Die Personen, welche sich in der Treckschuit befunden, waren fast Alle Familienväter und -Mütter. Je glücklicher sie in ihren eigenen Verhältnissen lebten, je tiefer mußte sie ein Vorfall erschüttern, dessen unschuldige Ursache sie gewesen waren. Man bemühte sich, den unglücklichen Verwaisten das herbe Schicksal, welches sie betroffen, so wenig als möglich fühlbar zu machen; es ward reichlich für sie gesorgt, und statt des stillen, unscheinbaren Loses unter den Augen des Vaters, das oft nicht ohne tägliche Sorgen gewesen war, wurde ihnen, ohne ihr Zuthun, eine angenehme Zukunft bereitet. Ein Kapital, welches in den ersten Tagen für sie zusammengebracht worden, ward der Fürsorge eines achtbaren Handelshauses übergeben, und dieses verwaltete das anvertraute Gut so musterhaft, daß es sich im Laufe der Jahre ansehnlich vermehrte. Am meisten aber be-

schäftigte sich mit den beiden Mädchen der Mann, der sie einem gewissen Tode entrissen hatte. Es war Herr Benjamin Raule, Schöffe der Stadt Middelburg und Chef eines dortigen Handelshauses. So oft er konnte, erschien er, um seine Kinder, wie er sie nannte, zu sehen; ein unbestimmtes Gefühl zog ihn in das kleine Haus der Waisen und bald mußte er sich selbst gestehen, daß seine beiden Pflegebefohlenen keine Kinder mehr, sondern schöne blühende Mädchen wären, die sein bis dahin für keine ernstliche Neigung empfängliches Herz in nicht geringe Bewegung setzten.

Der langsame Gang der Begebenheiten sei mit einer kühnen Wendung überflügelt. Marie war es, die den ernsten Mann für immer fesselte; ihr Schmerz hatte sich nach und nach in eine sanfte Melancholie verwandelt und dem lieblichen Mädchen etwas Unwiderstehliches verliehen. Ueberwältigt von einem ihm bisher unbekannten Gefühl, bat Raule um ihre Hand. Leise erröthend sank sie an seine Brust. Agneta hatte diesen Auftritt schweigend angesehen — jetzt ging sie hinaus und weinte bitterlich.

Aber eine andere große Schwierigkeit war noch zu beseitigen, ehe und bevor Benjamin Raule seine Braut besitzen konnte. Hatte er früher, obgleich längst

über die Jahre der Jugend hinaus, noch keine Lust bezeugt, sich einen häuslichen Heerd zu gründen, war er für den Reiz weiblicher Schönheit nicht unempfindlich geblieben; die Leidenschaft forderte von ihm ihren Tribut. Gesina, die Tochter eines armen Bootführers war der Gegenstand allgemeinster Zärtlichkeit der jungen Männer von Middelburg, die sich eifrig, wiewohl vergebens, um die Gunst derselben bewarben. Raule sah sie, ihre Schönheit entflammte seine Leidenschaft, und er ließ nichts unversucht, sie für sich zu gewinnen. Aber Gesina war nicht nur schön, sie war auch stolz und strebte mit aller Macht, sich der Niedrigkeit, in der sie geboren, zu entringen. Darum hatte sie auch manchen Heirathsantrag, der ihr geworden, hochmüthig zurückgewiesen, weil er ihr diesen Wunsch nicht erfüllte. Da erschien Raule. Die Bewerbung eines Mannes, der zugleich ein angesehener Kaufmann und Schöffe der Stadt war, schmeichelte ihrer Eitelkeit, und nachdem er einst, in einem Augenblicke der Aufgeregtheit, ihr mit einem heiligen Schwure versicherte, er werde sie heirathen, gelang es ihm, sie zu verderben. Aber er dachte nicht daran, ihr Wort zu halten, sondern zog sich vielmehr vorsichtig zurück. Anfangs merkte sie seine Gleichgültigkeit nicht, später wollte sie diese nicht bemerken, es schien ihr

unmöglich, daß man ihr wortbrüchig werden konnte, und erst dann brach ihr ungemessener Zorn hervor, als ihr plötzlich kund ward, daß ihre Schande offenbar sei, und ihr Verführer sie verlassen habe. Gesina's Freunde hatten sich, seit Raule sich um sie bewarb, von ihr zurückgezogen, und ihr war jetzt nur noch ein stiller Verehrer geblieben, der sie zärtlich liebte, ohne daß er sich je unterstanden hätte, seine Empfindungen auszusprechen. Er hieß Dirk Schwalbe und war seines Gewerkes ein Schuster, der sich, trotz aller Anstrengungen, nie der drückenden Armuth hatte entringen können, und es daher nie wagte, der schönen Schifferstochter seine Empfindungen kund zu thun. Aber als alle Nachbarsweiber die Köpfe zusammensteckten und sich achselzuckend von Gesina abwandten, faßte sich Dirk Schwalbe ein Herz, warf sein Schurzfell beiseite und ging zur Nachbarin, die ihn mit Erstaunen bei sich eintreten sah. Es währte einige Zeit, bis es dem jungen Manne gelang, seine Worte zu ordnen und mit dem beabsichtigten Heirathsantrage hervorzutreten; als er aber erst seine Schüchternheit besiegt hatte, kümmerte er sich wenig um die stolze Miene, welche Gesina annahm und sagte ihr rund heraus, was er thue, sei ein Werk der Liebe und Menschlichkeit zugleich, denn er sei gesonnen, ihr

Unglück mit seinem geringen, aber ehrlichen Namen zu decken und sie vor der Verachtung der Welt zu bewahren.

Gesina war außer sich, daß ihr das gesagt, daß ihr ein solcher Antrag gemacht werden durfte. Sie zwang sich noch immer, nicht an Raule's Treulosigkeit zu glauben, sie klammerte sich mit Todesangst an das Unmögliche und wies die Werbung Dirk Schwalbe's mit höhnendem Uebermuthe zurück.

„Ich will es Euch nicht nachtragen, daß Ihr solche Worte sprecht," entgegnete Dirk Schwalbe verletzt. „Ihr wißt nicht, wie weh Ihr mir thut, daß Ihr mich um meines ehrlichen Antrages willen mit solcher Verachtung behandelt. Aber Ihr wißt es ja noch nicht einmal, wie unglücklich Ihr seid, darum vergebe ich Euch gerne."

„Was wißt Ihr noch? Sagt es mir!"

„Nein, nein! Ihr habt mich wohl tief gekränkt; aber ich möchte doch nicht so hart sein, Euch mit kaltem Blute das zu sagen, was Euch das Herz brechen würde."

„Um Gottes Willen redet!"

„Armes Mädchen! Ihr hofft noch immer auf die Wiederkehr jenes Mannes! Ihr werdet nie sein Weib."

„Weshalb nicht? Was wißt Ihr? Ich beschwöre Euch bei Allem, was Euch heilig ist, redet!"

„Nun denn, da Ihr es wissen wollt und Ihr müßt es wissen, damit Ihr Euren Stolz fahren lasset: Weil er binnen wenig Tagen der Mann eines andern Weibes sein wird."

„Nein! — Nein!"

„Es ist so und ich will es Euch beweisen."

„O Gott! O Gott!" rief Gesina und wankte unter einem Strom von Thränen zu ihrem Lager. „Gönnt mir einen Augenblick Ruhe!" bat sie. „Gegen Abend kommt wieder, und sagt mir Alles, was ich wissen muß. Hört Ihr? Gegen Abend! Geht!"

Dirk Schwalbe ging und ließ das schöne Schiffermädchen mit ihrem Unglücke und ihrem Schmerze allein.

Agneta und Marie saßen neben einander und plauderten von dem Ereigniß der nächsten Zukunft, wobei ein seliges Lächeln Mariens Angesicht verklärte, während Agnetas Augen von Thränen genetzt wurden. Der Abend dämmerte bereits herein und mit Ungeduld sah die Braut der Ankunft des geliebten Freundes entgegen, als die Thür sich öffnete und Gesina auf der Schwelle erschien.

„Wer seid Ihr?" fragte Agneta.

„Ich suche die Braut Benjamin Raule's!"

„Das bin ich!" entgegnete Marie.

„Ihr werdet es nicht mehr sein!"

„Was ist das?"

„Ihr werdet nicht mehr seine Braut sein, so wenig Ihr je sein Weib werdet, denn mir ist er verlobt mit heiligen Schwüren und Eiden!"

„Abscheulich! Ihr lügt!" rief Agneta, aber Marie stieß einen Schrei des Entsetzens aus und sank ohnmächtig in die Arme der Schwester.

Es war unterdessen ganz finster geworden.

Eine halbe Stunde später vernahm man im Vorderhause die Stimme Benjamin Raule's, und gleich darauf trat er in die Stube:

„Wo seid Ihr? Agneta! Marie, liebe Marie! Was treibt Ihr im Finstern?"

Es erfolgte keine Antwort.

„Wollt Ihr Versteckens mit mir spielen? Es soll Euch nichts helfen! He! Hollah! Bringt Licht! Licht!"

„Gleich, Mynheer!" antwortete draußen die Magd, die ihn eingelassen hatte.

„Jetzt werde ich Euch bald gewahr werden!" Närrische Mädchen, was treibt Ihr für Possen. Ich

bringe fröhliche Botschaft und freue mich im Voraus Eurer Freude!"

„Nimmermehr!" antwortete eine dumpfe Stimme.

„Was? He! Hollah! Licht, sage ich! Was geht hier vor? Mich durchrieselts kalt! Licht! Licht!"

Die Magd trat mit brennenden Lichtern in's Zimmer. Auf einem Stuhl saß eine verhüllte, weibliche Gestalt; sie erhob sich und Benjamin Raule taumelte zurück:

„Gesina!"

„Ich bin's! Ein verrathenes, mit Füßen getretenes, geschändetes Weib, das Dich glühend haßt, und Dich mit diesem Hasse bis an das Ende ihrer Tage verfolgen wird."

„Wie konntest Du es wagen, hierher zu kommen? Das sollst Du mir büßen!"

„Ich fürchte Deine Drohungen nicht!"

„Marie! — Wenn Du irgend ein Leid über ein schuldloses Geschöpf verhängt hast, so genade Dir Gott! Marie! Agneta! Wo seid Ihr?"

„Du wirst Keine von ihnen wiedersehen!" antwortete Gesina. „Sie sind fort und nie wirst Du erfahren, wohin sie sich gewendet. Das ist ihre letzte Botschaft an Dich und gern habe ich sie ver-

kündet, denn ich lese den Schmerz, den sie Dir verursacht, in Deinen Zügen."

„Und ich werde sie dennoch finden, Dir zum Trotze! Dich aber, heimtückische Natter, zertrete ich!'

„Das glaube ich Dir! Bist Du doch der mächtige Schöffe und ich bin nur das Kind eines Bettlers! Aber auch der Aermste hat Anspruch auf die Barmherzigkeit des Himmels und ich fordre von ihm den Balsam der Rache für das Weh, das Du mir bereitet! Magst Du mich dann in Deinem Uebermuth zertreten, ich werde doch über Dich triumphiren!"

Raule wandte sich zum Gehen: „Du sollst es büßen!"

Aber Gesina war rasch auf ihn zugetreten und faßte seine Hand:

„Geh für immer, wohin Dein Verhängniß Dich führt. Unsere Wege trennen sich! Du hast mein junges Leben gemordet und das wird gerächt werden, so gewiß es eine Gerechtigkeit im Himmel giebt. Sie wird eine Stunde anbrechen lassen, wo Du Dich nach einem versöhnenden Worte von den Lippen Derjenigen sehnst, die Du so tief erniedrigst, aber Du wirst es dann nicht hören. Dein Kind wird geboren werden und leben, aber es wird nicht Deinen Namen tragen, es soll kalt und gleichgültig bleiben gegen Dich und wenn sich die Sehnsucht darnach in Dei-

nem Herzen regt, soll Dein Blick es nimmer erreichen! Ungewißheit soll der nagende Wurm sein, der Deine ganze Zukunft vernichtet, der Dich von Haus und Heerd treibt, und Dich einem täuschenden Glücke nachjagen läßt, das Du nimmer erreichen wirst! Kein Wesen wird Dir leben auf Erden, das Deinen Kummer theilt, oder Dir eine Freude bereitet. Namenlose Angst soll stets Dein Herz erfüllen und es wird vor Gram brechen, so oft Du an einer fröhlichen Kinderschaar vorübereilst, weil Du zweifelst, ob nicht das Deinige darunter ist! Das ist meine Rache und sie wird sich erfüllen."

Mit erglühtem Angesicht blieb sie hoch aufrecht stehen; Benjamin Raule aber, von dem Fluche des Verbrechens getroffen, floh aus dem Hause.

Agneta und Marie blieben fort. Das Aufsehen, welches diese Angelegenheit in Middelburg erregte, war nicht geringe. Benjamin Raule forschte unermüdlich, aber alle Anstrengungen waren vergebens.

Die Zeit rollte unaufhaltsam weiter und das Schicksal der „Waisen von Middelburg" trat in den Hintergrund; andere Ereignisse nahmen die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch.

Auch Gesina hatte Middelburg verlassen, doch achtete Niemand darauf, denn Alle hatten schon längst

den Umgang mit der Gefallenen vermieden. Nur ein alter hektischer Schuster freute sich, weil er die geringe Kundschaft Dirk Schwalbe's geerbt hatte, indem dieser plötzlich, ohne alle Veranlassung in die weite Welt gegangen war.

Benjamin Raule kehrte von seinen Nachforschungen zurück und vernahm die sich kreuzenden Gerüchte; aber er blieb still und in sich gekehrt. Die Sehnsucht der Liebe, die in seinem Herzen lebte, wurde bald erdrückt von der rauhen Wirklichkeit, die ihn umgab, und jetzt mit Sturmeseilen Verderben bringend über ihn hereinbrach. Sein Geschäft, durch gewagte Speculationen auf eine künstliche Höhe getrieben, war in der That zerrüttet; er mußte von der bedeutenden Stelle, die er bis jetzt in der Handelswelt eingenommen hatte, zurücktreten und eilte dem unvermeidlichen Sturze entgegegen. Aus dem großen Schiffbruche rettete er nur geringe Trümmer. Mit dem Glücke schieden auch die Freunde und Raule stand allein. Gesina's Fluch fing an sich zu erfüllen. Sein Credit war tief erschüttert. Er sah ein, daß ihm in Middelburg nie mehr ein Glück blühen werde, er mußte sich eine neue Heimath suchen.

Aber wohin?

Da richtete er sein Augenmerk auf die branden-

burgischen Lande. Unter dem Schutze Friedrich Wilhelms wollte er auf's Neue gewinnen, was er verloren, dort sollte ihm die Sonne des Glückes wieder aufsteigen, die in Holland für ihn untergegangen war. Die politische Lage der Dinge mit richtigem Scharfblicke erfassend, wandte er sich an den Kurfürsten, um die Erlaubniß zur Ausrüstung von Kapern gegen die Schweden zu erlangen. Dies ward bewilligt und bald kreuzten holländische Schiffe unter kurbrandenburgischer Flagge in der Nordsee, die auf alle schwedischen Kauffahrer Jagd machten und zahlreiche Prisen nach Zeeland aufbrachten.

Aber dies Unternehmen erregte in Holland große Unzufriedenheit, denn die Holländer ließen, um der Wachsamkeit der Engländer zu entgehen, ihre Schiffe vielfach unter schwedischer Flagge fahren und es konnte nicht fehlen, daß sich unter den gekaperten Gütern oft holländisches Eigenthum vorfand. Es wurden laute Klagen gegen Benjamin Raule erhoben; bei den General-Staaten trug man darauf an, ihn für einen Seeräuber zu erklären, und als solchen zu bestrafen. In dieser Noth blieb ihm nichts übrig, als sich unter den Schutz des Kurfürsten zu stellen. Man erwog die Sache in Berlin alles Ernstes und es ward ein Vertrag aufgesetzt, der dasselbe Datum trug,

als die ausgefertigten Kaperbriefe. Nach diesem Vertrage wurden dem Kurfürsten von Brandenburg von Benjamin Raule und dessen Mitrhedern zehn Fregatten zum Kriegsgebrauche gegen die Schweden überlassen. Aber auch dieses Mittel, das man in der kurfürstlichen Kanzelei ausgesonnen, wollte nicht ausreichen, denn die Ankläger Benjamin Raule's behaupteten, er habe als holländischer Unterthan und ehemaliger Schöffe nicht das Recht gehabt, mit auswärtigen Mächten Verträge irgend einer Art einzugehen. Jetzt mußte er den äußersten Schritt thun. Middelburg war ihm ohnehin verhaßt, sein äußeres und inneres Lebensglück zerstört, der Bankerot unvermeidlich. Er entfloh mit den letzten Trümmern seines ehemaligen Reichthums, um in einem fernen Lande eine neue Heimath und ein neues Glück zu suchen.

Wir kehren nun wieder auf den eigentlichen Schauplatz der Begebenheiten zurück.

Zehntes Kapitel.

Meister Peters hatte sich eben zum Ausgehen gerüstet und eilte der Hausthüre zu, als diese aufgerissen wurde und ein stattlicher Herr auf der Schwelle erschien, der ihn fragte:

„Wohnt hier der Schustermeister Peters?"

„Zu dienen, edler Herr! Beliebt näher zu treten? — Frau! — Frau! Den Großvaterstuhl aus der Ecke! Tretet gefälligst in die Stube ein! Womit kann ich dienen?"

„Bemüht Euch nicht. Ich wünsche nur zu erfahren, ob bei Euch eine fremde Frau wohnt, Agneta geheißen?"

„Agneta? Frau Agneta? O ja, diese Frau ist..."

„Ist sie zu Hause?"

„Zu Hause? — Sollte meinen! — Sie ist, meines Wissens, noch niemals ausgewesen. Frau! Kannst Du sagen, ob Frau Agneta jemals ausgewesen ist?"

Aber die Frau Meisterin war vernünftiger, als ihr neugieriger Eheherr und rief aus der Küche heraus:

„Frau Agneta ist zu Hause und wohnt oben im Erkerstübchen; bemüht Euch nur die Treppe hinauf, wenn's gefällig ist."

Meister Peters sah den fremden Herrn mit offnem Munde nach. Als er ihn nicht mehr gewahrte, wandte er sich scheltend zu seiner Frau:

„Du mußt auch immer mit Deinem Maule vorweg sein! Was brauchst Du ihm gleich Alles rund heraus zu sagen? Ich hätte mit Manier noch einige Zeit hin und her gefragt; das ist der sicherste Weg etwas zu erfahren."

„Und hättest Dir vielleicht in Deinem eigenen Hause Grobheiten sagen lassen müssen. Was wolltest Du denn noch erfahren?"

„Noch erfahren? Als ob ich schon etwas erfahren hätte! Gehts nicht seit einiger Zeit kreuz und quer, kopfunter und kopfüber im Hause? Was? Da oben ein ausländisch redendes Frauenzimmer, von der man nichts weiß, als daß sie Frau Agneta heißt. Da lobe ich mir Frau Stadtdienerin Schonert, oder Frau Braumeisterin Thürmer, oder so etwas dergleichen, da steht bei dem Namen gleich die eigne Lebensgeschichte und die aller Gevatterinnen. Dann

kommt mir ein Schacherjude in's Haus geregnet, der seinen ganzen Trödel auf dem Rücken trägt, und stundenlang mit der Frau Agneta in einem Kauderwelsch schwatzt, von dem man nicht ein Wort verstehen kann, wenn man sich noch so viele Mühe giebt. Dann willst Du wieder nicht mit der Sprache heraus über unsern Jungen, der auch allerlei Faren in dem Kopf hat, die ich nicht verstehe, dann ärgert mich der Gevatter Speisemeister, dann der verlaufene Lehrjunge . . ."

Dabei hatte er sich allmählich der Hausthür zugewendet und erblickte Gottlieb Schwalbe, der ruhig, mit übereinander geschlagenen Armen an den Pfosten lehnte.

„Was machst Du hier? Was treibst Du hier?"

„Ich warte auf meinen Herrn!"

„Dein Herr? Wer ist Dein Herr?"

„Er ging eben an Euch vorbei, die Treppe hinauf."

„Aha! Das ist also der Hochbootsmann, oder wie er heißt, der Seelenverkäuferei treibt, und die kranken Lehrjungen aus den Hospitälern herausschwatzt. Was hier seit einigen Tagen Alles in's Haus kommt!"

„Höher hinauf, Meister!" lachte Gottlieb Schwalbe. „Ich sehe es Euch schon an, Ihr wollt wieder vor

Neugier platzen. Das da war nicht nur mein, sondern aller brandenburgischen Seeleute Herr, es ist Seiner Kurfürstlichen Gnaden Schiffahrts-Direktor, Herr Benjamin Raule."

„So! So! Der ist's! — Frau! Das ist der Herr, der drüben über der Spree das schöne Haus dicht am kurfürstlichen Holzplatz gebaut hat. — Ei, das ist ja absonderlich, daß Der hier herkommt, um die Frau Agneta zu besuchen. Was kann er möglicherweise von ihr wollen? Hast Du nichts gehört, Gottlieb? Hat er nicht hier und da ein Wort fallen lassen?"

„Nein, Meister; er hat nichts fallen lassen!"

„Gewiß nicht?"

„Ganz gewiß nicht. Aber wenn er's auch gethan hätte, ich hätte es liegen lassen."

„Hättest Du? Das ist dumm! Das ist einfältig! Man muß nichts am Boden liegen lassen. Was wir nicht auffammeln, nimmt ein Anderer und Jeder ist sich selbst der Nächste."

„Ich meine, Meister, wenn ich auch etwas von den Geheimnissen meines Herrn wüßte, sagte ich es Euch doch nicht. Ihr plaudert Alles aus."

„Junge!" rief der Meister erbost und hob die Hand auf. Seine Frau hielt ihn zurück:

„Du wirst Doch nicht, Vater? Und Du, Gottlieb, solltest nicht den Respekt vergessen, den Du alten Leuten schuldig bist."

„Das thue ich auch nicht! Aber die Hand lasse ich auch nicht gegen mich aufheben; ich bin kein Schusterjunge mehr. Seemann bin ich! Ho! Hi! Ho! Seemann auf dem Trocknen, wie mein Hochbootsmann sagt. Begreifts nur, Meister, es ist nun doch nicht anders! Und zum Zeichen, daß Ihr mir nicht mehr böse seid, nehmt mir das Maaß zu einem Paar neuen Schuhen, ich will sie Euch gut bezahlen."

Das war zuviel für den Meister. Er warf einen wüthenden Blick auf seinen ehemaligen Lehrling, stülpte den Hut auf den Kopf und lief fluchend und scheltend zum Hause hinaus, um seine Kunden zu bedienen.

Hans hatte nur auf die Entfernung seines Vaters gewartet; er verließ alsobald die Werkstatt und eilte auf Gottlieb zu:

„Also Seemann bist Du nun gewiß und wahrhaftig?"

„Bin's! Und werde auch bald Alles zu sehen kriegen, wonach ich mich Zeit meines Lebens gesehnt habe. Juchhe!"

„Höre Du! — Aber sachte, daß es Niemand hört! — Ich möchte auch gerne mit."

„Möchtest Du? Das ist brav von Dir! Solche Leute wie Du und ich kann der Herr Kurfürst gebrauchen. Lache nicht, Hans; er kann uns wahrhaftig gebrauchen, denn wir sind jung, lustig, brauchen nicht viel und scheeren uns um nichts. Komm mit! Es geht soweit weg von hier, daß wir in Länder kommen, wo die Leute Alle braun, roth und schwarz sind. Pah! Weiße genug habe ich gesehen, jetzt ist mir auch eine andere Couleur recht. Die Haselbüsche sind da so hoch, wie der Nicolaithurm, und die Nüsse daran, sagt der Herr Hochbootsmann, sind so groß wie ein Mannskopf."

„Warum nicht gar!"

„Er hat's aber gesagt, und dann muß man's glauben, sonst schlägt er zu. Hast Du nun Lust, ein Paar solcher Nüsse aufzubeißen, so komm mit; es soll Dich nicht gereuen. Der Seemann führt ein lustiges Leben, und, hörst Du? — Das Geld rasselt immer in der Tasche."

„Ich thät's gerne, aber . . ." Er sah sich flüchtig um . . . „Der Vater würde toben und schelten, das ließe ich hingehen. Aber der Mutter, glaube ich, bräche es das Herz."

„Aus dem Brummen des Vaters machte ich mir auch nicht soviel!" sagte Gottlieb Schwalbe, ein

Schnippchen schlagend; „aber wenn einer Mutter das Herz bricht .... ich habe auch so etwas gesehen, meine ich .... Aber, Hans, wenn Dir's so recht zu Sinne ist, wie mir, dann hilft das Alles nicht, und Du gehst auf und davon. Versteh mich! Du mußt gehen; Du kannst nichts dafür; es treibt Dich fort, als hättest Du glühende Sohlen unter den Schuhen."

„Ich glaube, Gottlieb, ich habe solche Sohlen und wenn sie noch nicht glühend sind, so sind sie mindestens heiß, verdammt heiß."

Da hörte man einen schlurfenden Schritt und langsam kam Moses, seinen Sack auf dem Rücken, die Treppe herunter.

„Ha! Ha! Ha! Da ist mein alter Jude!" rief Gottlieb Schwalbe lachend. „Der wäre gestern auch tüchtig gehänselt worden, wenn ich ihm nicht geholfen hätte. Er sieht mich noch nicht! Nun Moses, wo kommst Du her?"

„Gott soll schützen, da is wieder einer von die wilden Matrosen!" rief der Jude, auf der Treppe stehen bleibend. „Kann ein alter Mann nich in Frieden seines Weges gehen?"

Hans stellte sich an den Fuß der Treppe und sah den Gottlieb Schwalbe mit blitzenden Augen an:

„Daß Du Dich nicht unterstehst! Wäre er nicht gewesen, läge ich jetzt sechs Fuß tief in der Erde, und könnte nicht mit Dir zur See gehen, was ich thun will, wenn ich erst das Herz habe, hier fortzulaufen!"

„Was schreist Du denn?" lachte Gottlieb Schwalbe. „Habe ich ihm doch geholfen wegzulaufen, als Raule's Leute ihn gestern am Bart zupften. He, Moses! Komm herunter, und bezeuge mir's, daß ich Dir nichts gethan habe."

„Seid Ihr zwei gute Kinder zusammen, Ihr zwei!" sagte Moses, der allmählich näher gekommen war. „Werdet Ihr doch noch Euer Fortüne machen in der Welt! Aber ich bin wirklich müde und matt vom vielen Laufen und als Ihr habt ein Stückchen Brod . . ."

„Komm, komm Moses! Es ist schon Alles für Dich bereit!" sagte Hans und alle Drei gingen in das kleine Hinterstübchen, wo Frau Peters Alles für den täglichen Gast ihres Sohnes in Bereitschaft zu stellen pflegte. Hans setzte sich zu diesem an den Tisch und Gottlieb Schwalbe hielt sich nahe der Thür, um zu hören, wenn Herr Raule die Treppe herabkommen möchte. Er hatte vernommen, daß er baldigst mit einem Trupp Seevolk von Berlin

nach Glückstadt abgehen sollte, und da er den Herrn vorhin auf der Straße gewahrt hatte, lief er ihm nach, um sich noch einmal bei ihm zu bedanken.

„Gott soll's segnen!" sprach Moses. „Die alten Beine sind mürbe, sie tragen die Last von siebenzig Jahren. Ihr braucht nicht zu sein in Furcht, daß der Herr wird herunterkommen sobald; er hat mächtig viel zu reden mit Frau Agneta."

„Du scheinst die Frau gut zu kennen," sprach Hans. „Sie muß Dir lieb sein, weil Du um ihretwillen den weiten Weg von Holland hierher gemacht hast."

„Was will ich thun? Es ist mein Geschäft gewesen. Ich bin ihr mächtig viel schuldig und eines Mannes bestes Geschäft is wenn er bezahlt seine Schulden. Aber als ich laufe noch zehn Mal dieselbe Straße für sie und thue alles Gute, was ich kann in ihrem Namen, es wird nich sein genug, zu bezahlen, was ich bin geworden ihr schuldig."

„Das glaube ich Euch," rief Gottlieb Schwalbe dazwischen. „Das Schulden bezahlen ist ein lästig Werk, man kriegts auf eigene Hand nicht fertig und wenn man mit Pfriem und Pechdraht von früh Morgens bis in die sinkende Nacht hanthiert. Ich säße auch noch in der Patsche, wenn ich nicht plötz-

lich ein gemachter Mann geworden wäre. Aber da habe ich bis auf den letzten Pfennig Alles bezahlt. Das versuchte ich in Eurer Stelle auch."

„Das kann ich nich!" sagte Moses und legte das Brod aus der Hand. „Ich kann's nich, weil man kann nich bezahlen solche Schulden anders, als mit dankbarem Herzen, das seine Zinsen ausbietet an Kinder und Kindeskinder."

Er saß mit zum Himmel gerichteten Blicke da und faltete die Hände, während ihm die hellen Thränen über die Backen liefen. Die beiden jungen Männer verhielten sich ruhig.

„Ihr seht mich an?" sagte Moses nach einer Pause. „Ihr wißt nich, was Ihr sollt machen aus einem alten armen Jüd, der da predigt wie ein Rabbi. Da will ich's Euch erzählen, damit Ihr nich glaubt, ich sei geworden närrisch. Bin ich gegangen auf dem Hafendamm zu Middelburg, um zu machen ein Geschäft mit den reichen Schiffsherrn; da sind gekommen die betrunkenen Matrosen, haben gestohlen meine Papiere un mein Geld, haben mich geschlagen un mit Füßen getreten un mich geschmissen zu Boden. Einer hat sogar gezogen sein Messer, um es mir zu stoßen in's Herz. Ich war hin und konnte nichts thun, als heulen vor Schmerz und Angst. Da

kam gelaufen ein Mann, ganz allein, aber mit gutem Herzen und starken Armen, der hat sich genommen meiner an, er hat mich befreit von den Matrosen; er hat gerettet mein Leben, un mir wieder verschafft all mein Geld un meine Papiere; er hat nir dafür genommen un hat gesagt: „„Es freut mich, daß ich Dir habe beistehen können; wir sind Alle Gottes Kreaturen, der Eine nicht mehr als der Andre, der Christ so gut als der Türk und der Jud. Darum mache nicht viel Aufhebens davon und gehe mit Gott!““ Da bin ich geworden ein anderer Mensch als ehedem, un von der Stunde an habe ich nich blos geschachert um's Geld, sondern auch um die Barmherzigkeit. Ich habe können meinem Retter nich viel Gutes thun, denn er is bald nachher unglücklich um's Leben gekommen im Kanal von Walcheren, aber ich habe gesucht beizustehen seine Kinder, wie ich habe gelobt bei dem Gott Abraham, un das is ein Eid, den ich halten will, so lange ein Athemzug in mir."

„Das ist schön! Das ist brav von Euch!" sagte Hans und schüttelte dem Alten die Hand. „Auch an mir habt Ihr solche Barmherzigkeit geübt. Gott vergelt's Euch und ich will's auch thun an Euch, oder wo es sonst nöthig ist."

Moses blickte andächtig auf: „So muß erfüllt werden, das Wort, das der weise Rabbi gesprochen: Es soll gesegnet werden der Acker, auf welchem ist gesäet der Samen des Guten, auf daß er tausendfältige Früchte trage. Es wird dann sein ein himmlisch Reich auf Erden un der rechte Messias wird kommen, sein Volk zu befreien, wann wir ihm haben bereitet die Stätte mit guten Werken."

„Ist das ein Jude!" rief Gottlieb Schwalbe unwillkürlich aus. „Na, nun soll mir auch Einer wiederkommen und auf die Mauschel schelten, der hat's mit mir zu thun! — Aber ich muß wahrhaftig auf meinen Posten! — Denke an Deinen Vorsatz und lebe wohl, Hans! und Du, Moses lebe auch wohl, Du bist ein prächtiger Kerl! Wenn unsere Matrosen Dir ein Mal an's Leder wollen, stehe ich Dir wieder bei, aber besser als gestern!"

Er wollte zur Thür hinaus, aber auf der Schwelle trat ihm der Hochbootsmann Nicolaus van Dören in den Weg:

„Stopp, Seehund! Brasse allstunds an den Wind!"

„Ja, sehr gerne will ich anbrassen, soviel Ihr wollt, den ganzen Tag, aber jetzt möchte ich gerne hinaus!"

„Stopp, sage ich! Willst Hanfaale essen? Was hast Du draußen zu suchen?"

Erlaubt mir nur ein Wort, Mynheer Hochbootsmann! Herr Benjamin Raule ist oben im Hause. Ich bin ihm auf der Straße nachgelaufen, habe ihn aber nicht einholen können; er kommt eben die Treppe herunter und ich möchte ihn gerne sprechen."

„Sollst ihn nicht sprechen, Seekalb! Wo ist es auf irgend einem Halbdeck erhört, daß ein Deckläufer ungefragt dem Oberst-Commandirenden den Athem in's Gesicht bläst? Ich allein bin der Mann, der mit Dir und auf Dir zu verkehren hat. Der Meister des Kabelgats ist ganz allein Dein Kurfürst und Dein Herrgott! Stille da! Als ich zu meinem Wirthe im Krögel ging, um Abschied von ihm zu nehmen, sah ich Dich hier um die Ecke laufen und dachte mir gleich die Rhede, wo der ehemalige Schuster ankern würde. Aber hier ist kein Liegeplatz für Dich! Fort geht es, in's Blaue hinein!"

„Geht es? Hurrah! Wann denn, Mynheer Hochbootsmann! Wann denn!"

„Allstunds! Ich habe strickte Ordre. Eurer Zwanzig gehen ab unter meinem Commando. Zum Mittagessen ist nicht mehr Zeit; ein Stück Brod im Sack, einen Schluck daneben, und damit Anker auf. Nun, Seehund?"

„Hurrah! Hurrah! Es geht fort!" rief Gottlieb

Schwalbe jauchzend, und tanzte in der Stube auf und ab. „Ich brauche nun nicht mehr in diesen finstern Gassen zu hausen und in der Bodenkammer zu hocken; ich kann hinaus in Gottes freie Luft! Schlagt mich, Mynheer Hochbootsmann, soviel Ihr wollt, aber verbietet mir den Mund nicht, sonst stößt mir die Freude das Herz ab."

„Mein Seel', der Junge ist wie ich, als ich im zwölften Jahre zum ersten Male über den Harlemmer Deich sprang, um nie wieder zu kommen!" brummte Nicolaus van Dören in den Bart. „Derlei Narrethei trieb ich auch, als ich das erste Mal über den Zuyderſee wegsteuerte dem Terel zu. — He, Seekalb! Ich segle voran! Steuere allstunds in mein Kielwasser, sonst . . . " Er ging seines Weges und sagte schmunzelnd vor sich: „So mag er denn zum Teufel noch einen Augenblick springen, es ist all Eins! Wird doch Futter für 'nen Hai, oder 'ne spanische Kanone."

„Frau Peters, wo seid Ihr?" fuhr Gottlieb Schwalbe in seiner Freude fort. „He? In der Küche? Bleibt nur da, ich komme zu Euch hinein und sage Euch Lebewohl!"

Moses war aufgestanden und blickte dem Jungen nach:

„Main! Wie hat die Freude den Jungen verändert? Hat er gekriegt eine ganz andere Physiognomie!"

„Nicht wahr?" sagte Hans, „der Gottlieb Schwalbe ist ein toller Bursche?"

„Wo habe ich doch nur gesehen ein solch' Gesicht?"

„Ja; man sieht nur selten ein so frohes."

„Das meine ich nich! Ich meine, wo mir is begegnet einmal er oder seines Gleichen!"

Gottlieb Schwalbe flog aus der Küche heraus und steckte den Kopf durch die Stubenthür:

„Lebe wohl, Hans! und wenn Du es über Dich gewinnen kannst, komme mir nach; ich habe es Deiner Mutter schon gesagt, aber sie lacht mich aus. Lebe wohl, Moses, und vergiß mich nicht! Hurrah, es geht fort in die See!"

Und hinaus stürmte er, die Klosterstraße entlang, der Georgenstraße zu, wo der Hochbootsmann schon mit aufgehobener Hand seinen Zögling erwartete. Als er ihn erblickte, wandte er sich um und schritt bedächtig weiter.

„Main, was war das?" sprach Moses vor sich hin. „Soll ich selig werden, ich habe gehabt ein Gesicht."

„Was ist Dir geschehen, Moses?" fragte Hans besorgt. „Du bist ganz verstört."

„Wenn ich bin verstört, ich habe Ursache dazu, junger Mensch. Aber i ch denk, ich träume nur, un weil ich das denk, will ich machen keinen Lerm, um andere Menschen nich zu verursachen Angst, die anders träumen, als ich."

„Ich verstehe Dich nicht, Moses!"

„Laß mich erst versuchen, ob's auch gewiß is, daß ich träume, oder ob es is Wahrheit; und darum will ich gehen."

„Wohin gehst Du, Moses? Sage mirs!"

„Haltet mich nich auf, junger Mensch, als ich bin Euch etwas werth!" sagte der Jude in besonderer Aufregung, und entfernte sich so schnell, als es ihm möglich war.

„Wunderlich! Was er vorhaben mag?" fragte sich Hans. „Aber was es sei, der Moses ist ein kluger Kerl und weiß, was er thut. Ich wollte, ich wüßte auch, was ich thun soll!"

Mit den Worten kehrte er mißmüthig in seine Werkstatt zurück.

Eilftes Kapitel.

Benjamin Raule trat in Frau Agnetens Gemach. Er blieb vor ihr stehen und sagte mit tiefer Wehmuth:

„So sehen wir uns wieder!“

„Der Herr hat Alles so gefügt, wir dürfen nicht murren; seid mir willkommen.“

Und sie blieben einander lange gegenüber stehen, in ein bewegtes Anschauen versunken. Endlich sprach Agneta:

„Die Jahre sind über unsere Häupter dahin gerollt und der müde Leib, durch Kummer und Sorge gebeugt, sehnt sich nach Ruhe.“

„Das ist nicht Euer Loos, Agneta. Ihr steht kaum in dem Sommer Eures Lebens.“

„Ich kenne den Sommer nicht. Ein zerstörender Frost hat die ersten Blüthen des Frühlings vernichtet. Aber laßt uns jetzt nicht von der Vergangen-

heit reden, sie kann uns Beiden keine frohen Erinnerungen bieten. Kehren wir zur Gegenwart zurück. Ich habe Euch viel zu sagen."

„Ich höre Euch, Agneta, und möge es mir vergönnt sein, nicht blos zu hören, sondern auch etwas zu thun, wodurch ein Theil der Schuld gesühnt wird, womit ich mich freventlich selbst belud."

„Das steht nicht mehr in Eurer Macht."

„Ihr seid eine strenge Richterin."

„Hört mich ruhig an. Nach der schweren Kränkung, die Ihr uns zugefügt, nach dem unseligen Leid, das Ihr über uns gebracht und unsere Herzen dadurch bis zum Tode verwundet habt, gelobte ich mir, daß ich Euch nie wiedersehen wollte. Ich hätte dies Gelübde unverbrüchlich gehalten, aber ein anderer Wille, stärker als der meinige, hat es gelöst."

„Gesegnet sei dieser Wille. Wer that ihn Euch kund?"

„Marie!"

Raule wußte, zu wem er ging, er wußte, weshalb es geschah und was der Gegenstand seiner Unterredung mit Agneten sein würde und doch brachte die Nennung dieses Namens einen tiefen Eindruck auf ihn hervor. Er schrak unwillkürlich zusammen, sein Gesicht wurde bleich, seine Lippen bebten und

nur mühsam sprach er mit zitternder Stimme den Namen nach.

„Sie hat vollendet und ist hinübergegangen, wo kein Betrug und keine Täuschung mehr sein wird."

„Gott sei uns gnädig nach seiner Barmherzigkeit und vergelte ihr, was sie schuldlos erduldet."

„Amen! Ich habe ihren letzten Willen empfangen und ihn zu vollstrecken gelobt. Damit dies geschehen könne, verließ ich meine Einsamkeit. Es gelang mir, Euern Wohnort zu erforschen und ich reiste hierher."

„Vergelt Euch Gott Eure Liebe zur Schwester. Sprecht, Agneta. Was läßt Marie mir durch Euch kund thun? Wenn etwas durch mich geschehen kann, die Hingeschiedene mir zu versöhnen, so sprecht ein Wort und ich will es vollbringen."

„Sie verlangt nichts von Euch; sie will Euch Ruhe und Frieden gewähren, soviel dies in eines Menschen Macht steht. Wenn meine Mittheilungen alte Wunden schmerzlich berühren, so ist es nicht meine Schuld; fern von mir ist jedes Rachegefühl und ich rede von jenen vergangenen Tagen nur mit innerm Widerstreben."

„Ich höre Euch!"

„Nach jenem unseligen Abend, der uns zum letz-

ten Male zusammen führte, verließen wir Schwestern Middelburg. Marie fühlte sich bis zum Tode erschöpft und ich fürchtete längere Zeit für ihr Leben. Sie erholte sich endlich, aber ihre Kraft war gebrochen, und mit war es beschieden, für uns Beide zu denken und zu handeln. Es gelang mir, einen Ort aufzufinden, wo wir keine Entdeckung zu fürchten hatten. Dorthin übersiedelten wir uns und Jahr an Jahr zog in jener selbstgewählten Einsamkeit mit bleierner Schwere an uns vorüber. Marie war fast ganz verstummt und nur selten sprach sie mehr, als einzelne, unzusammenhängende Worte; ihr Auge hatte allen Glanz verloren. Ihr junges Leben war zu kräftig gewesen, um dem Gram plötzlich zu unterliegen, aber dieser fraß unaufhörlich an ihrem Herzen und langsam welkte sie dem Grabe zu, dem sie unrettbar verfallen war. — Der Gedanke, daß sie den Tod des Vaters einst herbeigeführt, erwachte in ihr mit neuer Kraft und das Leid, was nun über sie gekommen, hielt sie für die gerechte Strafe, welche der Himmel deshalb über sie verhängte. Eines Abends trat ich in ihre Kammer. Sie richtete sich auf und streckte mir lächelnd ihre Hand entgegen. Es war das erste Mal, daß ich sie seit jenem Unglücksabend lächeln sah.

„Wie findest Du Dich, liebe Marie?“

„Besser! Viel besser! Weißt Du, daß heute der Jahrestag meiner Verlobung mit Raule ist?“

Ich hatte es wohl gewußt, aber sie um keinen Preis daran erinnern mögen. Auch jetzt wollte ich das Gespräch abbrechen.

„Nein, nein!“ entgegnete sie aufgeregt. „Du sollst mir nicht ausweichen.“ Heute ist dieser Tag und es ist das letzte Mal, daß ich ihn erlebe.“

„Gieb nicht so trüben Gedanken Raum, liebe Marie.“

„Sie sind nicht finster; es ist vielmehr die Gewißheit des Glückes, daß nun jedes Leiden enden wird, die mich lächeln macht. Ich werde ja nun zu unserm Vater kommen und er wird mir verzeihen und mich segnen.“

Sie faltete die Hände und sprach still vor sich hin.

„Betest Du, liebe Marie?“

„Bete mit mir!“ flüsterte sie und als ich vor ihrem Bette mit gefaltenen Händen niederkniete, fuhr sie fort:

„Ich aber sage Euch: Liebet Eure Feinde, segnet die Euch fluchen, thut wohl Denen, die Euch hassen, bittet für Die, so Euch beleidigen und verfolgen.“

Es war geschehen. Mit diesen Worten unseres

Erlösers hatte sie Euch Alles vergeben, und ich, die mit ihr gebetet, hatte es auch. Ich gab ihr das Versprechen, Euch dies mit der Nachricht von ihrem Tode zugleich kund zu thun. Das ist hiermit geschehen, und meine wichtigste Sendung erfüllt."

Benjamin Raule entgegnete nichts, aber sein Herz schlug hörbar und seine Augen schwammen in Thränen. Nach einer Pause fragte er:

„Und wann endete sie?"

„Sie starb wenige Tage darauf in Frieden, nicht ohne ihre stille Neigung für Euch auf eine rührende Weise offenbart zu haben. Erinnert Ihr Euch der schönen Gesina?"

Mit diesem Worte trat die ganze Vergangenheit hell vor seine Seele: das Verderben, das er über jenes schöne Mädchen gebracht, der kalte Hohn, womit er sie verlassen, der Fluch, mit dem sie von ihm geschieden war. Seine Aufregung stieg mit jedem Augenblicke und mit bebender Stimme bat er:

„Endet, Agneta!"

„Marie dachte jenes Ereignisses; sie wünschte, die Unglückliche auffinden zu können und mit Euch zu versöhnen, damit jener entsetzliche Fluch, dessen wir Zeuge gewesen waren, Euch nicht in's Verderben stürzen möge. Sie war zu schwach, die Erfüllung

dieses Wunsches selbst herbeizuführen, aber sie beschwor mich, an ihre Stelle zu treten und ich habe ihr mein Wort gegeben."

„Habt Ihr? O sprecht Agneta! Was ist aus jener Unglücklichen geworden?"

„Lange sind meine Nachforschungen unbelohnt geblieben und ich hätte wohl nimmer die Spur der Unglücklichen gefunden, wenn nicht der alte Moses, den Ihr bei uns kennen lerntet, und der uns stets der treueste Freund gewesen ist, jene Last von meinen Schultern nahm und mir seinen Beistand versprach. Seinen Nachforschungen gelang es, zu ermitteln, daß ein junger Schuhmacher in Middelburg sich zu jener Zeit um Gesina's Liebe beworben, als sie durch Euch in Unehre gekommen war. Anfangs hat sie ihn höhnend zurückgewiesen; ob sie später anders gedacht, ob nicht, das ist mir unbekannt, wir erfuhren nur, daß Beide zu derselben Zeit aus Middelburg entwichen waren. Erst nach vielen Jahren gelang es meinem alten Freunde, auf seinen Reisen die Spur der Flüchtigen aufzufinden und sie zu verfolgen. Er meldete mir, daß Gesina, um ihre Schande zu verbergen, sich entschlossen habe, jenen Mann zu ehelichen, und mit ihm von einem Orte zum andern gezogen sei, ohne irgendwie Ruhe zu erlangen, denn

was sie immer unternehmen mochten, sie hatten weder Glück noch Stern, und der Bettelstab stand immer nahe bei ihnen. In Frankfurt hatten sie endlich ein bleibendes, wenn auch nur kümmerliches Dasein gefunden, aber nun brach der innere Zwiespalt zwischen den beiden Menschen aus, die nicht gegenseitige Neigung, sondern ein seltsames Geschick vereinigt hatte; die täglich wachsende Uneinigkeit endete damit, daß der Mann im höchsten Unmuth sein Haus verließ, und nimmermehr in dasselbe zurückgekehrt ist. Sie hatte einen Sohn geboren, der, einer angebornen Neigung folgend, stets ruhelos umherschweifte, und selten bei Hause anzutreffen war. Die Mutter ließ ihn gewähren, denn sie fühlte wenig Liebe für ein Kind, bei dessen Anblick sie stets, um des Vaters willen, von einem leisen Frösteln befallen wurde; sie athmete leicht auf, wenn er fern war, denn sie erblickte in ihm die Ursache all ihres Unglücks. Als Moses bei ihr eintrat, fand er sie auf dem Krankenbette, und was ich so eben erzählt, hat er nach und nach von ihr erfahren. Sie war still geworden und ihre bisherige Aufregung wich einem tiefen Ernst, sie hatte gelernt, sich ohne Klagen in das Unvermeidliche zu fügen. Aber fest blieb sie dabei, Euch nimmer vergeben zu wollen. Moses wollte

sie bereden, daß sie gestehen möge, ob ihr Sohn der Eurige sei und wo er ihn finden könne, aber sie antwortete nur mit „Nein!“ und fügte hinzu: „Mein Fluch wird in voller Kraft bestehen, und er wird sein Kind nimmer in seine Arme schließen!“ — Eine dringende Angelegenheit nöthigte Moses, die Kranke auf einige Tage zu verlassen, als er nach dieser Zeit sie wieder aufsuchte, war sie bereits gestorben. Kurz vor ihrem Ableben soll sie noch mit ihrem Sohne gesprochen haben, der gleich darauf in die weite Welt gegangen ist, ohne daß ich erfahren habe, wohin. Gesina hat ihren Fluch nicht gelöst.“

„Und dieser Fluch ist es, der fortwährend auf mir lastet!“ antwortete Raule. „Wie oft ich auch versuchte, ihn von mir abzuwälzen, es ist mir nicht gelungen.“

„Ich verzage noch nicht!“ sprach Agneta. „Mit Moses bin ich aus den Niederlanden hierher gereist. Ich wollte nicht eher vor Euch erscheinen, bis ich noch einen Versuch gemacht hatte und deshalb hielt ich mich in meiner abgelegenen Wohnung ruhig, denn Moses hatte mich unterweges verlassen, um nach Frankfurt zu gehen. Aber unser Bemühen war umsonst, kein Mensch wußte, wohin der Knabe von dem Sterbebette seiner Mutter gegangen war; um den Sohn der Bettlerin kümmerte sich Niemand.“

Benjamin Raule war aufgestanden und ging erregt auf und ab:

„Mir lebt ein Sohn und ich weiß ihn nicht zu finden. Mein Herz schlägt ihm mächtig entgegen, aber es sagt mir nicht, ob er in meiner Nähe, oder weit von hier entfernt ist. Wo lebt er, und was ist sein Schicksal? Vielleicht drücken ihn Mangel und Elend tief in den Staub; vielleicht führte ihn sein finsteres Geschick in die Gemeinschaft mit Elenden und Verbrechern, vielleicht ist er selbst schon zum Verbrecher herangereift. Nein! Das ertrage ich nicht! Ich werde mich selbst aufmachen! Ich will selbst nach der Spur meines Kindes forschen und ihr folgen. Es muß mir gelingen."

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür und Moses trat ein. Da er Raule erblickte, wollte er zurücktreten, aber Agneta hatte ihn bereits gesehen und rief ihn zu sich. Als er näher kam, bemerkte sie die große Aufregung, worin er sich befand und fragte mit der herzlichsten Besorgniß:

„Was fehlt Euch, lieber Freund?"

„Mir is geschehen nix!" entgegnete Moses lebhaft. „Es hat mir Keiner was gethan, aber mein Gemüth is in großer Aufregung, denn ich glaube, ich habe gehabt ein Gesicht."

„Sprecht deutlicher, bitte ich Euch!"

„Nein, Agneta, nein! Ich kann nich! Seid nich böse Euerm alten Moses, daß er es nich kann. Es wäre grausam von mir, wollte ich reden von dem, was ich gesehen, bevor ich weiß, ob es is eine Wahrheit, oder eine Lüge. Aber es muß kommen an den Tag, wenn ich kann finden nur den kleinsten Schimmer. Gott meiner Väter, ich wollte Dich preisen ewiglich, als es mir konnte gelingen!"

„Was soll Dir gelingen, Moses? Du sprichst in Räthseln mit mir."

„Ich weiß es und es betrübt mich, daß ich muß fortfahren damit, zu sein ein Räthsel für Euch; aber Ihr könnt nix von mir erfahren, denn ich weiß nix, und ich komme nur zu Euch daher, um Euch zu sagen, daß Ihr nich sollt sein verschrocken, wenn ich längere Zeit weg von hier gehe. Meine Beine sind schwach und wollen nich mehr hören, als das Herz sie will vorwärts treiben. Wie es fügt der Gott Abrahams, wir können nix davon noch dazu thun. Laßt mich nun gehen, damit ich nich zu spät komme."

„Thue wie Du mußt und Gott segne Deine Reise. Bedarfst Du Geld?"

„Ich habe noch reichlich von Dem, was Ihr mir gegeben habt früher und ich brauche wenig. Hochge-

strenger Herr, möge es Euch gefallen, diese gute Frau, die ich nich kann beschützen und ihr zu Diensten sein, wann ich fern bin, in Euren Schutz zu nehmen. Haltet's mir zu Gnaden, und ich will hoffen, daß mein Gang auch für Euch soll sein ein gesegneter. Behüte Euch der Herr beisammen."

Mit diesen Worten verließ er das Gemach Agnetens und stieg die Treppe hinab, vor sich hinsprechend: „Ich muß ihn noch einmal ansehen! Ich muß!"

Leise klopfte er an die Thür der Werkstatt. Zum Glück für ihn war Meister Peters noch nicht von der Bedienung seiner Kunden heimgekehrt; er mochte sich in der Bierstube des Gevatter Thürmer verspätet haben. Hans öffnete und folgte ihm neugierig in das Hinterstübchen zur Mutter, damit die Gesellen nicht horchen möchten. Mit der ihm eigenthümlichen Schlauheit fragte Moses nach Gottlieb Schwalbe und wie derselbe hier in's Haus gekommen. Die Antworten waren nur unbefriedigend, doch erfuhr er mit Gewißheit, daß Gottlieb Schwalbe von Frankfurt eingewandert, und der Sohn eines dort verstorbenen Schuhmachers sei; verschiedenes Andere traf zu, um daraus mit größter Wahrscheinlichkeit abzunehmen, daß Gottlieb Schwalbe der Sohn Gesina's

und Raule's sei. Und doch fehlte noch viel, um diese Vermuthung zur Gewißheit zu erheben.

Gedankenvoll eilte er zum Hause hinaus. —

„Es war ganz das Gesicht der unglücklichen Mutter!" sprach er vor sich hin. „Nich wie ich sie habe gesehen auf dem Krankenlager, sondern zur Zeit ihrer Jugend auf dem Hafendamm zu Middelburg. — Wo soll ich finden das' arme Waisenkind, als es schon is aus Berlin!"

Als Moses in der Behausung Benjamin Raule's anlangte, vernahm er, daß die Seeleute, welche er suchte, bereits mit schnellem Fuhrwerk die Stadt verlassen hatten.

Zwölftes Kapitel.

In der Brüderstraße, zunächst dem Platze, wo nachmals der fürstlich Schwarzenburgische Palast stand, lag das Haus des Botenmeisters Fischmann, worin seit 1640 die Verwaltung des Postwesens besorgt wurde. In dem obern Geschosse dieses Gebäudes wohnte der kurfürstliche Geheimerath von Pyritz, der, in Gemeinschaft mit Herrn von Thumb und einigen andern Räthen ein erklärter Gegner der so eben aufblühenden brandenburgischen Marine und ein gefährlicher Feind des Mannes war, von dem die Vollendung dieses großartigen Werkes erwartet wurde. Er dehnte sich behaglich in seinem Sessel und ein zufriedenes Lächeln spielte um seine Lippen, denn es war ihm geglückt, in Gemeinschaft mit seinen Freunden, einen Plan zu ersinnen, der Raule offenbar stürzen, und mit ihm jenem Projekte, das die Furcht und der Schrecken aller Stillstandsmänner

jener Tage war, ohnfehlbar ein Ende machen mußte. Wohlbedächtig war es am Abend vorher besprochen worden, und kein Fehlschlag schien möglich, weshalb auch der Geheimerath mit großer Freundlichkeit den Demonstrationen eines ernsten Mannes zuhörte, der ihm am Kaminfeuer gegenüber saß. Dieser Mann war Herr Johannes Behrens, Senator der freien Reichs- und Hansestadt Hamburg, der von Senatswegen nach Berlin committirt worden, um mit der kurfürstlichen Kanzley wegen der Ansprüche zu unterhandeln, die Brandenburg an den Hamburger Staatsschatz machte.

„Ich habe Alles, was Ihr die Güte zu sagen hattet, wohl begriffen, mein werther Herr Senator; meine aber, Euch wenig Trost geben zu können. Eure Stadt ist dem allgemeinen Bündnisse gegen Frankreich beigetreten, dessen Vortheile Ihr, soweit sie vorhanden gewesen sind, seiner Zeit reichlich genossen habt. Dafür habt Ihr Euch unserm Herrn zwar zu einer mäßigen Kriegessteuer verpflichtet, von welcher jedoch nur ein kleiner Theil bezahlt worden ist. Eure Kammer, oder wie Ihr es nennt, schuldet dem brandenburgischen Schatze noch die Summe von mehr als hunderttausend Thalern und Ihr werdet nicht umhin können, diese zu zahlen."

„Das sind wir aber in der That nicht willens, Herr Geheimderath, und eben deshalb bin ich hier. Hamburg hat seine Beihülfe nur bedingungsweise versprochen und diese Bedingungen, das behaupte ich, und kann es beweisen, sind bei weitem nicht Alle erfüllt worden. Man hat einige wesentliche Punkte übergangen, wodurch Hamburg vielfach geschädigt worden, und der geringste Ersatz, der uns dafür gebührt, ist wohl die Einhaltung jener Steuer, wie Ihr es zu nennen beliebt."

„Eures Gefallens, mein werther Herr Senator. Und damit wäre eigentlich die Sache abgethan. Da Ihr mich aber in diesen Frühstunden nicht als kurfürstlichen Diener, sondern als alten Universitätsfreund besucht, der zu seiner Zeit in den Musenstädten vielfach mit mir verkehrt und treulich zu mir gehalten hat, will ich Euch reinen Wein einschenken. Demnach ertheile ich Euch den Rath, Eure Vaterstadt dahin zu vermögen, daß sie lieber freiwillig ein kleines Opfer bringt, um zu verhindern, daß sie später unfreiwillig mit größeren belastet wird. Der Vortheil liegt auf der Hand. — Und nun genug von den leidigen Geschäften! Es bleibt doch dabei, daß Ihr heute Mittag mein Gast seid?"

„Ich werde mich förderſamst zur rechten Stunde

einstellen, um Euch in Eurer ganzen Würde als pater familias zu bewundern. Aber erlaubt mir noch eine Frage als Freund."

„Sprecht."

„Ich hoffe, Ihr werdet mir ehrlich antworten. Wenn Hamburg sich beharrlich weigert, den gewiß ungerechten Forderungen der kurfürstlichen Kanzley zu genügen, wird man es wagen, den Weg offner Gewalt zu betreten, und erzwingen, was nach Recht und Billigkeit niemals gewährt werden kann?"

„Daran dürft Ihr keinen Augenblick zweifeln, Herr Senator!"

„Nur Schade, daß unsere Wälle nicht mit Euern Marken gränzen. Ehe brandenburgische Truppen vor unsern Thoren Rasttag halten, müssen sie manches fremdherrliche Gebiet durchschreiten, und . . . ."

„Darüber mögt Ihr Euch beruhigen. Man wird nicht nöthig haben, die Herren Herzöge von Meklenburg und Hollstein zu bitten, oder zu zwingen, uns den Durchzug zu gestatten, um Euch eine Exekution über den Hals zu schicken. Ihr wißt doch, alter Commilito, daß man eine funkelnagelneue Seemacht aus uns geschaffen hat? Es summt mir vor den Ohren, wie von einer Blokirung der Elbe, versteht sich, soweit sie Eure hamburger Flagge betrifft."

„Ich bitte Euch, macht mich nicht lachen. Ihr wollt zur See an uns? Das scheint mir reichlich so faschingsmäßig, als Euer geheimnißvoller Seezug nach Spanien, von dem man jetzt überall munkelt. Also die Elbe wollt Ihr für unsere Flagge absperren? Nun, es ist nichts unmöglich, und daher kann es geschehen, daß Ihr mit Euern drittehalb Fregatten hier und da eine Tjalk oder ein Galiot entert, die unter dem Schutze der gesegneten drei Thürme segelt, aber daß Euch diese Blokade soviel kosten kann, daß Euer halbes Kurfürstenthum darauf geht, scheint Euer weiser Herr Schiffahrts-Direktor nicht überlegt zu haben."

„Und doch möchte ich Euch den Rath geben, Euch diesen Mann besonders zum Freunde zu machen. Er gilt jetzt Alles. Der Rath treuer, bewährter Diener wird wenig gehört und noch weniger befolgt. Alles wendet sich dem Manne zu, der den großen Plan entworfen hat, uns zu einem berühmten Seevolk zu machen! Aber ich denke, es wird sich irgendwo eine Sandbank auffinden lassen, die dieses stolze Schiff scheitern macht."

„Ich werde mich bemühen, Euch eine solche entdecken zu helfen, was nicht schwer halten wird, denn es sind deren an der Mündung der Elbe in bedeu-

tender Anzahl vorhanden. Ich beurlaube mich bis zum Mittage, Herr Geheimderath. Euer gnädigster Kurfürst soll sich damit begnügen, auf dem Lande der weiseste Herrscher und der größte Kriegesfürst zu sein; die deutsche Seemacht muß ausschließlich in den Händen der Hanseſtädte ruhen, soll sie wahrhaft nutzbringend sein. Lübeck für die Ostsee, Hamburg und Bremen für die Nordsee, alle Drei zusammen die Kommissarien Deutschlands in der mittelländischen See und jenseits des atlantischen Oceans! Und nun Gott befohlen."

Damit entfernte sich der Senator Johannes Behrens so schnell, daß er nicht das höhnische Lächeln gewahrte, das um die Lippen des Herrn von Pyritz spielte, und das wenig von der Herzlichkeit spüren ließ, die man einem alten Universitätsfreunde schuldig ist. Mit großen Worten hatte der stolze Hanseat seine Verachtung der brandenburgischen Marine an den Tag gelegt, aber im innersten Herzen dachte er anders, und das kräftige Streben des jugendlichen Seestaates verursachte ihm, der in der brandenburgischen Flagge eine künftige Nebenbuhlerin erblickte, nicht geringes Herzeleid. Es war darüber so tief in Gedanken verloren, daß er nicht auf das merkte,

was um ihn vorging, und unwillkürlich zusammenfuhr, als er auf der Gasse angeredet wurde.

„Ihr seid es, Herr Lundblad? Verzeiht, ich war . . ."

„Entschuldigt Euch nicht, Herr Senator!" entgegnete Herr Lundblad, der ein mehr eifriger, als geschickter Agent Schwedens war „Es ist jetzt wahrlich eine Zeit, wo vernünftige Männer alle Ursache haben, nachdenkend zu sein. Sprach gestern Abend noch des Breiteren mit den Herren Walberg und Brunswik aus Lübeck, und sie bestätigten mir, daß man auch dort kein geringes Aergerniß an Brandenburgs Verfahren nähme."

„Ich weiß, Herr Lundblad. Die Lübecker sehen ihre Trave schon versanden. Warum nicht? Vielleicht hat der gnädige Herr Kurfürst, im Sinn, es damit zu halten, wie er es mit der Elbe beabsichtigt. Nun, ich denke, diese Blokade wird uns noch keine unruhige Nacht kosten."

„Sagt das nicht. Ihr nehmt, meiner Meinung nach, die Sache viel zu leicht. Die Seemächte des Nordens sollten eifersüchtiger auf ihre Rechte sein. Haben sie erst eines derselben aus der Hand gegeben, zwingt man sie, die übrigen Alle fahren zu lassen. Und wenn Euch weiter kein Schaden daraus

erwächst, als daß Ihr das, was Ihr bisher allein besessen, mit Andern theilen müßt; ist es nicht genug sich einen rechtlichen Gewinn um die Hälfte verkürzen zu lassen? Wer würde das ruhig hinnehmen!"

„Und was wäre denn so eigentlich Eure Meinung, Herr Agent?"

„Daß man Alles anwenden muß, das Emporkommen dieser Seemacht zu verhindern, und wäre es auch durch Gewalt. Begreift das allgemeine Interesse, sowie Euer besonderes, besser, und tretet unserm Bündnisse bei. Schweden, Holland und Hamburg sind drei mächtige Gegner. Auch Dänemark wird sich uns anschließen. Ich bin so eben auf dem Wege zu dem Baron Samsöe, Gesandten des Königs von Dänemark, den ich um eine Unterredung habe bitten lassen."

„Der Baron Samsöe ist ein feiner, gewandter Herr. Seid vorsichtig ihm gegenüber."

„Begleitet mich gefälligst, Herr Senator. Wenn die genannten Mächte redlich zusammenhalten, dann will ich doch sehen, wer im Stande sein soll, in der Ostsee auch nur einen Kiel flotten zu lassen, den wir nicht dulden wollen. — Hier sind wir vor der Behausung des Herrn Gesandten angelangt. Ist es Euch gefällig voranzugehen, Herr Senator?"

Der Baron Samsöe empfing seine Gäste mit ausgesuchter Höflichkeit. Der schwedische Agent war bemüht, den Gesandten Dänemarks um jeden Preis für seine Ansichten zu gewinnen und erschöpfte sich in Auseinandersetzungen, die ihm beweisen sollten, daß Dänemarks Seehandel für immer gefährdet sei, wenn es nicht in ein Schutz- und Trutzbündniß mit den übrigen Ostsee-Mächten träte.

„Ich danke Euch, mein werther Herr Lundblad," entgegnete der Gesandte. „Ich danke Euch aufrichtig für Eure Freundschaft. Aber die Freundschaft muß wahr sein, und dies vor Allem bedenkend, sage ich Euch, daß dieser Eifer um so kühner ist, als er sich gegen eine Macht richtet, die Euch erst kürzlich Beweise ihrer Lebenskraft gegeben hat. Wenn Ihr den neuen Nebenbuhler fürchtet, so verdenke ich es Euch keinen Augenblick, daß Ihr Euch nach Kräften seiner zu erwehren sucht. Wir in Kopenhagen hegen diese Furcht nicht."

„Unmöglich, Herr Baron. Das Kabinet von Frederiksborg kann bei solchem Treiben nicht gleichgültig sein.'

„Dennoch sind wir's und ich hoffe, nicht mit Unrecht. Was ist Eure Ansicht, Herr Senator? Ihr

seid als ein kluger und umsichtiger Mann bekannt. Theilt Ihr die Furcht des Herrn Schweden?"

„Wenn ich offen sprechen soll, werthe Herren, so hat Hamburg bei dieser brandenburgischen Unternehmung wohl am wenigsten zu befahren. Wir haben die Elbe und die Nordsee und mögen der Ostsee wohl entrathen. Aber für's Ganze scheint es mir doch wenig ersprießlich zu sein, dergleichen jungen Zuwachs zu dulden, ohne mindestens den Versuch zu machen, ihn ausrotten zu wollen. Der Raum, auf welchem wir uns frei bewegen können, ist uns ohnehin nur spärlich zugemessen, weshalb ihn uns abermals beschränken lassen?"

„Das sind — mit Eurer Genehmhaltung — engherzige Ansichten, die Dänemark nun und nimmer theilen wird. Wir haben uns nie zu dem Glauben verstehen können, es werde unser Markt untergehen, wenn an einem dritten Orte ein neuer entsteht. Es muß Jeder Raum und Zeit haben, die eigne Kraft zu erproben. Wenn wir einem würdigen Gegner uns gegenüber sehen, so erstarken wir zwiefach. Will der Deutsche über See handeln und Flotten bauen? Er handle, er baue, wir werden es nicht hindern. Der Däne hat nicht gelernt, einen Nebenbuhler zur See zu fürchten, er ist der Petrus der Meere, und

der Sund die Himmelspforte, die er dienstfertig Jedem öffnet, der an diese klopft."

„Ja," fiel Herr Johannes Behrends ein, „aber man sagt auch, Dänemark betrachte die Kanonen von Kronenborg als die Schlüssel, womit es jene Himmelspforte nach Belieben nicht nur öffnet, sondern auch schließt."

„Und habt Ihr, im vorliegenden Falle, nicht die Absicht, von Eurem Schlüssel den besten Gebrauch zu machen, sobald der rechte Augenblick gekommen sein wird?" forschte der Agent.

„Ich habe, wie ich glaube, meine Meinung offenherzig ausgesprochen. — — Aber wo denkt Ihr hin, werthe Herren, die Zeit mit so unersprießlichen Erörterungen zu verlieren, wenn man sie auf eine weit angenehmere Weise hinbringen kann? Ist es Euch genehm, mein Frühmahl zu theilen? Vor dem milden Feuer meines spanischen Weines werdet Ihr alle Eure trüben Ahnungen, wie Nebel vor einem Sonnenblicke zerstieben sehen. Es ist bereits angerichtet, glaube ich. — Was giebt es, Knudson?"

„Herr Benjamin Raule bittet Euer Gnaden um ein kurzes Gehör."

„Was sagt Ihr dazu, Ihr Herren? — Führe Herrn Raule ein, Knudson! — Ein überraschender

Besuch. Jetzt könnt Ihr an der besten Quelle schöpfen."

„Ich hoffe indessen, Herr Baron . . . . " unterbrach ihn der Agent.

„Versteht sich, mein lieber Lundblad. So discret, als nur möglich. — Aber da ist mein neuer Gast schon! — Ihr seid mir bestens willkommen, Herr Raule."

„Ich danke Euch um so mehr für diesen Willkommen, Herr Gesandter, als ich hier einige Herren gewahre, von denen ich mir eine gleich günstige Aufnahme kaum versprechen darf."

„Und weshalb nicht? Jedenfalls verkennt Ihr diese Herren, und gern biete ich meine Vermittlung zur gegenseitigen genauern Bekanntschaft an."

„Wenn wir auch," entgegnete Raule ernst, „bis jetzt noch nicht, wie man zu sagen pflegt, einen Scheffel Salz mit einander verzehrt haben, so sind mir doch die Intentionen dieser achtbaren Herren bekannter, als Ihr vorauszusetzen scheint. Ich weiß sehr wohl, was die Absicht ihres gegenwärtigen Besuches ist, und möchte mich dafür verbürgen, den Ausgang desselben zu errathen. Ich wünsche mir nichts, als beiden Herren bald an einem geeigneten Orte zu begegnen, wo ich ihnen offen meine Meinung sagen

kann, welches ich in Eurer Gegenwart zu thun, Herr Baron, billig Bedenken trage."

„Und warum? Ich hoffe, Ihr zählt Euch zu meinen Freunden und denen habe ich, meines Wissens, bei mir nie Zwang aufgelegt. Sagt, was Ihr wollt und zu wem Ihr wollt, Herr Raule und damit Ihr durch meine Gegenwart nicht behindert seid, will ich Euch für eine Zeitlang das Feld räumen."

Der Baron ging und Raule nahm das Wort:

„Nun denn, Ihr Herren, da wir doch einmal beisammen sind, so sei es gesagt, kurz und frisch von der Leber weg, wie es in Holland Sitte ist. Ich kenne Eure Durchstechereien so gut, wie Einer sie kennen kann, aber ich brauche nicht die geringste Vorsicht dagegen, denn ich fürchte sie nicht. In eine Falle, die so plump aufgestellt ist, wie die Eurige, fängt sich keine Maus, Ihr mögt so vielen gebratenen Speck hineinhängen, als Ihr nur immer wollt."

„Dies ist eine so beleidigende Sprache, daß es darauf nur eine Antwort giebt!" rief Lundblad erregt.

„Ich bin bereit, jede entgegen zu nehmen, die Ihr mir zu bieten Anlaß nehmt. Aber dies Eine müßt Ihr noch hören: Wenn Ihr auch Eure Scheerenflotte verzehnfacht und jede Klippe, die Euer Fel-

senreich umgiebt, in ein Zehnkanonenschiff verwandelt, Ihr sollt uns doch nicht hindern, unter unserer Flagge das Meer zu befahren, soweit seine Wellen einen Kiel zu tragen im Stande sind."

„Das ist sehr kühn gesprochen, Herr Raule," antwortete der schwedische Agent, sich zum Aufbruche rüstend. „Aber sprechen, viel sprechen, und handeln, viel handeln, mein werther Herr, sind zwei verschiedene Dinge, und ich hoffe mit Sehnsucht darauf, daß eine Zeit kommen wird, wo Ihr uns beweisen werdet, daß Ihr das eine so gut versteht, als das andere."

„Zweifelt nicht daran!" rief Raule dem Forteilenden nach und wandte sich dann an Herrn Johannes Behrends: „Was Euch betrifft, Herr Senator, so habe ich eine viel zu große Meinung von Euren persönlichen Verdiensten, als daß ich glauben sollte, Ihr würdet mit jenem schwedischen Großprahler denselben Strang ziehen. Euer Name hat in der Handelswelt eine viel zu wichtige Bedeutung, als daß Ihr ihn zu einer so jämmerlichen Intrigue herleihen werdet, die den Keim des Todes schon bei ihrer Geburt in sich trug. Wenn es aber dennoch geschieht, so schreibt es Euch selbst zu, wenn Ihr in Eure eigne Grube fallt."

„Dergleichen rohe Angriffe berühren mich nicht,

am wenigsten aus dem Munde des Herrn Schöffen von Middelburg."

„Was ich Euch gesagt, geschah aus schuldiger Achtung für Eure Person. Ob Ihr darauf zu hören geneigt seid, oder nicht, das muß ich Euch überlassen; Eure letzte Entgegnung enthebt mich billig jeder Rücksicht. Als kurbrandenburgischer Unterthan aber, als der Mann, dem der Kurfürst die Leitung der Seemacht seines Landes anvertraut hat, füge ich noch dieses hinzu: Treibt's nicht zum Aeußersten, Ihr Herren an der Elbe, die Ihr Euch zugleich die alleinigen Herren auf der Elbe zu sein dünkt! Es wäre doch ein toller Streich, wenn brandenburgische Kanonen die Elbmündung bestrichen und Euren Schiffen verböten, nach Gefallen aus- und einzusegeln. Und dahin wird es kommen, darauf verlaßt Euch."

„Ich sehe mit Begierde dem Anbruche eines solchen Tages entgegen, und nehme bis dahin Abschied von Euch. Vielleicht ist mir die Freude aufbehalten, Euch auf der Rhede von Curhafen die Höflichkeiten zurückgeben zu können, womit Ihr mich jetzt so freigebig bedenkt."

Der Senator entfernte sich und von der andern Seite trat der dänische Gesandte wieder ein:

„Die Herren waren lebhaft aneinander? Ihr seid sehr aufgeregt."

„Das bin ich in der That und bitte um Entschuldigung dafür, daß ich aus dieser Ursache den eigentlichen Grund meines Kommens für dieses Mal nicht berühren kann. Was unserer jungen Flagge auch drohen mag, hier war keine Ursache zur Besorgniß vorhanden. Nicht solche Feinde sind es, die Brandenburgs Marine zu fürchten hat, sondern . . ."

„Nun, Herr Raule?"

„Sondern solche Freunde wie Ihr."

„Mit Unrecht. Klopft getrost bei dem Pförtner des Sundes an; er wird Euch stets dienstbar sein."

„Und wir werden von dieser Gefälligkeit Gebrauch machen, bis es uns gelingt, ihm den gewichtigen Schlüssel zu entwinden."

„Es müssen noch viele Wellen an Kronenborg vorüberrauschen, bis eine Hand gegen ihre Thore schlägt, die stark genug ist, zu nehmen, was sie fordert."

„Vielleicht werden wir dann nicht mehr sein, Herr Baron!" entgegnete Raule ernst, sich der

Thür zuwendend. „Aber daß einst diese Hand über das Meer greifen und die rostig gewordenen Schlüssel zerbrechen wird, das wird keine Armee, keine Flotte verhindern, und meine Ahnung sagt es mir, es werde eine deutsche Hand sein."

Dreizehntes Kapitel.

Durch die Ebbe und den Nordwest zwiefach aufgeregt, wogte die Niederelbe prächtig daher. Von den hohen Wällen der Festung Glückstadt blickten die Kanoniere müßig in den Strom und machten, nach Art aller Landsoldaten, die weisesten Glossen über die Besatzungen der Orlogsschiffe, die auf dem freien Strome vor Anker lagen. Eine kleine Tjalk kreuzte stromab und hielt jetzt von der Ostspitze des Krautsandes nach der Mündung des Festungshafens ab. Auf dem Verdecke stand eine Menge See- und anderes Volk und mitten unter diesen Nicolaus van Dören.

„Achtung, Ihr Seehunde!" rief er. „Jetzt könnt Ihr sie genau sehen. Eins! Zwei! Drei! Hüte herunter, Kerle! Das sind kurbrandenburgische Fregatten!"

Die Mannschaften sahen die bezeichneten Schiffe

auf dem Strome sich wiegen und betrachteten dieselben mit gemischten Empfindungen; denn war einestheils auf Kampf und Prisen zu hoffen, die dem Seemanne Ehre und Reichthum bringen, so war andererseits das Seegesetz jener Tage rauh und strenge; die Disciplin wurde auf eine fast tyrannische Weise gehandhabt und namentlich waren die See-Artikel der kurbrandenburgischen Flotte mit furchtbarer Strenge abgefaßt. Nur Gottlieb Schwalbe bekümmerte sich um all diese Bedenklichkeiten wenig. Als er in Gesellschaft seiner künftigen Freud- und Leidgenossen durch das Spandauer Thor Berlin verließ, war für ihn der Tag der Freiheit angebrochen. Mit unermüdlicher Thätigkeit führte er unterweges alle ihm ertheilten Befehle aus. Nie verdrossen, stets heiter, jedes harte Wort mit einem freundlichen Lächeln zahlend, gewann er sich die Zuneigung Aller und nur der Matrose Marr, dem er durch seine offene Anklage zu einem unwillkommenen Frühstück verholfen hatte, richtete je zuweilen einen stechenden Blick auf ihn, und schwur in der Stille, das Vergeltungsrecht walten zu lassen. Gottlieb Schwalbe ahnte nicht, daß in seiner Nähe versteckt eine heimtückische Schlange lauerte und als er mit seinen Gefährten in dem Hafen von Hamburg ankam, vor sich den mächtigen Strom

und den dichten Mastenwald, als er nun an Bord der Tjalk ging, an lachenden Ufern und segelnden Schiffen vorüberflog, als der Strom breiter und breiter wurde, und er zum ersten Male den rothen brandenburgischen Adler von dem Topp eines dreimastigen Schiffes wehen sah, jauchzte er laut auf vor Entzücken und die Thränen stürzten ihm unwillkürlich aus den Augen.

„Hollah, Seehund! Stopp!" rief der alte Hochbootsmann eifrig. „Schämst Dich nicht, zu flennen, wie ein altes Weib? Soll ich Dich am Mast aufziehen lassen, und Dir ein Dutzend aufzählen, damit Du wieder Courage kriegst?"

„Ach, Herr Hochbootsmann!" rief Gottlieb Schwalbe hastig, „das thut garnicht nöthig, wenn's nicht absolut der Dienst so mit sich bringt. Bange bin ich nicht, das wollte ich Euch schon zeigen, wenn hier Einer des Weges käme, der uns nicht in Frieden fahren lassen wollte. Aber mir ist so sonderlich zu Sinn; mich dünkt, ich würde jeden Augenblick hinstürzen. Und dann ist es mir wieder, als müsse ich hoch in die Luft fliegen. Ich schwanke von einer Seite zur andern, als ob ich betrunken wäre, und ich nicht von der Stelle könnte. Gleichwohl geht mir das Alles zu langsam, und ich möchte nur gleich

über Bord springen, zehn Schritte weiter, als das Schiff selbst. So ist mir zu Muthe und was das ist, weiß ich nicht."

„Ha! Ha! Ha!" lachte der Hochbootsmann, indem er Gottlieb Schwalbe betrachtete, dessen Gesicht fahlbleich wurde, indem er hin- und hertaumelte, und mit der Hand in die Luft griff, als wollte er sich an etwas halten, was nicht da. „Der Junge ist seekrank!"

„Seekrank!" rief Gottlieb Schwalbe und warf den Kopf in den Nacken, als habe man ihm etwas Beleidigendes gesagt. „Seegesund meint Ihr wohl, denn ich bin nie so froh gewesen, als in diesem Augenblicke. Komme ich denn nun wirklich mit Euch an Bord eines jener großen Schiffe?"

„Ja, Junge! Nach dem vordersten da mit der großen Signalflagge am Topp des Fockmastes. He! Weißt Du noch, was der Fockmast ist?"

„Ja, Mynheer! Das ist der vorderste im dreimastigen Schiffe, aber der zweite dem Range nach. O, ich habe Alles wohl behalten, was Ihr mich gelehrt. Der Fockmast ist etwas kürzer als der große Mast und etwas länger als der Besanmast. An ihm sitzt die Breitfock, die Stagfock und der Klüver, das Vormarssegel und das Vorbramsegel. Vor ihm liegt

die Vorderschanze, welche das Halbdeck des Hochbootsmannes ist. . . ."

In diesem Augenblicke fiel ein Kanonenschuß am Bord der Fregatte „Kurprinz" und Nicolaus van Dören sprang nach dem Steuer, um die Tjalk beidrehen zu lassen. Gottlieb Schwalbe sah ihm nach und sagte achselzuckend:

„Hm! Er denkt wohl, ich habe es wieder vergessen! Pah! Ich weiß noch viel mehr, und wenn ich erst am Bord bin, werde ich das Andere lernen. Ich lasse doch nicht nach, bis ich auch die silberne Bootsmannspfeife um den Hals trage."

Nachdem das ansegelnde Fahrzeug von dem wachthabenden Offizier der Fregatte angerufen war, erhielt es die Erlaubniß, seitlängs zu legen, um die Mannschaften und ihre Effecten auszuschiffen und da der „Kurprinz" gerade am schwächsten bemannt war, beschloß dessen Capitain, Commandeur Jakob Roberts, der den Bericht des Hochbootsmann's und die Briefe entgegen nahm, die dieser ihm von Berlin brachte, die Leute gleich am Bord zu beschauen.

„Ho! Hip! Also drei befahrne Männer und das andere ist grünes Volk? Laßt sie mich sehen, Nicolaus van Dören, und wenn etwas Brauchbares

darunter ist, wollen wir sie bei uns in die Lehre nehmen. Wie viele sinds?"

„Sechs und dreißig Mann!" wiederholte der Hochbootsmann, der in respektvoller Haltung auf der Kajütenschwelle vor seinem Capitain stand. „Wie der Herr Commandeur wissen soll, sind nur drei befahrene Leute darunter. Der Rest ist nichts werth, aber sonst willig, wenn man ihn kurz hält, und zur rechten Zeit ein festgedrehtes Tauende zur Hand nimmt."

„Ho! Hip! 's sind zu viel, drei und dreißig unbefahrene Männer, Nicolaus. Da wollen wir zehn an Blonk abgeben, der auch keine überflüssigen Hände am Bord hat. Sucht mir erst die Besten aus, und schickt sie unter Deck, dann wollen wir die andern offen mit ihm theilen. Ho! Hip! Schickt ihm ein Boot und laßt ihn zu mir an Bord kommen."

„Soll geschehen! Wenn der Herr Commandeur aber erlaubt, es ist ein Junge dabei, Gottlieb Schwalbe geheißen, ein Berliner Schusterjunge, oder so etwas dergleichen, der darf nicht auf Blonks Schiff kommen, den will ich mir für mein Kabelgat zustutzen."

„Thut das, Nicolaus, und laßt mir allstunds den Blonk an Bord kommen."

Der Hochbootsmann ging, um die Befehle seines Capitains zu vollziehen. Dieser folgte ihm auf

das Verdeck nach und war mit der Auswahl, die Nicolaus van Dören getroffen hatte, wohl zufrieden, Die übrigen zwanzig wurden auf dem Mitteldeck aufgestellt, als Capitain Blonk seitlängs legte.

„Ho! Hip!" rief Roberts. „Stramme Brise heut! Hierher, wenn's beliebt, Capitain Blonk. Habt auch eine Kanne Genever mehr geschluckt, als sonst zur Vesperzeit."

„Je nach Umständen von Wind und Wetter, Roberts! Eine Kanne für jeden Compasstrich jenseits Süden oder Norden und bei Brisen wie heute, noch ein Maaß für die Mißweisung. Was giebts hier?"

„Da ist frisches Volk angekommen, zwanzig Kerle, stramm von Armen und Beinen; die wollen wir redlich theilen! Zehn für Jeden. Nun, das ist doch christlich? Seht sie Euch an."

„Sind das die Rekruten? Hm! Binnenlands-Ausschuß! Verdorbene Bäcker und Lohgerber."

„Und Schneider, Schuster und Kahnschiffer von der wendischen Spree!" lachte Roberts. „Ho! Hip! Mein Herr Vetter hat uns schönes Futter ausgesucht! Nun laßt uns zur Sache kommen! Ich fange an und nehme diesen da!"

Mit diesen Worten schlug er einen See-Rekruten mit seinem spanischen Rohr so heftig auf die Schul-

ter, daß dieser zusammenzuckte und niederzustürzen drohte, als Nicolaus van Dören ihn nach dem Vorderdeck stieß.

„Dann nehme ich den da!“ rief Blonk, in gleicher Weise mit dem Rohrstock ausholend, und zwei seiner Leute, die ihm auf das Verdeck gefolgt waren, ergriffen den neuen See-Rekruten, um ihn über den Fallreep in das wartende Boot zu lantschen.

Die Capitaine wählten sich unter lautem Lachen auch noch die übrigen Rekruten auf gleiche Weise aus, so daß diese bis auf Drei untergebracht wurden. Das waren schwächliche Gestalten, die von dem Schauspiel, das hier vor ihnen aufgeführt ward, noch mehr zusammengedrückt erschienen und mit schlotternden Knieen den Ausgang desselben abwarteten.

Jakob Roberts schüttelte mit dem Kopfe:

„Ho! Hip! Die Wahrheit zu sagen, habe ich nun genug.“

„Ich auch,“ sagte Blonk, „und so mag diese Kerle nehmen, wer sie haben will.“

„Das ist nichts, Blonk. Ich habe neun von den Zwanzigen und Ihr habt erst acht; also kommen Euch von diesen Dreien Zwei zu und mir Einer.“

„Nichts da! Ich will den Binnenlands-Ausschuß nicht. Wozu ist er gut?“

„Um den Haifisch zu füttern! Solches Volk hat immer schlaffe Hände und fällt zuerst über Bord. Das spart die guten Leute, denn mindestens ein Opfer muß jede Reise für den Hai vom Deck fallen. Aber, wißt Ihr was, Blonk? Die Kerle sind bei alledem eine Last und Keiner trägt seine Bürde freiwillig. Laßt uns darum würfeln, wer sie futtern soll."

„Ich bin's zufrieden!"

„Bringt die Würfel!"

„Ich habe welche bei mir!"

„Ho! Hip! Capitain Blonk, Ihr seid ein arger Gesell! Nun denn, es wird drei Mal geworfen; das erste Mal um Den da, das zweite Mal um Den da und das dritte Mal um Den da. Gebt her Eure Würfel! Ich fange an! Fünf Augen! Jetzt ist's an Euch!"

Blonk nahm die Würfel und ließ sie fallen: „Sieben Augen!"

„Dann ist der Kerl Euer! Gientakel her und spedirt ihn über Bord! Marsch mit ihm über den Fallreep! Jetzt werfe ich wieder! Drei! Alle Donner, ich sitze im Unglück! Nun Blonk, da sind die Würfel! Wieviel habt Ihr?"

„Eilfe!" rief dieser ärgerlich.

„Krahnbalken und Ankerstock! Ihr habt Glück! Für eine solche Zahl solltet Ihr eigentlich den ganzen Rest haben. Fort mit dem Burschen! Heule nicht, Kerl! Du bist als Gast bei mir am Bord und Dir ist Alles reichlich vorgesetzt worden; Deine Zeit zu heulen kommt erst! Lantscht ihn ins Boot! Nun der dritte Wurf! Acht! Das sind viele Augen und ich denke, ich muß das bleiche Spitzbuben-Gesicht behalten."

Blonk hatte die Würfel fallen lassen und rief sehr erbost:

„Neun! Schickt denn der Satan gerade mir alle diese Krüppel auf den Hals? Roberts, den einen Kerl könntet Ihr wohl behalten?"

„Ich vergreife mich nicht an fremdes Eigenthum, ausgenommen, wenn es unter feindlicher Flagge segelt. Faßt Euch in Geduld, Blonk, und Ihr sollt von mir einen Keller Genever obenein haben. Dieser Bursche da ist so leicht, daß er oben schwimmt, wenn Ihr ihn als Ankerboje, mit dem Bojereep um den Hals, über Bord werft; also ist er doch zu etwas gut! Aber was kommt dort?"

„Boot vom Lande! Eine steife Landratte mit trohem Collet und einem Ringkragen."

„Ist ein dänischer Offizier. Was haltet Ihr von diesen Grützfressern?"

„Nichts sonderliches. Sind gute Seeleute und steife Soldaten. Ueber das Alles aber sind es Dänen und nur Dänen, die, wenn am jüngsten Tage die Posaunen nicht dänisch blasen, sich nicht aus der Hängematte rühren. Versteht Ihr? Die Weltkugel besteht für sie nur aus zwei Theilen, Dänemark und Ausland. Aber da haben wir den Herrn."

Das Boot war seitlängs gekommen und der dänische Offizier entledigte sich mit großer Förmlichkeit des Auftrages, die für den Schiffs-Commandeur Roberts eingegangenen Depeschen zu überreichen, und wie bei jedem Besuche herkömmlich, den Flotten-Offizieren die guten Dienste seines Chefs anzubieten. Dann kehrte er in sein Boot zurück.

Roberts sah ihm kopfschüttelnd nach:

„Der Kerl ist so freigebig mit Worten und guten Diensten, daß man glauben sollte, die Garnison von Glückstadt würde uns stopfen wie eine pommersche Gans, wenn wir uns nur bemühten, das Maul aufzumachen. Und doch verabfolgen sie Euch nicht eine Tonne Regenwasser aus ihren Cisternen, wenn Ihr sie nicht gut bezahlt. Aber kommt mit mir in die

Kajüte, damit wir sehen, was diese Depesche meines Vetters enthält."

Die beiden Capitaine gingen hinunter und die Ordre ward entsiegelt:

„Wie ich's dachte. Hier ist der Befehl, auf alle spanische Schiffe zu kreuzen und deren wegzunehmen, soviel wir können, und wo wir sie finden. Zuvörderst aber sollen wir binnen drei Tagen nach Empfang dieser Depesche, Wind und Wetter dienend, die Anker lichten und nach dem Terel segeln, wo wir den Rest der Flotte und am Bord derselben den Admiral Cornel Claus van Beveren finden, unter dessen Commando wir uns zu stellen haben."

„Nun, Gott tröste!" unterbrach Blonk ärgerlich. „So tanzen wir denn ein Mal wieder nach niederländischer Pfeife."

„Ho! Hip! Klingt sie Euch etwa nicht hell und rein genug, Capitain Blonk?"

„Was hell! Was rein! Ich denke, wenn wir auf gut brandenburgisch zuschlagen können, so können wir auch auf gut brandenburgisch kommandiren. Wir werden niemals eine deutsche Seemacht an der deutschen Küste manövriren sehen, wenn wir uns nicht von dieser Vormundschaft der Kabilau's lossagen."

„Bedenkt, was Ihr sprecht, Blonk! Mein Vetter und ich sind auch Niederländer!"

„Ja, zum Teufel und darum ist es auch immer nur niederländisch Schiffswesen unter brandenburgischer Flagge. Nun, meinethalben, Holland, Brandenburg oder der Großtürke! Ich werde es doch nicht ändern. Wenn es nur tüchtige Prisen setzt!"

„Daran wird's nicht fehlen! Ich habe eine gute Nase und wittere dergleichen auf zehn Meilen Distance. Also binnen drei Tagen segelklar? Wollt Ihr die Güte haben und bei der Rückfahrt dem „Fuchs" seitlängs legen, um den Inhalt der Ordre mitzutheilen?"

„Meinetwegen! Vergeßt nur nicht, mir den versprochenen Keller in's Boot zu spediren. Wenn das Glück mir günstig ist, bitte ich Euch binnen acht Tagen auf eine Pipe spanischen Wein zu Gaste."

So trennten sich die Offiziere und mit Blitzesschnelle verbreitete sich am Bord der drei brandenburgischen Schiffe die Nachricht, daß nun endlich der Kreuzzug gegen die Spanier beginnen sollte. Ein Hurrah, drei Mal drei, flog vom Deck zu Mast.

Am Abend vor dem Segeltage schlenderte Nicolaus van Dören am Lande umher. Er hatte für sein Kabelgat noch einiges Nothwendige am Lande besorgt und steuerte jetzt unter dem Segeldruck von

anderthalb Maaß steifen Grogs der Landungsbrücke zu, als eine Stimme rief:

„Herr Hochbootsmann! Gottes Wunder, Herr Hochbootsmann!"

„Hollah Ahoi! Was für eine Binnenlands-Spelunke untersteht sich, mich hier mitten im Fahrwasser anzupreien? Der Donner zerschlage Euch . . . . Ja so, wir leben, wie der Herr Commandeur sagt, mit Dänemark im tiefen Frieden! Nun denn! Was soll's? Schnell, oder ich brasse allstunds ab und lege Steuerbord über."

„Seid von der Güte, Herr Hochbootsmann, und bleibt doch nur einen kleinen Augenblick stehen. — Ihr kennt mich nich wieder, und ich habe Euch doch gleich erkannt."

„Ich kenne Dich auch, denn ich sehe, daß Du ein nichtswürdiger, knoblauchfressender, schäbiger Jude bist, der mein spanisches Rohr küssen soll, nachdem er tüchtig damit durchgewalkt ist!"

„Main! Was könnt Ihr werden böse und gleich reden von Prügel! Was soll thun der Matrose, als der Offizier kennt nir die Großmuth gegen den armen Mann?"

„Stopp! Nach dem Mandat sollen wir und die Dänen uns zu Lande und zu Wasser allen möglichen

Vorschub leisten und weil wir nun beisammen auf dänischem Boden stehen, so rede! Was giebts?"'

„Wichtige Dinge, Herr Hochbootsmann! Wichtige Dinge! Hätte ich doch sonst nich gehabt die Courage, in den Weg zu laufen so 'n resoluten Offizier! Bin ich nur ein Paar Stunden später aus Berlin gegangen als Ihr und Ihr seid mir gekommen so weit voraus. Ihr seid ein rüstiger Mann und müßt haben gehabt gute Beine; aber ich bin ein alter schwacher Greis und mit Todesangst hinter Euch hergekeucht."

„Potz Ringbolzen und Ankerkette! Was hast Du hinter mir drein zu steuern von der Spree bis zur Niederelbe! Mach's Maul auf, Jude, oder ich entere Dich!"

„Gleich! Gleich! Gott Abrahams, was bin ich außer Athem und werde nich finden so schnell die Worte. Wir haben uns gesehen in Berlin bei dem Schuhmacher Peters im Siebergäßchen, als Ihr habt einen armen Jungen, was is geheißen Gottlieb Schwalbe, mit Euch weggeführt. Sagt mir, ob er is hier bei Euch?"

„Der Junge ist hier am Bord der kurfürstlichen Fregatte „Kurprinz" und wird von meiner gesegneten Hand zum Seedienst erzogen. Was willst Du mit ihm?"

„Ich muß ihn sprechen einen Augenblick! Ich muß! Wann ich habe ihn gesprochen un er is gewiß un wahrhaft Der, den ich meine, so bringe ich ihm rare Dinge."

„Rare Dinge? Was ist das für Stoff?"

„Rare Dinge sind für den armen Gottlieb Schwalbe eine Heimath, ein häuslicher Heerd, liebreiche Verwandte, Vater un Mutter!"

„Wischiwaschi! Das ist Alles gut für die Landratten, aber ein Seemann brauchts nicht; es hindert ihn nur, wenn er zu Maste steigt. Stecke also Deine raren Dinge wieder in den Quersack und brasse ab, oder ich segle Dich über."

„Seid barmherzig, Herr Hochbootsmann! Es is ein Handel für das Himmelreich geschlossen, als wir können das Glück einer armen Waise machen."

„Was Waise? Der Junge ist keine Waise! Das Kabelgat ist jetzt seine Mutter und ich bin sein Vater! Das ist der Vormundschaft genug! Und nun zum letzten Male, gehe mir aus dem Wege!"

Aber Moses ging nicht. Von der Wichtigkeit seiner Sendung erfüllt, überwand er die angeborne Scheu, die sich, dem rauhen Seemann gegenüber, seiner bemächtigt hatte, und auf seinen Stab sich

stützend, mit vorgebeugtem Leibe, richtete er sein leuchtendes Auge fest auf den Seemann:

„Gottes Wunder, was seid Ihr schnell bei der Hand, wann's gilt, zu zertrümmern das Glück eines Menschen! Als ein Unglücklicher geht auf der Erde ganz allein ohne Weg un Steg in der finstern Nacht, un es streckt die Barmherzigkeit eine Hand nach ihm aus, um ihn zu führen, wollt Ihr schleudern weg die Hand? Wann is ein armes Kind, was liegt in der Wüste im Sonnenbrand, nahe dran zu verschmachten und der gute Gott schickt eine Ziege oder ein Schaf, das soll tränken den Hilflosen, wollt Ihr würgen das Thier? Ihr seid ein Seemann. Als Ihr habt gehabt zur See einen Mangel an Wasser, und wart nahe daran zu sterben, habt Ihr geflucht der Wolke, was Euch hat gebracht den Manna in der Wüste? Als Ihr nich habt das Alles gethan, aus was für Ursache wollt Ihr mich aufhalten, wann ich gehe zu bringen einer vater- un mutterlosen Waise das Wort des Trostes?"

Der Hochbootsmann stand da, stieren Blickes, mit offenem Munde, unter dem doppelten Einflusse von anderthalb Maaß Grog und der Beredsamkeit des Ebräers. Aus seinen starren Zügen konnte man nicht entnehmen, welchen Eindruck die Kühnheit dieses

Letzteren auf ihn gemacht hatte, auch ging kein Wort über seine Lippen, aber er faßte ihn bei der Hand und rasch dem Orte zuschreitend, wo das Boot seiner harrte, schleppte er den Juden hinter sich her.

„Hollah Ahoi!" rief Nicolaus van Dören. „Hier ist ein Stück Ballast. Werft es in die Vorderpligt, aber geht behutsam damit um, denn es ist leicht zerbrechlich und nicht hoch assecurirt. Wenn wir aber damit an Bord kommen, bringt es stillschweigend unter Deck. Bei'm Pumpsood am großen Mast ist ein schicklicher Platz zum Verstauen. Bringt es nicht aus, daß ein Jude am Bord ist, sonst ist des Rumorens kein Ende. — Und mit Tagesanbruch ist das Boot wieder zur Hand, um den Juden zurückzubringen. Merkt wohl auf mein Wort und weicht mir keines Coksnagels Breite von der Ordre! Und nun frisch, die Ruder eingesetzt!"

Die Matrosen waren nicht wenig verwundert über den seltsamen Passagier, und die bestimmte Ordre ihres Offiziers; aber an blinden Gehorsam gewöhnt, ward Moses mit Persenningen und andern Emballagen umhüllt, und von seitlängs des Schiffes so heimlich in das Zwischendeck gebracht, daß außer den Bootsgasten kein Mann von seiner Anwesenheit am Bord etwas erfuhr.

Nicolaus van Dören hatte dem jungen Recruten seines Kabelgats einen Wink gegeben und stieg dann in die Hängematte, um seinen Rausch auszuschlafen, als Gottlieb Schwalbe den Juden aufsuchte, der, vor Frost und Angst zitternd, in eine Ecke kauerte, und des Knaben harrte, um dessetwillen er diese gefährliche Wanderung unternommen hatte.

Beide verhielten sich so ruhig als möglich; denn ein unbefahrner Junge, der zur Nachtzeit außerhalb seiner Hängematte angetroffen ward, und ein Passagier — obendrein ein Jude — der sich nicht in der Schiffsliste vorfand, sind jederzeit zwei strafbare Dinge am Bord eines wohlgeordneten Schiffes, dreifach strafbar aber in jenen Tagen, als noch kurbrandenburgische Kriegsfregatten segel- und schlachtfertig auf Rheden und Strömen lagen.

Sie sprachen lange und heimlich miteinander, am meisten Moses, der sich alle erdenkliche Mühe gab, das Geheimniß von Gottlieb Schwalbens Geburt zu ergründen und sich es klar zu machen, daß er der Sohn der schönen, unglücklichen Schifferstochter von Middelburg sei. Als ihm dies gewiß schien, suchte er Gottlieb Schwalbe zu bewegen, mit ihm gemeinschaftlich das Schiff zu verlassen und nach Berlin zurückzukehren, was aber dem jungen Trotzkopfe nicht

einleuchtete, da Moses, ohne von Benjamin Raule dazu bevollmächtigt zu sein, es nicht wagen wollte, die volle Wahrheit zu sagen. Vergebens bot er alle seine Beredsamkeit auf, sie scheiterte an der Beharrlichkeit des jungen Matrosen, und Moses konnte zuletzt nichts weiter thun, als in Geduld den Anbruch des Tages abwarten, um dann, vielleicht mit besserm Erfolge, einen neuen Angriff auf das Herz des Knaben zu unternehmen.

Die Natur forderte gebieterisch ihr Recht. Moses und Gottlieb Schwalbe waren Beide erschöpft, das Gespräch stockte und bald darauf schliefen sie friedlich nebeneinander ein.

Tiefe Stille herrschte rings umher, nur unterbrochen durch die vorüberfliegenden Wellen des Stromes, die sich am Schiffsbuge brachen und den Wiederhall der abgemessenen Tritte der Schildwachen, die am Backbord und am Steuerbord des Mitteldeckes auf und ab gingen.

Ende des ersten Bandes.

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Berlin

und

West-Afrika.

Ein Brandenburgischer See-Roman

von

Heinrich Smidt.

Zweiter Band.

Verlegt
von
M. Simion in Berlin.

1847.

Erstes Kapitel.

Vier lange Stunden vergingen im tiefsten Schweigen. Durch die kohlschwarze Nacht brach im Osten ein bleicher Strahl, man sah, wie auf der Fläche des Stromes die Nebel sich ballten.

Ein langgehaltener Ton schrillte durch das Innere des Schiffes und flog von einem Ende des Zwischendeckes zu dem andern.

Die Bootsmannsmaaten waren wachsam.

In demselben Augenblick schlug der Schiffstrommler auf dem Mitteldeck einen kurzen Wirbel, und die Wache trat unter Gewehr.

In allen Theilen des Zwischendeckes tauchten Laternen auf, die, Irrlichtern gleich, unruhig durch- und nebeneinander hin flackerten; nur der schmale Raum zwischen dem Pumpsood und dem großen Mast, wo Moses und Gottlieb Schwalbe neben einander schliefen, blieb im Schatten.

Beide Schläfer fuhren erschreckt auf.

Gottlieb Schwalbe blickte verstört nach allen Seiten und rieb sich die Augen.

Moses erhob sich und schrie angstvoll:

„Gott Abrahams, wie geschieht mir?"

Der Jude wäre gehört worden, wenn nicht in diesem Augenblicke die silbernen Pfeifen zum zweiten Male ertönten und der Schiffstrommler den zweiten Wirbel geschlagen hätte. Alles Volk hatte die Hängematten verlassen; es drängte, stieß und glotzte sich an; die Hängematten waren im Nu aufgerollt und aufgeballt.

„Still!" flüsterte Gottlieb Schwalbe. „Wenn sie Dich hören, bist Du verloren!"

Und Moses kauerte sich in dem dunkelsten Winkel zusammen.

Zum dritten Mal das Signal der Pfeife, zum dritten Mal der Trommelwirbel. Auf den Leitern wimmelte es von Matrosen und Soldaten. Alle drängten durch die Luken nach oben.

Das Zwischendeck war leer.

„Ich muß nun hinauf, Moses!" sagte Gottlieb Schwalbe noch immer flüsternd. „Es ist Morgen und wenn der Hochbootsmann mich vermißt, geht es mir schlimm. Ich will ihn suchen, Du mußt fort."

„Laß mich nich ziehen ohne Dich!"

„Ich muß hier bleiben, Moses. Ist's wahr, was Du mir sagst, daß mein Vater noch lebt, so sehe ich ihn, wenn ich heimkehre, zeitig genug. Hat er sich doch auch nicht um uns gekümmert, weder um mich, noch um die Mutter."

„Bedenke, was Du thust!"

„Quäle mich nicht, Moses! Ich kann nicht anders. Auch bin ich im Dienst des Schiffes, und würde, wenn ich mit Dir ginge, ein Deserteur, den man hängen ließe. Grüße meinen Vater von mir, den Du mir nicht nennen willst . . ."

„Ich darf nich! Es is sein Geheimniß und er hat mir nich erlaubt, es zu verrathen."

„Mag seinen Namen auch nicht wissen. Was willst Du, Moses? Kann ich einen Mann lieben, der sich Zeit meines Lebens nicht um mich bekümmert hat, und soll ich um seinetwillen verlassen, wonach ich mich gesehnt habe, so lange ich denken kann?"

„Mir is weh! Was für ein Leben auf solchem Schiff! Ich habe das nun umsonst getragen."

Gottlieb Schwalbe drückte ihm die Hand.

Der Jude seufzte:

„Und was werde ich noch ertragen müssen!"

Die Ahnung von dem Schicksal seiner nächsten Zukunft bemächtigte sich seiner.

„Ich komme gleich wieder!“ sagte Gottlieb Schwalbe; „zuerst will ich nach dem Boote sehen, das Dich fortbringen soll, wie es der Hochbootsmann befohlen hat.“

Die Pfeifen tönten auf dem Verdecke und zugleich begann der Gesang der Matrosen, begleitet von einem wilden Klappern und Rasseln, das Geräusch fallender Taue und klirrender Ketten.

„Gott meiner Väter!“ schrie Moses auf, und Gottlieb Schwalbe setzte den Fuß auf die Leiter:

„Solchen Lermen hörte ich noch nicht am Bord! Was geht da oben vor? Ich muß hinauf! Moses liege still!“

Und hinauf flog der junge Deckläufer die steile Leiter, während Moses sich so tief in seinen Winkel zurückzog als möglich.

Auf dem Verdecke, wo jetzt die größte Lebendigkeit herrschte, war eine halbe Stunde früher Alles todtenstill. Die Wachen des Mitteldecks schritten langsam auf und ab; sie gewahrten es nicht, daß nacheinander vier Matrosen aus den Luken des Zwischendecks heraufkamen und der Länge nach sich hinwerfend, über die Vorderschanze weg, nach dem Galion krochen.

Hier glitten sie an den Wasserstagen hinab und erreichten ein Jollboot, das dort sorgsam festgemacht war.

„Sollen wir hier warten?" flüsterte Einer, als sie sämmtlich darin waren.

„Ja! — Mynheer Hochbootsmann will selbst dabei sein."

„Und der Jude?"

„Er will ihn mit einem Seil herablassen."

„Was der Kerl nur am Bord sollte! Es bringt uns Unglück!"

„Still! Geräusch von oben! Duckt Euch!"

Und die Schildwache von dem Backbord des Mitteldecks kam an die Brüstung des Galions und schaute darüber weg; weil aber das Jollboot am Steuerbord lag, wurde sie nichts in der Finsterniß gewahr und kehrte ruhig auf ihren Posten zurück.

„Habt Ihr'n gesehen?" flüsterte der erste Bootsgast wieder. „Jetzt laß uns klug sein."

Wenige Augenblicke später kam die Steuerbords-Schildwache und lehnte über die Brüstung des Galions. Da aber das Jollboot unterdessen nach der andern Seite überholt hatte, gewahrte sie nichts und schritt beruhigt nach dem Mitteldeck zurück. Das Boot war jetzt für die nächste viertel Stunde vor jeder Entdeckung gesichert.

Aber ehe dieser Zeitraum noch verstrichen war, schob sich die Kajütskappe zurück und ein junger Offizier, der erste Steuermann der Fregatte „Kurprinz" betrat das Verdeck. Noch war es finster, aber er gewahrte nahe vor sich, zwischen den Kanonen eine zusammengekauerte Gestalt. Er rüttelte sie tüchtig zusammen und nach einer Weile erhob sie sich schwerfällig:

„Was beliebt?"

„Schämt Ihr Euch nicht, da müßig zu liegen und zu schnarchen, statt auf Euer Werk zu achten, und dann verdrießlich zu antworten, wenn man Euch weckt!"

„Ich soll wohl noch lachen und scherwenzeln, weil man mich wider Willen zum Lootsendienst für ein Spottgeld gepreßt hat, während mir meine alten Kunden, die reichen Beurtfahrer aus der Nase gehen! Was wollt Ihr?"

„Es ist Segel-Ordre gegeben. Seht nach, ob es Zeit ist, den Anker zu lichten!"

Einen Fluch in den Bart murmelnd, schob der Lootse sich einige Schritte weiter; er warf einen Blick nach oben, und einen Blick nach unten, um die Richtung des Windes und den Lauf des Stromes zu erkunden.

Der Steuermann hatte ihn bald überholt und wie

kurz vorher von der Gallerie aus sein Auge nach allen Himmelsgegenden schweifte, so stand er jetzt auf dem Bugspriet und schaute bald nach links, bald nach rechts, und gewahrte sofort das bemannte Jollboot.

„Was zum Teufel ist das? Hollah da unten!"

„Ahoi!" antwortete eine Stimme.

„Wer seid Ihr?"

„Mannschaft des Jollboot, Herr!"

„Auf wessen Befehl liegt Ihr da auf der Lauer?"

„Ordre des Hochbootmanns!"

„Allstunds zu Deck und das Boot aufgehißt.'"

Dem Befehl wurde Folge geleistet. Die Schildwachen mußten mit Hand anlegen und nach fünf Minuten hing das Jollboot unter den Krahnbalken.

„Deckmeister!" rief der junge Offizier.

„Hier, Herr!"

„Wo ist der Hochbootsmann?"

„Ich habe ihn noch nicht gesehen, Herr! Er ist gestern Abend spät an Bord gekommen und hatte gut geladen."

„Laßt sogleich zu Deck pfeiffen. — Nun Lootse?"

„Das Wasser ist stall. Ehe der Anker heraus ist, beginnt die Ebbe; dabei ist der Wind günstig und die Brise frisch. Wenn wir jetzt lichten, seid Ihr zu Mittag in See."

„Ich will sogleich den Befehl des Commandeurs einholen! Ruft alles Volk zu Deck! Lootse, an Euren Platz!"

Und die Trommeln wirbelten, die Pfeiffen schrillten, wie vorhin geschildert. Die Luken flogen auf, und behende Toppgasten sprangen heraus. Ihnen folgten die Kanoniere der Vorderschanze, voran die lange Gestalt Nicolaus van Dören's, der festen Tritt es die Schanze bestieg, und seine Maaten mit den Worten abfertigte:

„Hört nach weiterer Ordre! — Wo ist der Wettersjunge?"

Aber Keiner war da, der den Bootsmannsjungen gesehen hatte. Einer der Kanoniere sagte aus, er habe bei'm Hinaufsteigen bemerkt, daß die Hängematte desselben nicht einmal losgeknüpft gewesen sei; Gottlieb Schwalbe müsse also gegen das Schiffsgesetz an einer andern Stelle geschlafen haben.

„Dafür soll er ...." rief Nicolaus van Dören....

Plötzlich hielt er inne. Das Abentheuer des gestrigen Tages fiel ihm ein: Der Jude, das Jollboot, Alles. Er wandte sich um, ging rasch einige Schritte vor, sah zu beiden Seiten des Galion's in's Wasser und stieß einen leisen Fluch aus; dann rief er dem zweiten Bootsmannsmaaten zu:

„Jollboot-Mannschaft hierher!"

Im Fluge kam diese herbei. Nicolaus van Dören packte den Ersten mit seiner Eisenfaust so fest bei'm Arm, daß dieser vor Schmerz zusammenzuckte:

„Warum nicht nach meinem Befehl im Boot?"

„Waren darin. Der erste Steuermann kriegte Wind davon und ließ sogleich das Boot aufziehen; es hängt unter den Krahnbalken."

„Donnerwetter! — Donnerwetter!" fluchte der Hochbootsmann vor sich hin. „Wo ist der verdammte Jude? Dürfte ich es nur, ich drehte ihm das Genick um, ehe ihn das Tageslicht wieder bescheint."

„Alle Mann an die Ankerwinde!" rief der Steuermann mit heller Stimme über das Verdeck hin und herbei drängten sich Alle, denen dieser Theil des Dienstes zugewiesen war. Unter lautem Gesange begann das Einpalmen des Ankertaues.

„Hochbootsmann! Ein Wort!"

„Allstunds, Herr! Was steht zu Euren Diensten?"

„Das Jollboot mit seinen Gasten lag unter dem Galion, und wie die Leute sagten, auf Euern Befehl. Wollt Ihr mir das klar machen?"

„Allerdings, Herr, lag das Jollboot da, weil es gebraucht werden sollte, versteht Ihr. Und es muß auch noch gebraucht werden, denn es ist vor der Ab-

reise immer noch etwas zwischen der Breitseite des Schiffes und dem festen Wall zu verkehren."

„Keine Umschweife, Herr! Klare Antwort, wenn es Euch beliebt!"

Nicolaus von Dören richtete sich hoch auf und sah den Offizier mit blitzenden Augen an:

„Ich habe mich nie gefürchtet, die Wahrheit zu sagen. Es ist nichts im Dienste versehen worden. Das Boot lag da, weil sich, um es gerade heraus zu sagen, unnützer Ballast zwischen den Hängematten befindet.

„Wenn Ihr, wie ich glaube," fiel der junge Offizier stirnrunzelnd ein, „unter unnützem Ballast vielleicht liederliches Weibsvolk versteht, das Ihr im Zwischendeck geduldet hättet . . . ."

Der Hochbootsmann verzog das breite Gesicht zum Lachen, daß ein Kajüten-Offizier ihm in dieser schwierigen Angelegenheit einen Ausweg zeigte. Er strich sich den Bart und sagte:

„Ich denke, zum Teufel, daß sich so etwas im Zwischendeck herumtreibt."

„Dann hütet Euch, daß der Commandeur es nicht erfährt! — Seht nach Eurem Anker, Herr, und wenn es, um ihn klar auf's Deck zu bringen, nöthig ist, das Jollboot wieder zu streichen, so will ich nichts

dagegen haben. — Was zum Teufel hat so ein alter Kerl als Ihr, mit dem Weibsvolk zu schaffen?"

Die letzten Worte wurden so leise gesprochen, daß sie nur von Dem gehört werden konnten, an den sie gerichtet waren. Aber dieser merkte nicht darauf, sondern war froh, so wohlfeilen Kaufes davon gekommen zu sein, denn ein Jude am Bord eines Schiffes, das im Begriff ist, den Anker zu lichten, galt in jenen Tagen für ein Unheil verkündendes Ereigniß.

„Vorderschanze Ahoi!" rief Nicolaus van Dören mit lauter Stimme. „Jollboot streichen!"

Während die Leute sich behende an's Werk machten, rief der Hochbootsmann:

„Wo zum Teufel steckt der verdammte Junge? Hollah Ahoi!"

„Halloi!" rief Gottlieb Schwalbe, der so eben auf das Verdeck gekommen war.

Ein zweiter, lichterer Strahl drang durch den wallenden Nebel und die vorüberfliegenden Wellen glitzerten auf.

„Seehund! Wo steckst Du? Ich drehe Dir das Genick um, wenn ... Wo ist der Jude?"

„Er sitzt noch auf derselben Stelle, wo Ihr ihn gestern Abend hingesetzt habt."

„Bringe ihn allstunds hierher. Wirf ihm eine

Persenning über den Kopf, damit ihn Keiner erkennt. Das Boot liegt zur Hand. Rühre Dich."

Gottlieb Schwalbe flog die Treppe hinunter und eilte zum Versteck am großen Mast:

„Moses! Moses!"

„Was schreist Du, Kind? — Hier bin ich! Gott meiner Väter, was ist vorgegangen?"

„Sie lichten den Anker; die Toppgasten sind schon auf den Raaen, um die Leinwand loszubinden. Wir segeln gleich ab. Es geht in See!"

„Weh' mir! Was soll aus mir werden, als ich muß hinaus in die See?"

„Dahin sollst Du nicht. So schnell als möglich mußt Du auf's Deck. Das Boot liegt bereit. Eile Dich! Eile Dich! Es ist die höchste Zeit."

„Meine Knieen zittern; ich kann nich stehen."

„Stütze Dich auf mich. Geschwind! Geschwind! Das Tageslicht fällt schon durch die Luken! Wenn Dich bei'm Hinaufsteigen einer der Leute erkennt, bist Du verloren."

„Ich will mich nehmen zusammen!"

Die Furcht half dem geängstigten Greise jede Schwäche besiegen. Gottlieb Schwalbe raffte ein großes Stück Segeltuch auf, das ihnen zur Lagerstatt gedient hatte und hüllte Moses darin;

dann faßte er ihn unter den Arm und führte ihn der Leiter zu.

Der Deckmeister kam mit einigen seiner Leute die Leiter herab. Er ging, ganz von seiner Offiziers-würde erfüllt, stolz an Gottlieb Schwalbe vorbei, und schrie diesem nur im bärbeißigen Tone zu:

„Will der Junge wohl auf's Verdeck?"

Aber die dem Deckmeister folgenden Matrosen waren wie alle Matrosen der damaligen Zeit. Fand sich keine Gelegenheit vor, einem der zahlreichen Schiffsjungen für einen begangenen Fehler zu züch-tigen, so mußten sie ihn wenigstens hänseln. Darum faßte der Vorderste von ihnen nach Gottlieb Schwalbe und ihn kneipend, rief er:

„Was hast Du da? Laß los! Willst Du Schmug-gelhandel treiben?"

„Das ist Bootsmannsgut!" antwortete rasch Gott-lieb Schwalbe, seinen Freund zurückdrängend. „Laßt mich ruhig vorbei, wenn's gefällt! Er wartet."

„Halte das Maul, Junge! Es gefällt mir nicht. Was ist's für Bootsmannsgut?"

„Zweibeiniges Bootsmannsgut!" rief ein anderer Matrose, der näher hingesehen hatte. „Der ver-dammte Junge belügt uns; ich will ihm den Schädel einschlagen."

Schädel schlugen die Matrosen jener Zeit täglich ein, wenigstens drohten sie damit. Gottlieb Schwalbe bog sich seitwärts, um dem gefürchteten Schlage auszuweichen, verlor dabei das Gleichgewicht, ließ den Arm des Juden fahren und dieser stürzte, vor Furcht aufschreiend, zu Boden.

„Bootsmannsgut, das schreien kann!" riefen lachend die Matrosen. „Der Junge muß gekielholt werden! Aber vorher wollen wir doch sehen, wer es ist."

Moses hatte sich mühsam erhoben. Er blieb auf den Knieen liegen und streckte flehend die Hände aus:

„Laßt mich ziehen in Frieden!"

„Ein Jude! Ein Jude!" riefen die Matrosen, theils furchtsam, theils zornig; Einige, voll wilder Aufregung, einen Gegenstand für ihre Grausamkeit gefunden zu haben, während Andere sich scheu zurückzogen, weil der Aberglaube jener Zeit unermeßliches Unglück verkündigte, wenn ein Jude in der Stunde des Ankerlichtens den Schiffsraum durchschritt.

Der Deckmeister war wieder umgekehrt, als er sah, daß seine Leute ihm nicht folgten:

„Wo zum Donnerwetter bleibt das Volk? Was giebt es hier?"

„Mit Verlaub, Deckmeister! Hier ist ein Jude!"

„Bist Du verrückt!"

„Glaubt's nicht, daß es ein Jude ist," schrie Einer. „Wie käme der hierher?" Es wird ein Gespenst sein."

„Was Gespenst! Hat's nicht geschrieen und geheult? Hast jemals davon gehört, daß ein Gespenst heult und schreit?"

„Wir liegen unter der Dänischen Küste, da spukt es immer, und ich lasse es mir nicht ausreden, wir haben einen Dänischen Niß am Bord, der sich als Jude verkleidet hat."

„Will's bald herausbringen!" rief der Deckmeister. „Langt mir das Gespenst einmal her."

Und der Deckmeister streckte seinen nervigten Arm aus, griff nach dem Barte des zitternden Juden und zerrte ihn dabei in die Höhe.

Moses zitterte und war todesbleich.

Gottlieb Schwalbe wollte ihm beistehen, aber einer der Matrosen stieß ihn mit einem giftigen Fluche so heftig zurück, daß er beinahe kopfüber in den untersten Raum hinabgestürzt wäre. Da er sah, daß seine Gegenwart hier unnütz war, flog er auf das Verdeck, um Hülfe für den Unglücklichen zu schaffen, ohne daß er wußte, wo er diese finden sollte.

Es war unterdessen heller Tag geworden. Com-

mandeur Jakob Roberts ging pfeifend das Halbdeck auf und ab:

„Wo ist der Steuermann?"

„Hier, Herr Commandeur!"

„Ist der Anker gefischt?"

„In diesem Augenblicke geschieht es."

„Verdammt saumselig heute! Der „Fuchs" und die „Dorothea" sind schon klar und liegen mit backgebraßten Marssegeln, um auf uns zu warten. Ho! Hip! Keine Nachlässigkeiten am Bord, sonst spreche ich holländisch! Marssegel hissen!"

Der Steuermann eilte mit dem empfangenen Befehle fort und murmelte zwischen den Zähnen:

„Ich wette, der Hochbootsmann hat absichtlich so lange gezögert, um seinen Ballast von Bord zu bringen."

Er sprang die Vorderschanze hinauf und sah zu seinem Erstaunen das Jollboot noch müßig am Buge liegen:

„Hochbootsmann! Was zum Donner ist das?"

„Jollboot, Herr! Es ward zu streichen befohlen."

„Vor einer Stunde!" — Und leise flüsterte er ihm zu:

„Warum, zum Donner, machtet Ihr nicht Gebrauch davon, so lange es noch Zeit war?"

„Habe ich denn hier abkommen können?" ent-

gegnete Nicolaus van Dören in gleicher Weise. „Aber der Junge soll es büßen!"

„Es ist nun zu spät. Ein Boot kann nicht mehr vom Bord, und was hier ist, muß hier bleiben, bis wir den Terel erreichen. Ist es etwas Schlimmes, so bedauere ich Euch! — He! Hollah! Bootsgasten wieder zu Deck und das Jollboot vor die Krahnbalken!"

Das Boot wurde wieder gehißt; der Anker war unterdessen gefischt, die Segel fielen von den Raaen und diese wurden aufgestrafft.

„Denkt an den Salut, Steuermann!" sprach der Commandeur zu dem zurückkehrenden Offizier.

„Es ist Alles fertig, Herr!"

„So zieht Flaggen und Wimpel auf und laßt uns der Festung Se. Dänischen Majestät Lebewohl sagen. — Lootse! Ist Fahrt im Schiffe?"

„Ja, Herr Commandeur! Die Fregatte ist bereits im Gange. Sie gehorcht dem Steuer."

„Feuer!" kommandirte Roberts und gleich darauf hallte Schuß auf Schuß über den Strom hin; die beiden andern Fregatten grüßten im Absegeln in gleicher Weise und die Kanonen der Festung beantworteten den Salut, indem die rothe Danebrogsflagge, von der höchsten Spitze des Walles abwehend,

den fortsegelnden Bundesgenossen den Abschiedsgruß zuwinkte.

In diesem Augenblicke ward vom Zwischendecke aus ein lauter Schrei vernommen, rohes Gelächter und lautes Fluchen tönte zwischendurch.

„Ho! Hip!" rief Jakob Roberts. „Seht nach, was es giebt!"

„Jetzt werden die Dummheiten Nicolaus van Dörens offenbar werden!" sagte der Steuermann vor sich hin, indem er der großen Mittelluke zueilte.

Gottlieb Schwalbe war kurz vorher die Leiter hinaufgesprungen und zum Hochbootsmann auf die Vorderschanze geeilt:

„Sie haben ihn gefunden!"

„Wen, Satansjunge! Wen?"

„Den Moses!"

„Warum brachtest Du ihn nicht hierher?"

„Ich kann nichts dafür! — Ich war schon mit ihm an der Leiter, als der Deckmeister uns zurückjagte und seine Leute mich so hart stießen, daß ich den alten Mann fahren lassen mußte. Sie haben ihm den Bart gerauft."

Die Kanoniere der Vorderschanze kamen neugierig herbei, der Hochbootsmann wandte sich zu ihnen:

„Donnerkerle! Was steht Ihr da und horcht? Achtet auf Eure Kanonen! — Wo haben sie ihn jetzt?"

„Sie haben ihn grausam gehänselt, ihn und mich; am meisten der Narr, der es mir von Berlin her nachträgt, daß er ein Frühstück aus Pfeffer und Salz bekam. Jetzt kommen sie .... Da seht Ihr's! Sie schleppen ihn aus dem Zwischendeck heraus!"

Der Deckmeister und seine Maaten standen auf der Leiter von oben nach unten; sie warfen sich den Juden als einen Fangball zu, bis ihn zuletzt der Deckmeister fing und, ihn in der Schwebe über sich haltend, rief:

„Ueber Bord, oder in den Raum zurück? Für die Ratten, oder für die Fische?"

Moses hatte nicht mehr die Kraft, um Hülfe zu schreien; er wimmerte nur leise. Seine Augen waren geschlossen, sein Gesicht blutete.

„Was zum Teufel ist das für ein Tollmannswerk? Ho! Hip! Steuermann! Was ist's?"

„Ich bin eben so erstaunt als Ihr, Commandeur! Es findet sich ein Jude am Bord und kein Mensch weiß, wo er herkam."

„Kein Mensch und mein erster Offizier auch nicht! Das zeugt von schlechter Disciplin! Verantwortet Euch nicht, Herr! Ich gebe Euch eine Viertelstunde

Zeit, dann will ich gewissenhaften Bericht. Laßt Euch keine Lügen aufheften, ich bin nicht besonders leichtgläubiger Natur! — Und Ihr da, Lootse! Achtet auf Euer Werk! Führt Segel, soviel die Masten tragen wollen; ich muß Morgen Abend vor dem Terel ankern."

Damit stieg Herr Jakob Roberts verdrießlich in seine Kajüte hinab, während die Fregatte unter der vollen Last ihrer Segel durch die erregten Fluthen hinschoß und in geringer Entfernung von den beiden Andern gefolgt wurde.

Zweites Kapitel.

Zur bestimmten Zeit trat der Steuermann ernsten Gesichts in die Kajüte des Commandeurs.

„Nun, Herr! Ich erwarte jetzt einen ausführlichen Bericht. Was ist's mit dem Juden?"

„Ich komme, Euch mitzutheilen, was ich in der Geschwindigkeit erfahren konnte. Zunächst mußte ich den alten Mann den Händen seiner Peiniger entreißen."

„Was? 'nen Juden? Ho! Hip! Hattet Ihr nichts Besseres zu thun?"

„Er war nahe daran, getödtet zu werden. Sie haben ihn arg zugerichtet und ich habe den Doktor rufen lassen."

„Wer hieß Euch, die Zeit mit solchen Nebendingen hinbringen? Soll ich hören, was in meinem Schiffe geschehen ist und noch geschieht? Wer brachte mir den Juden an Bord?"

„Soviel ich gehört habe, verdanken wir diesen Besuch dem Hochbootsmann."

„Was? Dem Nicolaus van Dören? Ist der Kerl verrückt? Schafft ihn allstunds hierher und sobald der Doktor den Juden soweit gebracht hat, daß er wieder das Maul aufsperren kann, laßt ihm Zwanzig aufzählen; dann fragt ihn, was er hier gewollt hat."

Der letztere Befehl wird sobald nicht ausgeführt werden können, denn mir schien der Alte so gemißhandelt zu sein, daß wir am Bord dieser Fregatte noch die Ehre einer Judenleiche erleben können."

„Wahret Eure Zunge, Herr! Ihr seid etwas keck und übermüthig heute! Schafft mir sogleich den Nicolaus van Dören hierher!"

Der Steuermann hatte die Kajüte schweigend verlassen, Jakob Roberts ging zornig auf und ab:

„Ein Jude zwischen diesen Planken! Das bringt Unglück! Dies Volk, das unsern Heiland gekreuzigt hat, lügt und betrügt sammt und sonders in alle Ewigkeit. Ich würde diesen Hund mit eigener Hand erwürgen, wenn ich nicht wüßte, daß ein Schiff, worauf ein Mensch gemordet ward, noch in demselben Jahre stranden muß! — Ein Jude bei mir am Bord, und mir sind die Hände gebunden, denn was ich thue, es bringt mich in's Unheil. Schlage ich

ihn todt, versenke ich mein Schiff, lasse ich ihn leben, hert er uns die Pestilenz an den Hals, denn diese Juden sind sammt und sonders geborne Hexenmeister. Ho! Hip! Verdammt sei, wer dies Unheil über mich gebracht."

Nicolaus van Dören hatte schon eine Weile am Eingange der Kajüte gestanden, ehe der Commandeur ihn gewahrte.

„Da seid Ihr ja, Meister Kabelgat! Ich denke wir haben ein schlimmes Wort miteinander zu sprechen."

„Fangt Ihr an, Herr."

„Was habt Ihr angerichtet?"

„Eine Dummheit, für die mich der Teufel kielholen möge!"

„Dazu brauchen wir den Teufel nicht, das kann ich auch. Was Ihr verdient habt, wird Euch nicht entgehen. Jetzt sprecht."

„Soll geschehen. Aber, Herr, Ihr werdet Eines bedenken."

„Welches?"

„Wenn ich diese Juden-Geschichte verschuldet, so ist's das nicht allein."

„Was noch?"

„Ich bin auch Schuld daran, daß Ihr Euch meine heutige Dummheit könnt erzählen lassen."

„Sprecht gerade heraus. Was heißt das?"

„Das heißt, ich schlug, als wir noch Beide unter niederländischer Flagge fuhren, in dem Treffen von Doggersbank mit meiner Art den Schuft nieder, der seine Muskete auf Euch angelegt hatte. Hättet Ihr damals jene blaue Bohne verschluckt, könntet Ihr jetzt nicht Gericht über mich halten."

„Doggersbank! Ho! Hip! Der Tag war schlimm, aber wir waren doch Christenmenschen unter uns. Ein Anderes ist's, wenn ein Jude dahintersteckt. Diese Hunde haben den Heiland selbst gekreuzigt, und werden mit uns keine Umstände machen, wenn sie Oberwasser kriegen. Wie habt Ihr's angefangen, das Malheur über uns zu bringen?"

„Weiß mich nicht darauf zu besinnen, denn ich segelte unter dem Druck von anderthalb Quartier Genever und Wasser dem Boote zu, als mir der Ebräer, mit dem ich mich schon einmal in Berlin gekreuzt hatte, in den Weg kam. Ich habe es nicht behalten, was er mir vorkrähte, aber es kam so viel von Menschenliebe und Gotteswort darin vor, und es blitzte dabei so seltsames Feuer aus seinen Augen, daß ich allen Ingrimm fahren ließ, der mich sonst immer packte, wenn ich in ein bärtiges Judengesicht sah, und es gestattete, daß er sich unter die Vorder-

pligt meines Bootes niederduckte. Als ich heute früh den Geneverreff ausband, hatte ich ganz vergessen, daß ich den alten Satan auf sein Bitten mit an Bord genommen."

„Und was wollte er? Uns das böse Zeug auf den Leib heren?"

„Wartet einmal! — es ist eine verdammt mühsame Arbeit, ohne Spitzeisen so ein Paar auseinander gelaufene Gedanken wieder zusammen zu spitzen! Stopp! Da fällt es mir ein! Es war um des Jungen willen!"

„Welches Jungen?"

„Nun, Ihr wißt's ja! Des Jungen, den ich in Berlin kaperte, dem ich gleich vom ersten Augenblicke an Wohlthaten erzeigte, und den Euer Vetter selbst für den Seedienst warb. Er will ihn mit Satans-Gewalt wieder vom Schiffe herunter haben, wenn es nämlich Der sei, den er suche und darum wollte er noch mit ihm sprechen. Ich flicke Euch das zerrissene Gespinnst nun und nimmer wieder zusammen, Commandeur; aber es kam allerlei von Glanz, Reichthum, Vater, Mutter und dergleichen darin vor. Nun, aus Reichthum mache ich mir nichts und so ein Deckläufer braucht gar nicht zu wissen, was das ist, aber das von Vater und Mutter! — — Ihr wißt, ich

habe durch meine wilden Streiche seiner Zeit Vater und Mutter das Herz gebrochen, da dachte ich denn — — — Hol's der Teufel, der Jude ist einmal am Bord."

Commandeur Roberts hatte nicht mehr auf die letzten Worte des Hochbootsmanns geachtet:

„Sagtet Ihr nicht etwas von Reichthum und dergleichen? Am Ende trägt der Jude viel Geld und Gut bei sich!"

„Meiner Treu, ich weiß nicht, Herr! Sollt's aber kaum denken, denn er sieht schäbig aus von Oben bis Unten, und ist so dürr, daß die Sonne durch ihn hinscheint, wie durch schamphiltes Segeltuch. Ich glaube, er wäre im Stande, vor Hunger Speck zu fressen, was ich gleich versuchen will! — Warum, meint Ihr, soll er Geld und Gut bei sich führen?"

„Kann er nicht von den Schweden oder gar von den Spaniern abgeschickt sein, um das Schiffsvolk zu beschwatzen und mit Gold zu blenden, damit sie zur Zeit der Noth Flagge und Schiff wie feige Schelme verlassen?"

„Das müßt Ihr nicht sagen, Commandeur, denn dann wäre ich ein nichtsnutziger Kerl, der mit dem Strick um den Hals an die Nock der Fockraa ge-

hängt werden müßte. Nein, Herr, davon ist nichts in dem Gesichte des alten Mannes zu lesen."

„Was wißt Ihr davon? Ich will selbst die Sache untersuchen. '— Bringt ihn hierher."

„Mit Vergunst, Commandeur; ich habe wohl nicht recht gehört? Ihr wollt den Juden hier in Eurer Kajüte sprechen?"

„Es ist kein anderer Ausweg. Sobald er wieder draußen ist, sollen die Kajütenwächter räuchern ein ganzes Etmal lang. Bringt ihn sogleich hierher! Und hört .... Ich denke an Doggersbank und Ihr geht leer aus, aber von heute ab sind wir quitt und Ihr habt vor den Andern nichts voraus. Hat aber der verdammte Jude uns verhert und wir gehen in den Grund, so habt Ihr meine Hand an Eurer Kehle und der Hai soll Euch gewürgt bekommen."

Der Commandeur war allein. Er ging hastig auf und ab, seine Hände zuckten unwillkürlich zusammen, als ob sie nach etwas griffen:

„Der Jude hat Gold bei sich; er muß Gold bei sich haben! Viel Gold, und wenn er sein Leben von Bord bringen will, soll er es mir theuer bezahlen. Ho! Hip! Es fehlt noch viel, bis mein Schatzkästlein gefüllt ist, das meinen Kindern das Leben fristen soll. Mein Herr Vetter spart zusammen und zählt

mir meinen Antheil knapper zu, als irgend einem seiner Handels-Maaten, statt ein Einsehen zu haben, weil ich sein Verwandter bin und so viele Mäuler zu stopfen habe. — Da poltert's auf der Treppe! Es ist wohl der Jude! Nun, er soll mir bluten oder er soll bald für immer ausgeblutet haben."

Moses erschien am Eingange der Kajüte, fortgeschoben von dem Hochbootsmann, denn er war so schwach, daß er sich nicht auf den Füßen zu halten vermochte.

„Jude! Da ist der Herr Commandeur. Unterstehe Dich nicht, ihn unhöflich anzuglotzen, sondern schlage die Augen fein demüthig zu Boden. — In die Kniee mit Dir und strecke die Arme flehend nach ihm aus, denn es handelt sich hier um Dein Leben."

„Laßt mich mit dem Kerl allein, Hochbootsmann, und befehlt den beiden Kajütswächtern, auf dem Gange draußen zu warten und alert zu sein. Ich will das Verhör ganz allein führen."

„Allstunds, Herr!" sagte der Hochbootsmann und die Treppe hinaufsteigend, brummte er in den Bart:

„Er ist eben so schäbig, als es der Jude ist. Pfui Teufel über den Geiz. Lebt stets auf anderer Leute Kosten und scharrt zusammen, wo er etwas findet. Ich glaube, wenn er irgendwo ein Riff von

Gold wüßte, er setzte die ganze brandenburgische Flotte darauf fest, nur, um sich die Taschen füllen zu können."

Moses war unterdessen in die Kniee gesunken und streckte dem Commandeur die gefaltenen Hände entgegen:

„Habt Erbarmen, großmächtigster Herr, mit einem alten Manne, was is gemißhandelt und blutig worden geschlagen, und laßt'n zurückkehren an's Land."

„Schweig! Das Reden ist an mir! Ich habe große Lust, Dich vor Mittag hängen zu lassen, aber erst will ich Dir Deine Kunststücke abfragen. Antworte kurz und deutlich, Kerl! Bist Du ein spanischer oder ein schwedischer Spion? Bist Du gekommen, meine Leute zu verheren, damit sie zur Stunde der Noth ihre Flagge verlassen, und das Schiff dem Feinde überliefern? Ho! Hip! Willst gleich: Ja! antworten?"

„Weh mir alten Mann! Gott Abrahams sei mein Zeuge! Als ich soll sterben am glühenden Feuer, wie die Söhne der Maccabäer, ich kann nich sagen, was Ihr verlangt, denn es is meinem Herzen fremd. Ich weiß nichts von dem Treiben der Potentaten und kümmere mich nicht um die Spanier, oder Schweden, oder was es giebt sonst vor Völker auf Erden. Ich lasse herrschen und regieren, wer herrschen und re-

gieren will und treibe mein Geschäft ganz in der Stille."

„Willst Du leugnen, daß Du ein Spion bist? Hat man Dich nicht mit Gold beladen, damit Du nach Herzenslust Deine Bestechungen treiben kannst? Her mit dem Golde, sage ich! Her mit Deinem Golde!"

„Gott soll schützen, was seid Ihr im Irrthum. Ich bin ein armer Mann und habe nir bei mir, als das wenige Geld, was is in dieser Tasche, zu meiner Zehrung. Wann Ihr habt das von mir genommen, muß ich mich heimbetteln nach Berlin."

„Danke Gott, wenn Du Dich noch dahin betteln kannst! Mit einer solchen Lumperei kauft man noch kein Schiffsvolk! Aber nimm Dich in Acht! Ich will hier im Kamin eiserne Zangen glühen und Dir damit die Wahrheit aus der Brust zwacken lassen. Es soll offenkundig werden, was Du hier gewollt hast."

Mit der größten Anstrengung hatte sich Moses vom Boden aufgerafft:

„Ihr braucht mich nich foltern zu lassen, um zu erfahren, was ich will freiwillig sagen; Euch noch früher, als jeden Andern, denn als ich habe vernommen, welcher Familie Ihr angehört, is auch mein Geschäft für Euch eben so wichtig, als für die Andern."

„Ho! Hip! Wo will das hinaus? Wirst Du nun reden?"

„Ich will sprechen, so schnell ich nur vermag. Ihr seid Seine Gestrengen, der Herr Schiffscommandant Roberts, ein Vetter von Seine Gnaden dem Herrn Schiffahrts-Director Benjamin Raule in Berlin, welcher is gewesen zu seiner Zeit Kaufmann und Schöffe der Stadt Middelburg auf Walcheren. Is es so richtig, was ich habe gehört, Hochedler Herr?"

„So ist es! Was nun? Weiter!"

„Weiter is zu melden, gestrenger Herr Commandeur, daß ich bin gekommen hierher, um von Euerm Schiffe zu holen einen jungen Mann, von dem ich habe erkundet, daß er is Euer Verwandter."

„Bist Du verrückt?"

„Es is, wie ich sage, gestrenger Herr. Als Ihr mir vergönnt, mich ruhig anzuhören, sollt Ihr Alles erfahren. Zwar is es nicht mein Geheimniß, aber als ich weiß kein anderes Mittel, zu erlangen meine Freiheit, damit ich vollbringen kann, was ich habe gelobt mit deinem Eid, sollt Ihr erfahren, daß Ihr habt einen Knaben am Bord Eures Schiffes, der Gottlieb Schwalbe geheißen und der Sohn Eures Vetters is."

„Ich glaube, das Volk hat das Gehirn dieses

Juden so weich geprügelt, daß es nun bei ihm spukt. Erzähle denn in drei Teufels Namen! Lügst Du aber, so mußt Du hängen!"

„Als mir soll Gott helfen, rede ich nur die pure Wahrheit! Sagt mir, gestrenger Herr, wißt Ihr die Geschichte, was hat gehabt Euer Herr Vetter, als er noch lebte in Middelburg mit der schönen Schifferstocher, was is Gesina geheißen worden?"

„Was, zum Donner, hat das hier zu thun? Jude, ich warne Dich zum letzten Male."

„Euer Vetter hat gebracht die arme Magd in Unehren, und hat sie verlassen! — Blickt mich nich so grimmig an, gestrenger Herr! — Es is so gewesen und er hat sie nachmalen verstoßen. Darnach hat sie ihm gräßlich geflucht und dieser Fluch hat gelastet auf dem armen Mann, seit er is aus Middelburg gezogen nach Deutschland und preßt und drängt ihm noch, so daß er sich kann nich erheben von der tiefen Bekümmerniß."

„Wenn Du fortfährst, mir die Schande der Familie vorzuheulen, so würge ich Dich."

„Es is ihm geboren worden ein Kind; sein Herz hat sich vergebens danach gesehnt, es zu besitzen, bis endlich ein Engel hat sich erbarmt und

dem Jammer ein Ende gemacht; das Kind is gefunden und hier auf Euerm Schiffe."

„Jude! Du betrügst!"

„Ich spreche die Wahrheit, was ich schwöre bei dem Grabe von meiner Mutter, worin sie soll Ruhe finden. Alles is ermittelt und entdeckt. Die Papiere, was waren vorhanden und von denen kein Mensch hat gewußt etwas, sind gefunden; ich habe sie gefunden."

„Also hast Du bei dieser saubern Geschichte die Hand im Spiel gehabt?"

„Gott hat mir die Barmherzigkeit gethan, daß ich habe gekonnt bringen Trost einem armen Vater. Als ich war gewiß von der Existenz des Knaben, habe ich mich aufgemacht, ihn zu suchen, und habe ihn gefunden bald darauf in demselben Hause, worin war sein Vater, der schon mit ihm hatte verkehrt, ohne ihn zu kennen. Nun habe ich gewollt noch einmal mich überzeugen, um zu sein meiner Sache ganz gewiß, darum verschwieg ich meinen Fund dem Vater und eilte, was ich konnte, um mit dem Knaben zu sprechen. Aber ich kam zu spät, denn er war schon mit Euer Gestrengen Gnaden Herrn Hochbootsmann von Berlin abgereist; ich bin gekommen nach, und bitte um Eures Vetters Sohn."

„Und Du glaubst, ich werde Dir ohne Weiteres den Jungen geben? Willst vielleicht einen Juden aus ihm machen? Oder willst — ich weiß, Ihr braucht zu Eueren hölliſchen Werken Chriſtenblut — willſt ihn vielleicht in Deiner Synagoge abſchlachten?"

„O wie tief drückt Ihr doch das Meſſer des Spottes in mein Herz! Aber ich will gerne Alles dulden, als Ihr nur wollt meine Bitte erfüllen."

Nein!"

„Thut es, lieber Herr! Thut es! Ihr gebt dem armen Vater das Leben wieder. Seit er is gegangen aus Middelburg, lebt er in der Betrübniß; äußere Ehre kann nich geben inneren Frieden. Aber mit der Einkehr des Knaben in sein Haus is genommen der Fluch von ihm."

„Denkſt Du, ich werde Dir behülflich sein, einen Betrüger in eine rechtliche Familie einzuführen und noch dazu in meine eigene? Und meinſt Du, mein Vetter iſt ſo einfältig, Dir zu glauben?"

„Er wird mir glauben! Er wird! Der Knabe ſoll ſein die Freude ſeines Herzens. Er wird ihn machen zu ſeinem Erben, er wird ihm geben Reichthum die Fülle, Geld und Gut, Haus und Hof."

„So? Wird er das?" fragte Roberts mit einem ſtechenden Blick auf den Juden.

„Das wird er gewiß und wahrhaftig, ich kann es Euch mit einem Eide betheuern. Habe ich doch bei mir gute Papiere, sehr gute Papiere, die Alles beweisen, was ich sage. Er kann nich zweifeln und wird es auch nich thun.“

„Und wo sind die Papiere?“

„Ich trage sie bei mir, gestrenger Herr Commandeur; ich halte sie so werth, daß ich sie habe gemocht keinem Fremden anvertrauen. Es hat bis heute noch kein lebendes Wesen Kenntniß von ihnen.“

„Also auch der Vater des Jungen nicht?“

„Auch er nicht. Er weiß noch gar nicht, daß ich sein Kind gefunden und daß dies Kind der Gottlieb Schwalbe ist. Er soll es nich eher wissen, als an dem Tage, da ich kann den Sohn zu ihm führen. Seid so geneigt, mir zu helfen, guter Herr, daß dieser Tag bald erscheine.“

„Und was trägt Dir das Geschäft, Jude? Wer bezahlt's?“

Moses warf den Blick an die Decke:

„Der große Handelsmann da oben, der auch hier auf den Wellen unter uns is. Er hat mir gegeben den Muth, so zu handeln, und wird mir schenken nach vollbrachter That ein zufriedenes Herz.“

Der Commandeur schlug ein lautes Gelächter auf:

„Und das soll ich glauben? Aber weg mit all' den hohen Worten und frisch von der Leber weg. Ich stehe hier an meines Vetters Statt. Her mit den Papieren! Ich will sie untersuchen."

„Kann ich sie doch nur geben dem Vater."

„Willst Du Dich unterstehen, mir zu widersprechen? Den Augenblick gieb sie heraus, oder ich lasse Dich so lange peitschen, bis Du den Athem verlierst."

„Weiche ich doch der Gewalt! — Ich will sie Euch geben, gestrenger Herr Commandeur, ich will sie geben, als ich muß. Aber Ihr müßt haben gut Obacht, denn sie sind ein Heiligthum, sie gehören einer armen Waise."

Mit zitternden Händen knöpfte Moses sich den Brustlatz auf und brachte eine Ledertasche zum Vorschein, die er auf den Rand des Tisches legte:

„Hier sind sie! Ihr findet dabei die Zeugnisse der hohen Obrigkeit und des Geistlichen, welcher die Sterbende hat eingesegnet."

Jakob Roberts entgegnete kein Wort, aber er zog hastig die Klingel.

Die beiden Kajütenwächter traten ein.

„Führt diesen Juden hinaus auf den Gang. Ihr sorgt dafür, daß er mit Niemandem spricht, weder mit dem Hochbootsmann, noch mit sonst Jeman-

dem; auch mit Euch nicht. Laßt Keinen an ihn heran, und wenn Ihr meine Klingel hört, führt ihn hierher zurück."

„Um Barmherzigkeit fleht Euch ein alter Jüd, gestrenger Herr Commandeur."

„Hinaus!" unterbrach ihn Jakob Roberts mit barschem Tone, und die Kajütenwächter schleppten den Juden hinaus.

Jakob Roberts war allein. Vor ihm lag die Ledertasche. Er fiel hastig darüber her und riß die Papiere heraus, die er auseinander breitete und ihren Inhalt fast verschlang.

„Ho! Hip!" rief er nach einer Pause. „Es ist, wie der Jude sagt. Dieser Junge ist Raule's Bankert und wenn er ihn in seinem Hause hat, wird er ihn ehrlich machen und zum Erben aller seiner Güter einsetzen! — Ho! Hip! Das käme mir ungelegen!"

Er versank in ein finsteres Brüten.

„Es war Alles gut!" murmelte er in sich hinein. „Raule mußte nach den Gesetzen der Natur eher sterben als ich, und dann war ich sein Erbe. Und wäre das auch nicht; hätte ich daran müssen, draußen auf der See, so ist er doch los und ledig und meine armen Kinder sind seine Erben. Und nun soll so ein Bankert kommen und Alles in sich hinein-

schlucken, während ich meine Familie in Zukunft darben sehe. Ho! Hip! Dafür will ich sorgen."

Seine Augen starrten die Papiere an, die ein so klares, unwiderlegbares Zeugniß waren; die Papiere, die ihm eine reiche Erbschaft unwiederbringlich entrissen und ihm einen Verwandten aufdrängten, der die Seinigen auf eine empfindliche Weise benachtheiligen sollte. Genug, über genug für einen so habsüchtigen Geizhals, wie es Jakob Roberts im tief innersten Gemüth war, trotz des Schimmers von Liberalität, den er um sich zu verbreiten wußte.

„Nein! Er soll nicht! Wenn ich meinen Kindern Geld und Gut, Ehre und Ruhm geben kann, ohne daß es mich mehr kostet, als die Hand auszustrecken . . . ."

Er schwieg, aber ein schadenfrohes Lächeln flog über sein Angesicht und er sprang von seiner Bank auf. Er ergriff eine eiserne Stange und stachelte damit in das Feuer des Kamins, daß es zu hellen Flammen aufschlug.

„Das ist ein gutes Archiv, um dergleichen Dokumente aufzubewahren. Was darin ruht, wird keines Menschen Auge wiedersehen."

Er warf die Schriften in den Kamin und einen Augenblick nachher schlug die Lohe darüber hin. Mit

vor Freude leuchtenden Augen sah er sie bis auf die letzte Faser verbrennen. Als die Flamme sich senkte, sprach er vor sich hin:

„Nun ist meines Herrn Vetters Sohn selig entschlafen."

Ein Fieberfrost schüttelte ihn bei diesen Worten; es wurde ihm unheimlich in der weiten Kajüte.

Drittes Kapitel.

Eine Stunde war vergangen.

Eine Stunde, bang und schwer für den Machthaber in der Kajüte, der mit kaltem Blute, aus schmutzigem Geiz, einem Vater den Sohn geraubt, einem Kinde seine ganze glückliche Zukunft gestohlen hatte.

Eine Stunde, bang und schwer für den kranken, alten Mann, der unter Furcht und Zittern zu seinen beiden Wächtern aufsah.

Diese standen stumm und unbeweglich. Der Eine, das Auge fest auf den Juden gerichtet und jede seiner Bewegungen überwachend. Der Andere, am entgegengesetzten Ende mit aufgehobenem Arm die Vorübergehenden zurückweisend.

Da wurde die auf dem Gange hängende Glocke scharf angezogen. Die Wächter ergriffen den Juden und schoben ihn vor sich her in die Kajüte hinein.

Jakob Roberts stand aufrecht mit vor Zorn gerötherem Gesicht und bedeutete den Wächtern mit einem stummen Wink, sich zu entfernen.

Der Commandeur und der Jude waren allein.

Moses warf einen scheuen Blick um sich her. Er sah auf dem Tische die Ledertasche liegen, die er vorhin gezwungen ausgeliefert hatte; sie war geöffnet, und doch rings umher kein Fetzen Papier zu sehen. Eine finstere Ahnung flog ihm durch den Sinn, Todesangst bemächtigte sich seiner und mit bebendem Tone fragte er:

„Ich schaue, gestrenger Herr Commandeur, daß Ihr habt gehabt die Gütigkeit, zu öffnen die Tasche mit den Papieren. Daraus werdet Ihr erkennen ...

„Daß Du ein heuchlerischer, betrügerischer Schurke bist, der, um sich zu bereichern, irgend einen Betteljungen von der Straße aufrafft, und ihn für den Sohn einer angesehenen Familie ausgiebt."

„Gott soll schützen! Welche Verläumdung!"

„Ein Fälscher bist Du, ein Betrüger, für den es keine Strafe giebt, die groß genug ist, um ihn für seine Nichtswürdigkeit zu züchtigen."

„Das is nich wahr! Ich bin kein Schurke! kein Betrüger!"

„Ho! Hip! Unterstehst Du Dich, zu widersprechen?

Du bist ein Fälscher und Deine nachgemachten Papiere . . . ."

Moses blickte wild um sich:

„Wo sind die Papiere? Wo habt Ihr gelassen die Papiere?"

Der Commandeur schlug ein wildes Gelächter auf.

„Wo solches betrügerisches Zeug hingehört! Sie haben ein lustiges Kaminfeuer abgegeben."

Moses wankte dem Kamin zu. Er sah nichts als mattglimmende Kohlen, darüber ein Häuflein flüchtiger, schwarzer Asche, die bei der geringsten Erschütterung in die Höhe flog und sich wieder langsam senkte. Er schrie laut auf und sank mit einem krampfhaften Schluchzen zu Boden.

„Am bequemsten könnte ich ihn nun erwürgen!" sprach der Commandeur vor sich hin. „Eine Hand um seine Kehle fest zusammen gedrückt, dann mit ihm durch die Kajütsfenster und weg ist er für immer. Ho! Hip! Wolltest mich und meine Kinder um ihr wohlerworbenes Eigenthum bringen? Bestie von einem Juden! Grinzest mich noch an, Kerl? Ich will meine Hand nicht mit Dir beschmutzen; Andere sollen es thun."

Die Glocke ertönte auf's Neue und einer der Kajütenwächter trat ein.

„Ruft mir sogleich den Hochbootsmann!"

Der Wächter ging und nach einer Weile trat der Gerufene ein.

„Hierher, Nicolaus van Dören! Ihr habt das Unheil an Bord gebracht, Ihr sollt da Schiff wieder davon säubern."

„Wir wollen ihn bei Curhafen an's Land setzen, Herr. Gleich haben wir es erreicht."

„So wohlfeilen Kaufes kommt der Jude nicht davon. Ich habe seine Papiere untersucht und gefunden, daß er ein Lügner und Betrüger ist, dem nur Gerechtigkeit widerfährt, wenn er getödtet wird."

„Ihr habt ihn wohl schon getödtet?" fragte der Hochbootsmann und starrte den Juden an, der regungslos am Boden lag.

„Nein, ich nicht; aber Ihr sollt es thun."

„Das will ich nicht."

„Ho! Hip! Weigert Ihr Euch, meine Befehle zu vollziehen?"

„Einen Todtschlag könnt Ihr nicht befehlen! Zum Donner, Herr, wie könnt Ihr glauben, daß ich meine Hand dazu herleihen werde?"

„Ihr seid ein feiger Hund!"

„Auf Doggersbank habt Ihr gesehen, daß ich es nicht bin. Meine Art schmetterte am Steuerbord

und Backbord nieder, was sich mir in den Weg stellte. Aber einen schuldlosen Mann morden . . ."

„Ich sage es Euch, er ist ein Spitzbube."

„Einen Mann zu tödten, der sich nicht zur Wehre stellen kann, das ist ein Mord und ein Mord wird gerächt am Bord."

„Pah! Er wird nicht!"

„Er wird, sage ich Euch. Der Klabautermann sieht den Mord und fügt es so. Schlagt Ihr während der Reise einen Mann todt, so muß während derselben Reise ein Zweiter sterben, dem Gemordeten zur Sühne."

„Und wenn es Einer sein müßte! Es ist so viel es Volk am Bord! Unnütze Deckläufer und Soldaten, von denen kann es Einer sein."

„Es stirbt aber zur Sühne des Gemordeten kein Unschuldiger in einer Hängematte des Zwischendecks, sondern der Mann, der den Mord begangen hat."

„Alter Weiberschnack!"

„Ihr wißt recht gut, daß es kein alter Weiberschnack ist, darum legt Ihr nicht selbst Hand an den alten Mann. Nehmt guten Rath an, Herr, und laßt das Jollboot streichen, damit wir ihn uns vom Halse schaffen."

„Nein! Jetzt nicht! Hier nicht! Wie schnell könnte

er von hier nach Berlin kommen! Dahin würde er sogleich gehen und mich bei meinem Vetter verläumden. Kann ich ihm nicht an's Leben und muß ich ihn schonen, damit uns nicht der Teufel hole, so soll er doch so spät als möglich festen Boden unter sich haben."

Nicolaus van Dören war zu dem Juden getreten und beugte sich zu ihm nieder.

„Sein Athem geht nur schwer, Herr; seine Brust hebt sich kaum. Das ist die Folge von all' den Mißhandlungen, die er ertragen hat. Er kann keinen Tag mehr leben und es werden Viele um dieses Einen willen die Augen schließen müssen. Verdammt, daß ich ihn an Bord brachte! Kann nun für meine Dummheiten selbst untertauchen müssen."

„Hast es verdient!"

„Er wird immer schwächer!" rief Nicolaus van Dören aufspringend: „Herr! Ich rathe Euch Gutes! Laßt den Doktor kommen, damit wir ihm sein Leben erhalten, wir setzen sonst das unsrige daran."

„So ruft Euern Doktor in's drei Teufels Namen! — Muß ich zwischen meinen Planken ein Juden-Lazareth dulden! Das danke ich Euch!"

Der Hochbootsmann entgegnete nichts; er stieß in seine silberne Pfeife. Die Kajütenwächter erschie-

nen. Auf einen Wink des Commandeurs nahmen die Beiden den ohnmächtigen Juden auf und trugen ihn hinaus. Der Hochbootsmann begleitete sie.

An einem abgesonderten Orte des Zwischendecks ward ein Lager bereitet. Der Hochbootsmann sah nach, daß der Kranke sogleich von dem Doktor untersucht ward und die Verordnungen desselben genau befolgt wurden; dann stieg er hinauf zur Vorderschanze.

„Wo hat der Teufel den Jungen? Hollah, Ahoi!"

„Halloi!" rief Gottlieb Schwalbe und sprang aus dem Fockwant, wo er sich im Klettern übte, von dem flinken Tauende eines Bootsmannsmaaten dazu angeleitet.

„Komm mit, Bursch! Ich will Dir Arbeit geben vollauf!"

„Gar zu gerne, Herr!" antwortete Gottlieb Schwalbe, und ging rasch hinter dem Hochbootsmann her, der wieder in das Zwischendeck hinabstieg und an das Lager des alten Moses trat.

Gottlieb Schwalbe schrie laut auf.

„Halt's Maul, Junge, und erschrecke den Alten nicht, sonst kneift er sich den letzten Athemzug ab, und wir müssen Alle daran. Setze Dich da still hin, gieb ihm das Medicament und 'nen Schluck

Wasser, Alles, wie es der Doktor angeordnet, der gleich wiederkommen wird. Rede ihm gut zu, damit er bald gesund werde und wir sicher vor ihm sind. Wenn er auch alt und schwach ist, so kann er uns doch großen Schaden thun, denn jeder Jude ist eine Art Hexenmeister. Du sollst ganz allein bei ihm bleiben. Kommt Jemand Dir zu nahe, um den Alten zu hänseln, so sagst Du, es sei bei Strafe von fünfzig Hieben verboten, dem Juden auf fünf Schritte zu nahe zu kommen. Hast Du mich verstanden?"

„Ja, Mynheer!" antwortete Gottlieb Schwalbe mit vor Thränen erstickter Stimme.

„Lasse ihn nicht aus den Augen und schlafe nicht ein. Wir müssen ihn los sein, ehe wir mit den Spaniern zusammen kommen, sonst ist unsere letzte Kanne Bier gebraut."

Er ging weiter und Gottlieb Schwalbe setzte sich nahe zu dem Kranken, der nach Verordnung des Doktors einen Trank bekommen hatte, und darauf in einen tiefen Schlaf gesunken war.

Als der Doktor gewissenhaft Alles angeordnet hatte, was dem Kranken dienlich sein konnte, begab er sich in die Kajüte des Commandeurs, um diesem Bericht zu erstatten. Der Doktor war ein langer, ernster Mann, der nie in einem Zwischendeck aufrecht

stehen konnte, und dessen Marmorgesicht noch Niemand zu einem Lächeln sich hatte verziehen sehen; sein Blick war kalt, sein Mund öffnete sich selten und auch dann kamen nur einzelne, rasch ausgestoßene Worte zum Vorschein. Aber tief in der Brust schlug ein volles, warmes Herz, das keine Vorurtheile kannte, und mit jedem Preßhaften das innigste Mitleid hatte. Er trat bei dem Commandeur ein, als dieser gerade den Zirkel auf die Karte setzte, um den Cours von der Elbmündung nach dem Texel zu bestimmen.

„Ho! Hip! Was will der Medizinkasten?"

„Rapport!"

„Von wegen des Juden, denke ich? Der ist Euch auf die Seele gebunden, Mann! Laßt ihn nicht sterben, sonst sind wir Alle geliefert."

„Dummheit!"

„Was?! — Ja so; ich weiß, Ihr verachet allen guten und frommen Seemannsglauben. Aber, wenn Euch das Wasser einmal bis an die Kehle gehen wird, kommt die Bekehrung mit steifer Backstagskühlte so schnell herangeschossen, als ein Barkschiff das Revier hinaufsliegt."

„Fliege nicht."

„Thut Ihr nicht? Nun, macht was Ihr wollt

Aber ich sage Euch, wenn der Jude eher stirbt, als er jenseits meines Fallreeps ist, sollt Ihr am längsten am Bord eines Schiffes Pflaster gestrichen haben."

„Wird gesund!"

„Seid Eurer Sache sehr gewiß. Geht nur wieder. Wenn wir den Kerl loswerden, wo ich ihn loswerden will, gebe ich ein Fest und Ihr sollt mit mir schmausen und zechen."

„Mag nicht zechen!" sagte der Doktor barsch und ging aus der Kajüte.

„Magst nicht?" rief Jakob Roberts ihm nach. „Nun, ich mag Dich auch nicht und wir wollen sehen, wer dem Andern zuerst Platz machen muß! Was fällt mir da ein?"

Er ging einige Male die Kajüte hastig auf und ab, dann stand er still:

„Der Jude muß dran! — Aber durch wen? — Wenn ich es thäte, müßte ich ihm nach; wenn ein Anderer, müßte dieser . . . . Ho! Hip! Das muß ich mir klar machen . . . . Wenn nun dieser Junge . . . . da wäre ich ihn ein für alle Mal los und er könnte mir niemals einigen Schaden thun. Das will bedacht sein, fleißig bedacht! Ich glaube, ich werde es thun und der Doktor soll mir mit all seiner Ehrbarkeit zu dem tollen Streiche die Hand bieten."

Er brach in ein lautes Gelächter aus, das er nicht gleich bezwingen konnte, als der erste Steuermann bei ihm eintrat.

„Was giebt's, Herr? Was wollt Ihr? Ihr stört mich zur ungelegenen Zeit."

„Thut mir leid, Commandeur, aber ich mußte. Wir sind Curhafen gegenüber und haben die offene See vor uns. Das Lootsenboot kommt am Bord und der Lootse will das Schiff verlassen."

„So will ich denn in's Teufels Namen kommen."

„Ich will Euch in Gottes Namen erwarten. Ein Seemann soll nie mit einem Fluche auf den Lippen in See gehen."

„Fangt Ihr auch an zu predigen? Donner! Ihr sollt den Matrosen während unseres Kreuzzuges den Morgen- und Abendsegen lesen. Immer nach oben, Herr! Wo sind die andern Schiffe?"

„Der „Fuchs" folgt unserm Kielwasser und die „Dorothea" ist um eine halbe Kabellänge vor uns."

Wer hat dem Blonk geheißen, voran zu segeln? Macht ihm das Signal zum Beidrehen! Er soll Sitte lernen! Das Commandeurschiff gehört voran. Geht hinauf, Herr! Laßt Stanner und Wimpel aufziehen und die Kanonen mit Kraut laden. Ich komme."

Die Befehle des Commandeurs wurden vollzogen. Von den Gaffeln der drei Schiffe wehte die weiße Flagge mit dem rothen kurbrandenburgischen Adler. Von dem großen Maste flatterte der Wimpel, vom Vortopp der bunte Stanner, die Besane zeigte eine rothe, das Bugspriet eine blaue Gösch. Die Musikanten hatten sich bei der Ankerwinde aufgestellt, und als der Commandeur das Verdeck betrat, stießen sie in die Trompeten, der Schiffstambour rührte die Trommel und die Soldaten traten unter Gewehr. Der Commandeur nahm den Hut ab und grüßte die Offiziere schweigend. Das Lootsenboot näherte sich rasch. Frei aufathmend griff der Lootse nach seinem Bündel, zog seine Kappe stumm vor dem Commandeur, nickte den Leuten freundlich zu, rief dann mit lauter Stimme: „Behaltene Reise!" und sprang über den Fallreep zu den ihn erwartenden Gefährten.

„Alles fertig!" befahl der Capitain und von den Breitseiten des Backbords und des Steuerbords, sowie von der Vorderschanze tönte die Antwort zurück:

„Fertig ist's!"

„Feuer!"

Und Schuß auf Schuß entsendeten die Kurfürstlich-Brandenburgischen Schiffe; der Donner ihres

Geschützes flog zu der immer mehr zurücktretenden deutschen Seeküste hinüber. Im festlichen Schmucke der Flaggen, unter dem Wiederhall der Kanonen und dem Schmettern der Trompeten, glitten die Fregatten in die grünen Wellen der Nordsee hinein, die ihnen mit den weißschäumenden Häuptern langsam und majestätisch entgegen wogten.

Viertes Kapitel.

Alles war seefest und seeklar gemacht am Bord. Von den Toppen und Gaffeln verschwand das Flaggenwerk und nur hoch oben vom großen Mast züngelte der lange Wimpel, ein Wahrzeichen, das am Bord eines Orloggschiffes mit der Sonne steigt und fällt, so lange ein Mann am Bord ist.

Die Schiffe waren an Helgoland vorüber. Rings umwogte sie grüne See; sie ging hohl und hob das Fahrzeug von Welle zu Welle, deren schäumendes Haupt unter dem schweren Kiel zusammenbrach und hoch aufspritzte.

Der Commandeur hatte seine Befehle für die hereinbrechende Nacht ertheilt und stieg nun in seine Kajüte hinab. Der Doktor folgte ihm auf dem Fuße. Er blieb auf der Schwelle der Kajüte stehen und fragte mürrisch:

„Nun?"

„Kommt näher, Doktor! Näher, sage ich! Wir wollen Eins plaudern."

„Plaudere nicht."

„Müßt's Euch angewöhnen. Man verlernt bei einem solchen Kajütengast, als Ihr seid, das Sprechen. Wir wollen auf eine glückliche Reise ein Glas mitsammen trinken."

„Trinke nicht."

„Ho! Hip! Ihr seid kurz angebunden. Hört, Herr, ich bin nicht immer in der Laune, mit mir kurzweilen zu lassen. Merkt's Euch und nun kurz heraus mit der Sprache: Ich brauche Euch."

„Fieber?"

„Nein zum Donner! Warum nicht gar seekrank. Aber Ihr habt doch etwas in Eurem Medizinkasten, was ich brauchen kann. Hört!"

„Beliebt?"

„Es sind Ratten im Schiff."

„Hm!"

„Absonderlich in meiner Kajüte nehmen die Bestien überhand; sie müssen fort, Alle auf einmal. Schafft mir eine gute Portion Rattengift, Herr!"

„Gift?"

„Ja, Gift! — Gift für die Ratten! Habt Ihr mich

nicht verstanden? Ihr seid verdammt schwer von Begriffen! Eilt Euch!"

Der Doktor entfernte sich, ohne etwas zu sagen. Die Minuten verstrichen langsam. Es war still im Schiffe. Der Commandeur hörte nur das Brausen der Wellen neben sich und das Klappern der Steuertaille über sich. Die schwankende Laterne unter der Decke brannte trübe; flüchtige Schatten huschten an den Wänden auf und ab. Jakob Roberts schüttelte sich. Es war der Fieberfrost der Furcht.

Langsam trat der Doktor wieder ein. Er legte ein weißes Papierpäckchen auf den Tisch, sah den Commandeur fest an und sprach:

„Gift!"

„Was braucht Ihr das mit dem Tone eines Schiffspastors zu sagen? Ihr könnt nun gehen."

Der Doktor wandte sich der Thüre zu, indem er auf das Gift deutete:

„Sicher, aber langsam!"

„So muß sich das arme Vieh wohl lange quälen, wenn es das Kraut im Magen hat?"

„Acht und vierzig Stunden!" sagte der Doktor hinausgehend.

„Dann sind wir längst bei dem Terel und mein Schiff bleibt rein!" sprach Jakob Roberts vor sich hin.

Moses schlief unruhig auf seinem Lager. Schwere Träume ängstigten ihn, der Schweiß perlte von seiner Stirn und er stieß angstvolle Töne aus. Plötzlich fuhr er auf:

„Was is mit mir?"

Gottlieb Schwalbe war gleich zur Hand:

„Ihr seid krank, Moses. Aber wenn Ihr Euch in Acht nehmt, werdet Ihr bald besser, sagt der Doktor. Ihr müßt nur ruhig sein."

„Und wo bin ich?"

„In offner See! Wir sind in offner See."

„Oh! Oh! Oh!"

„Stöhnt doch nicht so darüber. Wie kann Euch das nur quälen? Ich möchte vor Freuden laut aufspringen, weil ich nun endlich draußen bin! Wäre auch gerne oben und sähe zu, wie es in offener See bei Nacht aussieht; aber es ist mir befohlen, keinen Augenblick von Euch zu gehen und ich bleibe auch gerne bei Euch, denn nnr um meinetwillen seid Ihr in all das Elend gekommen und ich kann Euch nichts Anderes zum Gottvergelts erweisen."

„Komm, Kind, komm näher. Ich habe Dir viel abzubitten. Meine Unvorsichtigkeit hat Dich heute zum armen Manne gemacht."

Gottlieb Schwalbe lachte laut:

„Zum armen Mann? Mich? Nun das ist lustig! Ich ein armer Mann und habe die Taschen voll Geld? Da! Ich habe noch nichts davon ausgegeben, als meine Zeche im Schuster-Hospital."

„Ich meine nich das; ich meine tausend Mal mehr an Gut und Geld, an Haus und Hof, welches ich habe gelegt in die Hand von ... Oh! Oh! Oh! mein alter Kopf! ... Du armes Kind bist geworden in einer Stunde ein Bettler."

„Ihr habt das wohl eben geträumt, Moses?"

„Ein Bettler bist Du und eine Waise auch; eine vater- und mutterlose Waise."

„Weiß wohl! Bin's ja immer gewesen, denn was Ihr mir gestern von meinem Vater vorgeschwatzt, darauf habe ich nicht sonderlich geachtet."

„Das war Unrecht, mein Sohn."

„Hört, Moses, ich muß Euch einmal meine Meinung rundweg sagen. Ihr sprecht mir von meinem Vater. Ich hatte immer geglaubt, der alte Schuhmacher Dirk Schwalbe sei mein Vater gewesen. Ich wußte es nicht anders, bis in jener Nacht, wo die Mutter starb .... das war eine schreckliche Nacht! Mir sträubte sich das Haar auf dem Kopfe und ich weiß selbst nicht, was ich Alles gesehen und gehört habe. Nachher vergaß ich's, soviel ich konnte und

dachte bei mir selbst, die Mutter lag in der Todesnoth und dann spricht der Mensch so mancherlei durcheinander, wovon er selbst nichts weiß. Nun kommt Ihr auch, und wollt mir einen Vater aufreden, nur anders, als die Mutter in jener Nacht ...."

Moses hatte aufmerksam zugehört:

„Du hast gestanden am Sterbebette Deiner Mutter? Sie hat mit Dir gesprochen? Hat Dir erzählt von Deinem Vater? Sprich, Kind, sprich."

„Wo denkt Ihr hin? Ich habe das Alles wieder vergessen und gern vergessen."

„Besinne Dich darauf; besinne Dich, soviel Du kannst, und sage es mir! Du kannst nich wissen, junger Mensch, wie wichtig es is für mich, zu erfahren, was Dir hat gesagt Deine Mutter."

„Mir graut vor der Geschichte, Moses! Ich zittre am ganzen Leibe und werde krank, wenn sie mir durch den Sinn fährt."

„Ich habe viel für Dich gethan, junger Mensch," sprach Moses und sank wieder auf sein Lager zurück. „Meine Füße sind für Dich gewandert, mein Leib duldet diese Schmerzen für Dich. Ich prahle sonst nich mit Dem, was ich thue um der Menschen willen, aber weil ich kann Dich nich bringen auf andere Weise zum Sprechen, so sollst Du mir be-

zahlen mein Leid damit, daß Du mir erzählst, wie Du bist geschieden von Deiner Mutter."

„Du sollst haben was Dein, ich will Dich bezahlen, Moses," antwortete Gottlieb Schwalbe mit einem Ernste und einer innern Bewegung, die bis dahin Niemand an ihm wahrgenommen hatte. „Ich will bezahlen, Moses, und jetzt gleich. Höre mir zu:

„Einmal war ich wieder vom Hause weggelaufen und trieb mich in Feld und Wald umher, wie ich es oft zu machen pflegte, seit der Vater in die weite Welt gegangen war. Die Mutter sah mir's nach; sie bekümmerte sich überhaupt wenig um mich; sie hat mich nie geliebkost, sie hatte nie ein gutes oder ein böses Wort für mich. Als ich zu Hause kam, war es schon spät. Die Hausthür stand auf; ich ging unbesorgt hinein und schloß hinter mir zu. In der Stube war Alles dunkel und ich konnte nichts sehen, aber ich hörte das Stöhnen der Mutter, die sich auf das Bett geworfen hatte."

„Mutter! — rief ich — Mutter, seid Ihr krank?"

„Ich erhielt keine Antwort."

„Nun wurde mir Angst. Ich rief nicht wieder, aber ich eilte hinaus in die Küche, um Licht anzuzünden. Als ich zurückkam, erschrak ich, denn ich kannte die Mutter nicht wieder, sondern hielt sie für

ein fremdes Frauenzimmer, so sehr hatte sie sich verändert. Sie lag im Fieber und glühte vor Hitze, ihr Leib zitterte, ihre Hände ballten sich zusammen und die Augen traten so hervor, daß ich glaubte, sie würden ihr aus dem Kopfe springen. Das Licht blendete sie; sie fuhr mit der Hand nach den Augen und verdeckte diese, dann rief sie: „Feuer! Feuer!" — „Mutter!" — sagte ich, ganz bange geworden, — „das ist kein Feuer; es ist Licht, das ich aus der Küche gebracht habe, um zu sehen, wo Ihr seid und was Euch fehlt." — „Feuer ist es!" rief sie, „höllisches Feuer, das jenen Betrüger verbrennen soll!" — und dabei erhob sie drohend die Faust. — Mir wurde noch ängstlicher. Sollte ich gehen und die Nachbarn rufen, oder sollte ich bleiben? Ich stellte das Licht hinter den Ofen, damit die Mutter nicht den hellen Schein mehr sähe. Als das geschehen war, beruhigte sie sich etwas und sprach nach einigen Augenblicken: „Komm hierher, nahe zu mir, Gottlieb." Ich gehorchte ihr; sie faßte krampfhaft meine Hand und sagte: „Mein Mann ist in die weite Welt gegangen; ich weiß nicht, ob er lebendig oder todt ist. Dich aber darf das nicht kümmern, denn mein Mann, höre wohl zu, — der Schuhmacher Dirk Schwalbe ist nicht Dein Vater." — „Ach, Mutter!"

rief ich voller Angst; „was sagt Ihr?“ — „Höre mir wohl zu, Junge; es sind die letzten Worte, die ich zu Dir rede. Der Mann hat mich zu seinem Weibe genommen, damit ich vor Schande bewahrt bliebe. Nachher hat es ihn gewurmt, daß er mit einer Frau leben sollte, die in Unehre gekommen war; er hatte eine ewige Unruhe im Herzen und ist davon gegangen — ich hatte es ihm selbst gerathen. — Dein Vater aber, der Schande über mich gebracht und mein junges Leben verderbt hat .... Ach, Moses, wie flammte das Auge meiner Mutter, als sie das sagte! — „Dein Vater ist, mit meinem Fluche belastet, entflohen, ich habe ihn gehaßt von der Stunde seines Betruges an und will ihm selbst in meiner Sterbestunde nicht vergeben.“ — „Liebe Mutter“ — sagte ich in Todesangst. — „Seid nicht so grausam. Sagt es mir, wer ist mein Vater. Schickt mich zu ihm; ich will ihn hierher bringen. Ihr müßt ihm vergeben.“ — „Nein!“ — kreischte sie. — „Er weiß nicht, daß Du auf der Welt bist, er soll es nie erfahren. Der Fluch soll nie von ihm genommen werden. Er war ein Bösewicht, Junge, ein großer Bösewicht! Du sollst nicht in dem Hause eines Bösewichts wohnen. Komm hierher, lege Deine Hand in die meine und schwöre es mir bei

Gott, Vater, Sohn und heiliger Geist, daß Du niemals nach ihm suchen willst, niemals. Und wenn er Dich doch ausfindet, wenn er vielleicht entdeckt, — sieh nur — es kann möglich sein, denn sie haben mich lassen ein Papier unterschreiben, ein Papier....."

„Weh mir!" rief Moses. „Es is zu Asche verbrannt, dieses Dokument."

„Als die Mutter das Wort Papier ausgesprochen, da war es vorbei. Sie sprach Alles wild durcheinander, nannte so viele Sachen, rief so manche Namen, daß mir ganz angst und bange wurde. Dazu verdrehte sie die Augen auf eine schreckliche Weise und das Gesicht verzerrte sich, als ob sie Krämpfe bekam. Ich flüchtete mich in die äußerste Ecke der Stube, damit ich nur nicht ihr Gesicht sähe, und betete, was ich konnte, daß der liebe Gott ihr Ruhe geben möge. Ich sah wohl ein, daß sie den Verstand verloren hatte und dachte darum auch nicht weiter an Alles, was sie gesprochen, außer an das, was sie mir von meinem Vater gesagt hatte, denn damals war sie noch völlig bei sich. Auf einmal wurde es still; ich sprang auf und lief zur Mutter; sie lag lang ausgestreckt auf dem Bette, ich faßte nach ihrer Hand, sie war eiskalt. Laut aufschreiend floh ich aus dem Hause und weckte die Nachbarin,

die einzige Frau, mit der meine Mutter einigen Umgang gehalten hatte. Sie kam und sagte, die Mutter sei gewiß todt."

„Und als ich bin gekommen vier Tage später nach Frankfurt zurück, war sie begraben," sprach Moses. „Du aber bist gewesen weg, es wußte Niemand wohin."

„Mich litt's nicht in Frankfurt. Die Leute hatten meine armen Aeltern immer nur so von der Seite angesehen, und von mir hielten sie auch nicht sonderlich viel. Was die Alten thaten, das machten die Kinder nach; ich hatte, so lange ich zurückdenken kann, nie einen Spielkameraden und grübelte immer so vor mir hin. Darum machte ich auch, daß ich nach dem Begräbnisse aus der Stadt kam und ging nach Berlin, wo ich Meister Peters fand, der mich aus Barmherzigkeit als Lehrling zur Probe nahm, und gleich darauf mußte ich in's Hospital wandern. Jetzt weißt Du Alles, Moses, was in jener Nacht geschehen ist."

„Und ich kenne auch das Papier, wovon Deine Mutter hat gesprochen; ich habe es gehabt in Händen bis vor kurzer Zeit. Das is eine große Bekümmerniß für mich alten schwachen Mann und wird mir das Herz abstoßen."

„Laß nur, Moses! Kümmere Dich nicht darum. Ich mag den Mann nicht kennen, der ein so großes Leid über meine Mutter gebracht hat. Ich hasse ihn nicht; ich will ihm nicht fluchen, wie sie es von mir verlangt hat, aber ich kann ihn auch nicht lieben. Ich wünsche nichts, als daß ich ein guter Seemann werde und vor allen Dingen, daß Du wohlbehalten wieder zu Lande kommst."

„Gott Abrahams lasse es geschehen bald. Kind, ich kann den Kopf nicht halten aufrecht! Laß mich ruhen ein wenig. Meine Augenlider fallen zu. Ich will schlafen."

„Das thu', Moses, ich wache bei Dir."

Ein Paar Stunden flogen vorüber, während welcher der alte Mann ruhig schlief, und Gottlieb Schwalbe getreulich bei ihm wachte. Aber endlich übermannte den Knaben unwillkürlich der Schlaf, aus welchem er sich ziemlich unsanft aufgerüttelt fühlte.

„Ho! Hip! Was ist das für eine Manier? Ich werde Dir zeigen, wie man solchen faulen Burschen die Augen aufknöpft."

„Verzeihung, Herr Commandeur, Verzeihung! Es war wohl ein großes Versehen, und ich weiß selbst nicht, wie es so gekommen ist. Straft mich

nicht zu hart, bitte ich Euch. Es soll nicht wieder geschehen."

„Willst schweigen? Was macht der Kranke?

„Er kann sich nicht bewegen, ohne große Schmerzen auszustehen, so haben sie ihn geschlagen. Vor Mattigkeit ist er vorhin eingeschlafen."

„Wir wollen dem Schwachen zu Hülfe kommen. Achtung, Bursche! Hier ist ein neues Medicament für den Kranken, das ihm bessere Dienste thun soll, als das erste, was der Doktor verschrieben hat."

Gottlieb Schwalbe empfing aus den Händen Jakob Roberts das Papierpäckchen, welches dieser einige Stunden früher zu ganz andern Zwecken aus den Händen des Doktors empfangen hatte.

„Was habe ich hiermit zu thun, Herr Commandeur?"

„Wecke den Juden auf, schütte daß Medicament in einen Zinnbecher voll Wasser und lasse es ihn mit einem Male austrinken. Das wird ihm wohlthun und er kann morgen wohlbehalten an's Land gehen. Der Doktor schicke ihm das Medicament, sollst Du sagen. Hörst Du? Der Doktor!"

„Ja, Herr Commandeur und ich will Euern Befehl sogleich befolgen. — — Moses! He, Moses! Wach' auf!"

„Warum weckst Du mich? Ich schlief so ruhig."

„Du kannst nachher gleich wieder schlafen! Hier schickt Dir der Doktor ein Pulver. — Es sieht so weiß aus, wie der fallende Schnee. Das sollst Du schnell einnehmen, und wirst dann morgen ganz gesund sein. Bist Du munter? Kann ich's einschütten?"

„Gieb mir die Medizin; ich will sie nehmen um Deinetwillen. Ich möchte eben so gerne sterben, um all' der Plage los zu sein; aber ich bin schuldig, mich zu erhalten am Leben, bis ich habe gethan meine Pflicht. Gieb her."

„Ich soll das Pulver in's Wasser schütten, und Du sollst es rasch hinunter trinken, lautet die Ordre. Ich weiß von Berlin her, daß Du Dich auf das Medizinbrauen verstehst, also wirst Du es bald herausschmecken, ob das Pulver da so gut ist, als es der Doktor rühmt."

Als Jakob Roberts dem jugendlichen Krankenwärter das Pulver in die Hand gegeben hatte, war er in den Schatten zurückgetreten, so daß er Alles sehen konnte, was vorging, ohne selbst gesehen zu werden. Als er Gottlieb Schwalbe sagen hörte, daß Moses sich auf das Medizinbrauen verstände, überfiel ihn ein Fieberschauer und er überlegte einen Augenblick, ob er nicht vortreten und dem Jungen das

Pulver wieder entreißen solle. Aber dieser hatte einen Zinnbecher über die Hälfte mit Wasser gefüllt und leerte das Papierpäckchen darin aus, indem er sagte:

„Nun, Moses, mache den Mund auf."

Kaum hatte sich das Pulver mit dem Wasser vermischt, als es zu zischen begann, gerade wie das Wasser, was über'm Kohlenfeuer siedet. Gottlieb Schwalbe reichte den Becher schnell hin.

„Das ist recht! Mit einem Zuge hast Du es ausgetrunken und nicht einen Tropfen darin gelassen. Hat Dir's geschmeckt? War es ein Trank, der Dir die Gesundheit wiederbringen kann?"

„Ich glaube, erkannt zu haben das Medikament, das Du mir hast gegeben, mein Sohn. Ich werde schlafen darnach, soll ich meinen; sehr gut und lange schlafen."

„Hoffe es auch!" sprach Roberts in sich hinein. Als er sich wandte, um in seine Kajüte zurückzukehren, sah er den Doktor vor sich stehen.

„Ho! Hip! Was wollt Ihr hier?"

„Kranken sehen."

„Spähet nicht meinen Schritten und Tritten nach, Meister Medizinkasten, sonst werde ich Euch einen Denkzettel geben."

„Ratten schon todt?" fragte der Doktor schneidend.

Der Commandeur antwortete nicht; er schritt schnell an den Doktor vorüber, dem Kajütengange zu, den er erreichte, als der Doktor an das Lager des Kranken trat.

„Medizin gebraucht?"

„Ja, Herr! Ich habe sie in einen Becher mit Wasser geworfen, wie es mir der Herr Commandeur befohlen hat. Das Pulver schäumte hoch auf und der Kranke hat es mit einem Zuge hinuntergeschluckt."

„Nun schlafen."

„Er ist schon dabei. Seht nur her, er schläft so fest, wie eine Ratte.

„Nicht Kajütenratten."

„Kajütenratten, Herr? Das ist wohl eine ganz besondere Art? Ich kenne sie nicht und bin schon mit denen zufrieden, die wir hier im Zwischendeck haben."

„Schlafe auch."

„Ich soll auch schlafen, meint Ihr? Ach, ja, das wäre wohl gut, denn ich bin tüchtig müde und muß morgen gewiß wieder viel arbeiten. Aber ich darf nicht, bester Herr, es ist mir befohlen, bei dem Kranken zu wachen."

„Ich wache!" sagte der Doktor und zeigte auf

eine leere Hängematte, die unfern von ihnen ausgespannt war.

„Nun, wie Ihr befehlt! Wenn's Unrecht ist, kommt's über Euch! Der Schlaf soll mir schmecken. Gute Nacht, Moses, der Doktor wird bei Dir wachen! — Ja so, er hört nicht mehr, er schläft schon. — Gute Nacht, Herr."

Der Doktor stellte sich vor den schlafenden Kranken hin, er betrachtete ihn eine Zeit lang aufmerksam, und sagte dann:

„Morgen genesen!"

Darauf warf er einen Blick hinter sich nach dem Kajütsgange und murmelte in den Bart:

„Geizhals!"

Und ein Blick der unaussprechlichsten Verachtung begleitete diesen Ausspruch des Doktors.

Fünftes Kapitel.

Es war am folgenden Tage um die dritte Nachmittagsstunde. Die ersten Schatten der Dämmerung brauten bereits aus der Tiefe der Nordsee auf.

Hinter einander segelten in ruhiger Haltung die drei Fregatten, welche am Tage vorher die Elbe verlassen hatten; voran „der Kurprinz", ihm nach die „Dorothea" und der „Fuchs". Von einer frischen Brise fortgedrängt, liefen sie eine stramme Fahrt.

Der Toppgast, welcher auf der Vorbramsahling des „Kurprinz" als Utkiek saß, hatte mit vorgebeugtem Kopfe in der Richtung des Lee-Krahnbalkens hinausgeblickt nach der Kimmung des Horizontes. Die Hand als Schirm über die Augen haltend, sah er noch ein Mal scharf hin, dann bückte er sich nieder zur Mars und rief:

„Terel in Sicht!"

Der Vortopp-Capitain, der diese Worte seines jungen Maaten zuerst empfangen hatte, rief dem Hochbootsmann zu, der auf der Vorderschanze auf und ab ging:

„Terel in Sicht!“

Der Hochbootsmann sprang von der Vorderschanze auf das platte Deck, ging zum großen Mast und die Hand an den Hut legend, sagte er zu dem, das Wachtsvolk kommandirenden Steuermann:

„Terel in Sicht!“

„Von wem geht die Meldung aus?“

„Der Udkiekmann vom Vortopp hat das Land zuerst gesehen und als ich die Vorderschanze verließ, sah ich ebenfalls einen schwarzen Streifen in der Kimmung schwimmen.“

„Ich will es sogleich dem Commandeur melden! — Kajütenwächter!“

„Allstunds, Herr!“ rief einer derselben, der auf der Kajütstreppe seines Gebieters harrte.

„Eine Flasche Genever für den Mann, der vom Udkiek des Vortopps das Land zuerst entdeckte. Ich bringe dem Commandeur selbst die Nachricht.“

Jakob Roberts erfuhr die Botschaft von der Nähe des Terels; der Vortoppmann theilte den Lohn für seine gesunden Augen mit den Genossen der Vormars, und der Steuermann brachte den Befehl nach oben, daß trotz der zunehmenden Brise keine Segel gemindert werden sollten, um noch bei Tage Anker werfen zu können.“

Auf der Rhede des Texels war es leer, nur ein holländisches Zwanzigkanonenschiff lag daselbst vor Anker, um als Wachtschiff zu dienen. Es hatte die Stengen so tief als möglich gestrichen, führte nur kleine Sturmsegel an den Raaen und ritt vor zwei schweren Ankern, um soviel als möglich auch dem heftigsten plötzlich ausbrechenden Unwetter Trotz bieten zu können. Von seiner Gaffel wehte die Flagge der niederländischen Provinzen und auf einer Flaggenstange, die am Eselshoft der großen Stenge angebracht war, wehte der dreifarbige Wimpel. Der wachthabende Offizier ging verdrießlich das oft beschrittene Halbdeck auf und ab, die Minuten zählend, da er von dem müßigen Dienst durch seinen Gefährten erlöst werden würde, um eben so müßig in der Kajüte lungern zu können. Die Matrosen, die mit dem Offizier zugleich die Wacht bezogen hatten, zeigten dieselbe Gleichgültigkeit in ihrer Haltung und in ihren Physiognomieen.

Ein regeres Leben herrschte auf den drei Fregatten, welche diesem Wachtschiffe gegenüber lagen. Die vorderste derselben war der „Friedrich Wilhelm," ein stattliches Fahrzeug von vierzig Kanonen, worunter sich Stücke von dem schwersten Kaliber befanden; diesem Zweidecker zur Seite lagen, in der Ent-

fernung von anderthalb Kabellängen nach Backbord und Steuerbord, der „rothe Löwe" von zwanzig und die „Stadt Berlin" von zehn Kanonen. Alle drei gehörten dem Brandenburgischen Geschwader an, welches sich mit den von der Elbe kommenden Schiffen hier vereinigen sollte, um gemeinschaftlich unter dem Commando des Admirals Cornel Claus van Beveren in See zu gehen, der am Bord des „Friedrich Wilhelm" seine Wahrzeichen aufgezogen hatte. Von dem großen Topp wehte unter dem Wimpel die kurbrandenburgische weiße Flagge mit dem rothen Adler und auf dem Verdecke desselben war die Mannschaft in geschäftiger Bewegung, denn man hatte die aus der See heransegelnden Schiffe bemerkt, und rüstete sich, diese würdig zu empfangen nach Seemanns Gebrauch.

Auch am Bord des holländischen Wachtschiffes waren die ansegelnden Schiffe bemerkt worden, aber das verdrießliche Gesicht des Wachthabenden schien auf keinen besonders festlichen Empfang zu deuten; man begnügte sich, drei Kanonen zu laden, um den Kauffahrthei-Salut zu thun, aber erst dann, wenn die neuen Ankömmlinge die holländische Flagge mit der glatten Lage begrüßt hätten. Die brandenburgische Seemacht stand nicht in dem Ansehen, daß man ihr die Rücksichten schuldig zu sein glaubte, die

man ohne Umstände für die übrigen Flaggen befreundeter Mächte mit großer Zuvorkommenheit an den Tag legte.

Der kommandirende Admiral, Mynheer van Beveren, zog seinen diensthuenden Lieutenant beiseite:

„Es scheint nicht, als ob den Commandeur des Wachtschiffes das Herannahe unnserer neuen Flotille sonderlich kümmerte. Dieses Mal bin ich aber nicht gewilligt, es ruhig hinzunehmen und wenn er sich irgend eine Ungehörigkeit zu Schulden kommen läßt, werde ich sogleich die geeigneten Maßregeln ergreifen. Laßt demgemäß ein Jollboot bereit legen."

Der Lieutenant eilte, um die Anordnungen seines Befehlshabers zu vollziehen, und kehrte dann auf das Halbdeck zurück.

Die ansegelnden Schiffe hatten sich jetzt im Schmucke ihrer Flaggen und mit klingendem Spiele bis auf halbe Schußweite genähert und es fiel am Bord des „Kurprinzen" der erste Schuß, der sogleich vom „Friedrich Wilhelm" beantwortet wurde. Nun ließ „der Fuchs", der im Segeln zunächst war, einen Schuß von der Vorderschanze fallen und der „Berlin" erwiederte diesen kriegerischen Gruß. Und Schuß auf Schuß folgte diesem Ersten in regelrechter Ordnung, bis Alles in Dampf gehüllt war und nur das

aufblitzende Pulver durch die dichten Wolken flüchtig aufleuchtete.

Während dessen hatte sich das holländische Wachtschiff still verhalten und eine geraume Zeit, nachdem der Kanonendonner der brandenburgischen Flotte verhallt war, wurden von seiner Galerie, seinem Backbord und seinem Steuerbord drei Schüsse abgefeuert, ein Salut, wie der Führer eines Orloggschiffes ihn dem Kauffahrer zu Theil werden läßt, der mit Feierlichkeit die königliche Flagge begrüßt und für jeden fünften Schuß einen als Gegengruß spendet.

Admiral van Beveren fuhr auf:

„Der Donner soll dem Kerl auf den Kopf fahren. Begebt Euch sogleich zu ihm an Bord, Lieutenant Claaßen, verweiset ihm sein ungebührliches Benehmen und verlangt augenblicklich den uns gebührenden Empfangs-Salut. Ich mag es wohl leiden, daß der Niederländer auf sich hält und habe seiner Flagge nie eine Geringschätzung zufügen lassen, so lange ich unter ihr kommandirte. Jetzt aber befehlige ich eine deutsche Flotte und ich will nicht, daß man ihrer Ehre irgendwie zu nahe treten soll. Der alte Soldat muß den jungen Rekruten sorgfältig anlernen, wenn er einen würdigen Nachfolger für sich erziehen will, und der alte Seemann muß seine Aufmerksam-

keit verdoppeln, wenn sich eine jugendliche Flagge unter den wohlbefahrnen Bekannten der Meere zeigt. Fahrt also zu ihm an Bord und gebt unsere Meinung möglichst deutlich kund."

Die Schaluppe des Admiralschiffes fuhr sogleich an Bord des Wachtschiffs und ihr Offizier verlangte eine Unterredung mit dem Commandanten des Letzteren. Dieser empfing den Brandenburger mit hochfahrenden Worten, aber der Ton des kurfürstlichen Marine-Offiziers war so fest und bestimmt, daß endlich der Commandant des Wachtschiffes mürrisch die Erklärung gab, er habe nicht die brandenburgische Flagge beleidigen wollen, es fehle ihm nur an der nöthigen Instruction Seitens der hohen Admiralität. Er sehe indessen ein, daß das an ihn gestellte Verlangen auf Billigkeit gegründet sei und er werde, sobald der Herr Offizier an Bord seines Schiffes zurückgekehrt wäre, den verlangten Salut bewilligen.

„Ich danke Euch, Lieutenant Claaßen;" sagte der Admiral, als der am Bord zurückgekehrte Offizier seine Meldung machte und gleich darauf das Wachtschiff die glatte Lage abfeuerte. „Habt jetzt die Güte, dem Schiffsschreiber zu befehlen, daß er alle nöthigen Papiere bereit lege, damit, wenn die Commandeure der eben angekommenen Schiffe sich bei mir melden, ich

ihnen gleich die für sie bestimmten Instructionen ertheilen kann."

Die drei von der Elbe nach dem Terel dirigirten Schiffe hatten sich glücklich zu Anker gebracht und holten die Böte seitlängs, um die Befehlshaber derselben nach dem Admiralschiffe hinüberzuführen. Ehe Jakob Roberts das Verdeck bestieg, ließ er den Hochbootsmann auf den Kajütsgang bescheiden.

„Was befehlt Ihr, Herr?"

„Sucht nach dem Juden. Der Kerl muß vom Bord."

„Allstunds, Herr!"

„Es muß heute Abend noch sein, weil leicht über Nacht plötzlich Segelordre käme und dann müßten wir ihn im Schiffe behalten."

„Das wäre ein Unglück. Das Jollboot soll sogleich bereit gelegt werden."

„Und habt wohl Acht, daß Keiner Hand an ihn legt! Ich habe ihn vor einer Stunde gesehen, er ist schwach und kann jeden Augenblick zum Teufel fahren. Daß dies nicht geschieht, so lange er noch am Bord, oder im Boote ist! Trachtet darnach, daß er lebendig auf's Trockne kommt, ich binde es Euch auf die Seele!"

„Will mein Bestes thun. Aber wenn wir ihn

nun am Strande hinwerfen und er stirbt dann gleich nachher?"

„Was kümmert das uns? Ist er doch nicht zwischen den Planken unseres Schiffes verendet! — Noch Eins! Da ich nicht weiß, ob es erlaubt ist, ohne Zustimmung des Admirals nach Sonnen-Untergang ein Boot an's Land zu senden, so fahrt erst ab, wenn Ihr eine brennende Laterne auf der Backbords-Nock der Fockraa des Admiralschiffes erscheinen seht. Achtet nun auf Euer Werk."

Jakob Roberts stieg über den Fallreep und fast zu gleicher Zeit stießen auch die Böte von den andern Schiffen ab, um die Capitaine an Bord des Admiralschiffes zu bringen. Der Tag war unterdessen völlig zu Ende gegangen, das niederländische Wachtschiff zog seine Flagge ein, die Brandenburgischen folgten diesem Beispiel und zwischen den einzelnen Fahrzeugen ballten die Seenebel, von den Wogen geschaukelt, sich wie eine schwankende Mauer auf.

Nicolaus van Dören stieg in das Zwischendeck hinab und trat zu Moses, der auf seinem Lager ausgestreckt lag. Der Doktor saß neben dem Kranken und faßte seinen Puls:

„Nun?"

„Dank, lieber Herr! Der Gott Abrahams soll

Euch segnen. Dank für Eure Medizin, ich bin gesund. Und wann ich muß auch wie ein Bettler vom Bord gehen, ich kann doch tragen meinen Leib, den die Matrosen so grausam haben zerprügelt."

„Fort zu Land!" sagte der Doktor.

„Gern, werther Herr, gar zu gern!" fiel Moses lebhaft ein, indem er sich erhob und zur Reise zu rüsten begann. Wie gerne will ich fort von hier, wo Ihr wohl seid und der gute Junge an Euter Seite, aber wo auch sind so harte Menschen und ein böser, böser Capitain. Ach, um Gott Arahams willen, laßt nich dieses Wort kommen zu seinen Ohren."

„Haltet Euch bereit!" rief der Doktor und entfernte sich.

„Gott segne den Mann! Gott segne es ihm, daß er mich hat gemacht gesund. Wann ich nur werde entgehen den Händen der grausamen Matrosen, als ich komme ihnen zu nahe. Sie werden sein mächtig ergrummt, zu fahren mich armen Mann nach dem Lande."

Gottlieb Schwalbe betrachtete seinen alten Freund mit Theilnahme. So lange der Doktor noch gegenwärtig war, wagte er nicht zu sprechen; jetzt aber faßte er die Hand des Juden und sagte schmeichelnd:

„Du kommst nun zu Lande! Du wirst Berlin wieder erreichen und meinen Vater sehen."

„Ich werde ihn sehen und zu ihm sagen: Ich bringe Dir Dein Kind nicht und habe Alles verloren, womit ich kann beweisen, daß ein Sohn von Dir is auf der Welt. Das werde ich ihm sagen."

„Als ich so vor Deinem Bette saß, fiel mir ein, was ich Dir von der letzten Stunde meiner Mutter erzählt habe. Es ist wohl möglich, daß ihre Krankheit ihr den Verstand raubte und die Todesangst ihr Worte in den Mund legte, die sie sonst nicht ausgesprochen hätte. Du weißt, wo ich zu finden bin. Hier gehe ich nicht fort, denn mit der kurbrandenburgischen Flagge lebe und sterbe ich, das habe ich einmal geschworen. Mein Vater weiß also, wo er mich zu suchen hat, wenn wir von diesem Seezuge wiederkehren; sucht er mich dann auf und bietet mir freundlich die Hand, so will ich ihm als ein gehorsamer Sohn folgen."

„Du bist ein gutes Kind! Ich habe es gesagt in dem Augenblicke, als ich Dich habe zuerst gesehen. Weil ich nich darf eingreifen in fremde Rechte, verschweige ich Dir Deines Vaters Namen; aber er wird ihn Dir selbst nennen und Du wirst sein nicht nur ein gutes, sondern auch ein glückliches Kind.

Wenn ich nur erst wäre auf dem Wege nach Berlin. Wie soll ich's erreichen?"

„Du hast vorhin ein schlimmes Wort gesprochen, Moses; Du hast gesagt, daß Du wie ein Bettler vom Bord gehen müßtest. Was meinst Du damit?"

„Damit meine ich, daß sie mir haben genommen, was ich habe gehabt, als ich bin erschienen in ihrem Schiffe; mein Geld, meine Papiere, Alles, und daß sie mir haben nir zurück gegeben. Meine Papiere sind verbrennt, mein Geld is . . . Aber ich werde empfangen Hülfe und Beistand, wann ich komme an einen Ort, wo ich finde von meinen Leuten."

„Warte, Moses! Ich will auch ein Geschäft mit Dir machen. Hörst Du? Ich habe viel Geld, sollst Du wissen. Bei meinem Eintritt in den Dienst hat es mir Herr Benjamin Raule gegeben."

„Barmherziger Gott!" murmelte Moses vor sich hin, „er wußte nich, in welche Hand er hat gelegt sein Geld."

„Es ist nichts davon fort, als der Thaler und die Groschen, die ich dem Meister Peters für meine Kur im Lazareth bezahlt habe; das Andere ist noch Alles beisammen in diesem leinenen Beutel. Nimm es hin, Moses; wenn wir uns in Berlin wiedersehen, kannst Du es zurückbezahlen. Hörst Du? In

Berlin. Verbirg es gut, damit es keiner der Matrosen sieht, sonst nehmen sie Dir es wieder weg."

„Ich will es nehmen, mein Kind; ich muß es nehmen, weil ich sonst habe keinen Stüber, um zu reisen nach der nächsten Stadt. Aber ich will es gewissenhaft in Rechnung stellen und es soll Dir gesegnete Früchte tragen, als ich bleibe am Leben. Wann Du aber kehrst zurück von Deiner langen Reise, und Du hörst nix von dem alten Moses, dann kannst Du denken, er is verunglückt, und was Du ihm anvertraut hast, ist gegangen verloren."

„Mache Dir darum keine Sorge. Wenn Du nur erst wieder am festen Lande bist, wird Dir auch gleich besser zu Sinn. Hier im Schiffe bist Du krank und elend; am Lande wird Dir wohl sein."

In diesem Augenblicke war es, als Nicolaus van Dören das Zwischendeck entlang kam:

„Hollah Ahoi!"

„Halloi!"

„Wo bist Du, Seekalb? Ist der Jude fertig?"

„Ja, Mynheer! Soll er fort?,'

„Er soll. Wollte, wir hätten ihn nie am Bord gesehen. Marsch, Jude, die Leiter hinauf, damit ich Dich gesund zu Lande bringe. Ich habe Dich an Bord geschleppt, — Gott verzeihe mir's, es geschah

unter einer Gewitterbue von einem Paar Maaß Genever und Wasser. Machst Du mir aber die Schande, noch hier am Bord, oder gar im Boot zu sterben, trete ich Dir den letzten Athemzug vollends aus dem Leibe. Vorwärts!"

Auf den Gängen des Zwischendecks, auf den Leitern und an dem Eingange der Verdecksluken hatten sich Gruppen von Matrosen aufgestellt, die den Juden theils verhöhnten, theils drohende Bewegungen machten, als wollten sie ihn nicht im Guten vom Schiffe lassen. Moses zitterte heftig und ließ sich willenlos von Gottlieb Schwalbe führen, der jeden seiner Schritte sorgfältig bewachte. Nicolaus van Dören schritt voran und schleuderte zornige Blicke auf die müßigen Gaffer:

„Wenn Einer von Euch sich untersteht, dem Alten da, — den der Teufel je eher je lieber holen möge, sobald er am Strande ist, — zu nahe zu kommen, Dem will ich meinen Marlpfriem in die Zähne stoßen, daß er ihm über die Zunge weg in den Magen hinabfährt. — Untersteht Euch, Kerle, nur einen Finger gegen ihn zu krümmen und ich will diesen Finger in tausend Stücke zerbrechen."

„Oho!" rief ein stämmiger Friese, trotzig hervortretend. „Juden gehören nicht zur Schiffsordnung.

Juden sind schädliches Ungeziefer, daß man todträuchern muß, wie Ratten, wo man es findet, und ich will doch sehen . . . ."

Aber in diesem Augenblicke fiel die geballte Faust des Hochbootsmannes so schwer auf seinen Scheitel nieder, daß er ohne Laut rücklings zu Boden stürzte:

„Sag's nicht weiter, mein Junge! Und Ihr da, Maulaffen allesammt, tragt ihn in des Doktors Kammer; er soll nachsehen, ob er des Friesen Gehirn wieder zusammenfinden kann."

Der Steuermann des Schiffes stand am Backbords-Fallreep, wo das Boot zur Abfahrt bereit lag. Er sah den Hochbootsmann kommen und rief ihm zu:

„Nun könnt Ihr Eure Glückstädter Dummheit wieder gut machen. Aber für die Zukunft nehmt Euch besser in Acht."

„Ich richte mich genau nach des Herrn Commandeurs Ordre!" entgegnete stolz der Hochbootsmann, welcher keinerlei Einspruch ertragen konnte, der nur entfernt einem Verweise ähnlich sah; „eine andere kenne ich nicht. Laßt uns zu Boot!"

Moses wurde hinabgelassen, und Nicolaus van Dören folgte ihm nach. Gottlieb Schwalbe wurde nach dem Vortopp beordert, um es zu melden, sobald das betreffende Signal auf dem Admiralschiffe er-

scheinen würde. Er nahm mit einem stummen Händedrucke von seinem Freunde Abschied; ihm ein lautes Wort zu sagen, wagte er nicht. Jetzt sprang er in die Wanten des Fockmastes hinauf, und Moses, der den Knaben bis jetzt noch im Scheine der Decks-Laternen gesehen hatte, verlor ihn aus den Augen.

„Ich muß Euch daran erinnern, Herr," rief der Steuermann, ärgerlich über die Anmaßung Nicolaus van Dörens, in das Boot hinab, „daß wir mit jedem Augenblicke den Befehl zum Ankerlichten erhalten können. Sputet Euch also, soviel als thunlich. Das Land liegt nur in geringer Distance entfernt und Ihr könnt in weniger als einer Stunde zurück sein."

„So schnell vier schlanke Ruderer den Weg hin- und zurückmessen können, so schnell werdet Ihr das Boot seitlängs haben. Mit Sekunden treiben wir im Kabelgat keinen Handel."

Der Steuermann hatte bereits eine bittere Entgegnung in Bereitschaft, als ein heller Schein am Bord des Admiralschiffes seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Zugleich rief es aus dem Vortopp:

„Boot ohoi!"

„Halloi!"

„Eine Laterne auf der Nock der Fockraa des Admiralschiffes am Backbord."

„Das ist das Signal! Laßt die Fangleine slippen! Nun, Jungens, die Ruder über den Dolbord!"

Und von kräftigen Ruderschlägen getrieben, flog das Boot am Luf des Wachtschiffes vorüber, dem Strande zu.

„Steh' auf, Jude!" sprach Nicolaus van Dören mit mahnendem Fußtritt. Du kannst an's Land gehen."

„Kann ich? Gelobt sei Gott! Kann ich gehen gewiß an's Land?"

„Du kannst es, Du Judas! Du mußt es sogar, sonst holt uns Alle der Teufel. Packt ihn an, Leute! Packt ihn an, aber — seht Ihr das spanische Rohr in meiner Hand? — manierlich sage ich Euch, sonst .... Wer ihm das geringste Leid zufügt, soll nicht über eine zu kleine Portion Stockfische klagen. Hol' über! So! — Stehst Du auf festen Füßen, Jude?"

„Ja, Herr Hochbootsmann, ich stehe, ich stehe wahrhaftig! Als Ihr wollt von der Güte sein . . ."

„Ich will von gar keiner Güte sein, ich will nur meine Schuldigkeit thun, und die ist, darnach zu sehen, daß Du gut davon kommst. Laß mich sehen, ob Du laufen kannst! Haltet die Laternen hoch! — Laufe, Jude, laufe!"

„Ich will laufen, Herr Hochbootsmann! Es thut mir nir weh und ich bin zufrieden, weil ich bin auf festem Boden. Aber hört mich, Herr . . . ."

„Was schiert mich Deine Litanei! Laufe, wohin Du willst, aber nimm Dich in Acht, daß Du mit dem Herrn Commandeur nicht wieder das Fahrwasser kreuzest. — Abgesetzt und die Ruder über den Dolbord!"

Und das Boot entfernte sich mit langen Ruderschlägen pfeilschnell vom Lande.

Der Commandeur des „Kurprinz" war unterdessen wieder an Bord seines Schiffes zurückgekommen, und ging ungeduldig auf dem Halbdeck hin und her.

Das Boot kehrte zurück.

Jakob Roberts pfiff den Hochbootsmann zu sich:

„Ho! Hip! Habt Ihr die Ordre vollstreckt! Nicolaus?"

„Ganz und gar, Herr; der Jude ist zu Lande gebracht."

„Hat er das Boot gesund verlassen?"

„Ganz gesund. Die Jollboot-Leute haben ihn mit grimmigen Gesichtern so manierlich angefaßt, als ob er aus Eierschaalen zusammengesetzt wäre."

„Gut das. Und konnte er seine Gliedmaßen brauchen, als Ihr ihn am Strande niedersetztet?"

„Er konnte es, Herr! Ich habe genau ausgelugt, bevor ich mit dem Boote abstieß; er watschelte im Sande hin und her, wie eine Eidergans, die zu Neste will und es nicht finden kann. Ob er aber weit kommen wird . . . ."

„Das kümmert uns nicht! Ho! Hip! Mag er nach den ersten hundert Schritten krepiren. Wir haben ihn lebendig fortgeschafft und die Gefahr für das Schiff ist vorüber. Geht nun!"

„Gute Rüst, Herr!"

„Noch Eins! Ihr habt, wie mir recht ist, in Berlin einen neuen Bootsmannsjungen aufgefischt und hierher gebracht?"

„So habe ich, Herr! Ihr wißt's ja! Ein neckischer Junge, noch roh und unbändig, aber voll Geschick, wie ich es sagen muß, wenn er es nicht hört; ein Junge, der in drei Tagen im Kabelgat zu Hause war, und . . . ."

„Schon gut! Er hieß?"

„Gottlieb Schwalbe, Herr Commandeur! Aber, mit Verlaub, warum fragt Ihr mir das Alles so genau ab? Es steht ja in den Schiffslisten."

„Ich will den Jungen für mich haben."

„Stopp, Herr! Ich habe wohl nicht recht gehört? Ihr wollt . . . ."

„Ich will den Jungen für meinen persönlichen Dienst haben. Einen Burschen, der flink und anstellig ist, kann ich brauchen."

„Ihr habt ihn mir aber einmal gegeben!"

„Und jetzt nehme ich ihn Dir wieder. Verstehst Du?"

„Verstanden habe ich es wohl, Herr Commandeur, aber ich begreife es nicht recht. Ihr habt mir den Jungen mit Hand und Mund zugestanden und ich kann ihn besser brauchen, als zehn andere!"

„Ich glaube gar, Du willst widersprechen? — Ho! Hip! Kennst Du die See-Ordnung?"

„Ja, Herr Commandeur! Wort für Wort. Aber es gehört auch zur See-Ordnung, daß man Niemandem nehmen soll, was ihm einmal gehört. Und daß ich's nur sage, dieser Junge — ich weiß nicht, wie es zugeht, aber er ist mir an's Herz gewachsen und darum kann ich ihn nicht missen."

„Keinen Laut mehr, wenn Dir . . . Ich spreche es nicht aus, aber Du weißt, was ich meine. Ho! Hip! Morgen vor Tagesanbruch ist der Junge zu meinem Dienst bereit auf dem Kajütsgange, oder wir lesen mitsammen die See-Artikel, die von der Rebellion der Zwischendecks-Offiziere handeln."

Mit den Worten ging der Commandeur stolz

dem Eingange der Kajüte zu und Nicolaus van Dören stieg kopfschüttelnd in das Zwischendeck hinab.

„Hier geht etwas vor!“ brummte Meister Nicolaus vor sich hin. „Ich weiß zum Donner nicht, was es sein mag, aber sie brauen einen Soff in die Quartierskanne, der den Teufel nichts taugt. Den Jungen muß ich nun schon hergeben, aber ich werde ein offenes Auge haben. Der Jude ist schuld und weil ich ihn an Bord gebracht habe; so denke ich, daß ich eigentlich schuld bin, wenn etwas wider die Ordre geschieht. Was zum Donner will er mit dem Jungen? Will er einen Kajüten-Offizier aus ihm machen, oder soll er aus den Kajütsfenstern dem Hai in den Rachen fahren? Nicolaus, sei wachsam auf dem Utkiek.“

Er lantschte sich in seine Hängematte, festen Vorhabens, daß nichts am Bord seiner Aufmerksamkeit entgehen sollte.

Sechstes Kapitel.

Im englischen Kanal, unweit der Insel Whigt, segelte ein großes spanisches, kriegsmäßig aufgetakeltes, dreigedecktes Schiff mit einer Bewaffnung von funfzig Stück Kanonen. Die ganze Ausrüstung war die eines Flottenschiffes und doch gehörte es der Handelsmarine an, denn seine innern Räume bargen eine kostbare Ladung von Sammt und Seide, feiner Leinwand und brabanter Spitzen. Es hatte mit diesem kostbaren Reichthum den Hafen von Antwerpen verlassen und strebte jetzt, die Last seiner Segel aufeinander thürmend, dem atlantischen Meere zu. Cadir war der Cours, welchen der Capitain in seinem Loggbuche verzeichnet hatte.

Dieser Capitain, Don José Alvaro, Mitrheder des Schiffes, das den stolzen Namen „Carl der Zweite" führte, und Miteigenthümer der Ladung, ging auf dem Steuerbord seines Halbdecks auf und

ab und die dreifache Würde, die ihm zu Theil geworden, hieß ihn, den Kopf so hoch tragen, und die Füße so gravitätisch einen vor den andern hinsetzen, daß er nicht sah, was auf ebenem Verdecke vorging und er fast über seinen ersten Lieutenant gestolpert wäre, der ihm zu melden kam, daß das befohlene Frühmahl in der Kajüte aufgetragen sei.

„Ich werde erscheinen, Don Alonzo und lade Euch ein, mir zu folgen, um einen Imbis und ein Glas Wein mit mir zu nehmen."

Der Lieutenant verbeugte sich tief und schob die Kajütskappe noch einen Fuß weiter zurück, damit sein kommandirender Chef bequemer hinabsteigen könne, dann aber wandte er sich um, warf den Kopf in den Nacken und den zweiten Lieutenant vom Backbord herbeiwinkend, sagte er mit dem aufgeblasenen Tone hohler Arroganz:

„Da ich die Ehre haben werde, mit Sr. Gnaden, Don José Alvaro, unsern gepriesenen Führer, den Gott erhalte, das Frühmahl zu nehmen, so übertrage ich Euch für die Dauer dieser Zeit das Commando des Schiffes, verhoffend, Ihr werdet, während dieser Zeit mit derselben Aufmerksamkeit und Umsicht handeln, wie es bei den ersten Offizieren dieses Schiffes von jeher üblich ist."

Der zweite Lieutenant verneigte sich ernst, ohne ein Wort zu erwiedern und nahm den Platz seines Vordermanns ein. Nachdem er einige Male im Hidalgoschritt auf- und abgegangen war und den Halbmatrosen, der ihm als Bedienung zugewiesen war, mit einem Befehle weggeschickt hatte, trat er an die Scheide, welche das hohe Halbdeck vom Mitteldeck trennt und winkte einen jungen Mann in Offiziers-Uniform zu sich:

„Dies ist die Stunde, wo ich in der Regel mein Frühstück zu nehmen pflege. Da dies eben jetzt bereitet ist, so habt die Güte, Don Cerrito, und nehmt während der Dauer desselben meinen Platz als Höchstkommandirender auf dem Halbdeck ein."

Don Cerrito, welcher am Bord dieses gesegneten Schiffes mit dem Range eines dritten Lieutenants bekleidet war, verbeugte sich und trat schweigend an den Platz, den sein Vordermann ihm eingeräumt hatte, dann aber brummte er zwischen den Zähnen:

„Demonio! Nun steht meine Chokolate ungenossen da und wird kalt und dick! Hm! — Soll ich, während alle Andern frühstücken, leer ausgehen und nachher noch heimlich über mich lachen lassen? Ich bedanke mich und will schon ein Mittel finden, meine Chokolate zu trinken und meine Cigaritto zu rauchen."

Nach dieser Herzensergießung des dritten Lieutenants nahte sich der Hochbootsmann mit gezogenem Hute und an der Gränze des Halbdecks stehen bleibend, sagte er mit wohlgefälligem Lächeln:

„Der Oberkoch zeigt mir so eben an, daß die Olla potrida, die er für die Mannschaft hat bereiten lassen, fertig ist und genossen werden kann; ich frage daher bei Euch — dem ich die Hände viel tausend Mal küsse — als den kommandirenden Offizier an, ob ich das Schiffsvolk zur Combüse pfeiffen lassen darf?"

„Das dürft Ihr, Sennor Pedro. Und wenn Ihr es gethan habt, kehrt hierher zurück und nehmt einen Augenblick meinen Platz ein. Ich werde meine Mahlzeit so schnell als möglich beenden, und dann kommt die Reihe an Euch."

Der Hochbootsmann machte ein sauersüßes Gesicht, doch wagte er es nicht, dem dritten Lieutenant, der die letzte Stufe zum Halbdeck vorstellte, offen zu widersprechen, er pfiff sein Volk zur Combüse, flüsterte einem seiner Maaten einige Worte zu und trat an die Stelle des dritten Lieutenants auf die äußerste Gränze des Halbdecks.

Kaum hatte er diesen gewichtigen Platz eingenommen, als ein Matrose erschien, der dem Hoch-

bootsmann eine tiefe Schüssel mit einem ansehnlichen Theil der duftenden Olla potrida gefüllt, überreichte; Sennor Pedro ließ sich behaglich auf eine Kanone nieder und begann sich so ernstlich mit seiner Mahlzeit zu beschäftigen, als ob das Essen in diesem Augenblicke sein einziges Geschäft auf Erden sei.

Und während der Zeit ging das Schiff in derselben Ordnung wie vor einer halben Stunde, als es noch unter der hohen Aufsicht des glorreichen Capitains, Don José Alvaro's, gestanden hatte; das heißt, der Mann am Steuer gierte noch eben so sinnlos, bald rechts, bald links, vom Course ab, die laufenden Taue schlingerten noch eben so nachläßig um Wanten und Pardunen, die Raaen flogen noch eben so lustig zwischen den schlaff angezogenen Racktäillen, Toppnanten und Brassen hin und her, und der Schiffsprediger verstand sein Amt sehr schlecht, daß er dem Herrn der Heerschaaren keinen Lobpsalm dafür anstimmte, weil er sichtbar mit dem Schiffe war und es ruhig seinen Weg fortsetzen ließ, ein Ereigniß, woran sämmtliche Offiziere des Halbdecks und des Fockmastes völlig unschuldig waren.

Kaum hatte der Hochbootsmann seine Mahlzeit beendet, als der dritte Lieutenant erschien, seinem Stellvertreter dankte, und ihn ermahnte, nun auch an

seine eigene Bequemlichkeit zu denken, da jeder Dienst-eifer nothwendig seine Gränze haben müsse.

Wenige Minuten, nachdem der dritte Lieutenant seinen Platz eingenommen hatte, kehrte sein Vordermann von seinem Schmause zurück und gab die Versicherung, es werde ihm lieb sein, wenn Don Cerrito nun auch seinerseits den Verpflichtungen nachkommen wolle, die er gegen sich selbst zu erfüllen habe.

Und als ob er für diese Menschenfreundlichkeit ohne Zögern den gebührenden Lohn empfangen sollte, erschien am Eingange zur Kajüte der erste Lieutenant und sagte mit gravitätischem Kopfnicken:

„Wenn Ihr jetzt in Eure Kajüte hinabsteigen und Euer Frühmahl nehmen wollt, so steht diesem Vorhaben kein weiteres dienstliches Hinderniß im Wege."

Auf diese Weise geschah es, daß die Offiziere des Dreideckers „Carl der Zweite" ihre Pflichten gegen sich selbst auf das strengste erfüllten, ohne den Pflichten des Dienstes irgendwie zu nahe zu treten.

Aber mit der höher steigenden Sonne wurden alle Freuden des Frühstücks von den undankbaren Empfängern vergessen, und sowohl die Hoffnungen des Halbdecks, als die der Vorderschanze wandten sich bereits der lockenden Aussicht auf das unferne

Mittagsmahl und der darauf folgenden Siesta zu, als plötzlich ein Ereigniß eintrat, welches die Aussicht der spanischen Caballeros in jeder Beziehung zu Schanden zu machen drohte.

Im Luf des spanischen Dreideckers erschien die erste Abtheilung des brandenburgischen Geschwaders, die beiden Fregatten „Kurprinz" und „Dorothea," welche jedes nur mögliche Segel aufgezogen hatten und von einer frischen Brise hinter ihrem Spiegel unterstützt, rastlos vorwärts getrieben wurden. Der Schaum vor ihren Bugen spritzte hoch auf und wie der Wind vom Backstag aus einsetzte, holten die Schiffe mit einer merklichen Neigung nach Lee über.

Es dauerte eine geraume Zeit, ehe der Spanier die Segler entdeckte, die hinter ihm drein waren, denn der Mann auf dem Udkiek, begabt mit einem Ueberreste altkastilischen Heldenmuthes, pflegte niemals rückwärts zu schauen; aber endlich ward er die Verfolger gewahr und als die Meldung bei dem Capitain anlangte, der eben mit sich überlegte, ob er dem ersten Lieutenant auch bei'm Mittagessen mit der Ehre seiner Gegenwart erfreuen sollte, was zur Folge hatte, daß dieser Offizier sich vor vielem Respect nicht halb satt aß, erblickte man die brandenburgischen Fregatten bereits in solcher Nähe, daß ihre Kugeln bequem den

Gegner erreichen konnten, und in der vom großen Topp wehenden kurbrandenburgischen Flagge das Wappen völlig sichtbar wurde.

„Ist es denn in Wahrheit der Mühe werth, uns mit dergleichen Dingen zu incommodiren?“ fragte gähnend der Capitain. „Zwei Schiffe? Mag's! Es sind nicht die einzigen im Kanal.“

„Allerdings, Sennor! Aber ich gestatte mir die Bemerkung, daß es zwei bewaffnete Schiffe sind.“

„Bewaffnete Schiffe, Don Alonzo? Mag's! Es werden nicht die einzigen bewaffneten Schiffe im Kanal sein. Da sie indessen hiernach zur Kriegsmarine, oder doch zur bewaffneten Kauffahrteiflotte gehören, so soll man ihnen unsere Flagge zeigen.“

„Dieser Befehl soll sogleich vollzogen werden! Um so eher ist es nöthig, damit zu eilen, als jene beiden Schiffe auch unter ihrer Flagge segeln.“

„Thun sie das? Dann ist ja gar kein Zweifel möglich und Ihr dürft nur genau hinsehen, um zu erkennen, ob wir mit Freunden, oder mit Feinden zu thun haben.“

„Allerdings würde dies der Fall sein, wenn wir die Bekanntschaft jener Flagge schon gemacht hätten, aber sie ist sowohl mir, als auch dem zweiten Herrn Lieutenant gänzlich unbekannt.“

„Unbekannt? Wie ist das möglich, da wir ein so ausführliches Flaggen- und Signalbuch am Bord haben? Beschreibt sie mir."

„Der Grund der Flagge ist weiß, Herr Capitain."

„Gut! Das wäre Frankreich."

„Sie ist aber nicht blos weiß, wie die Flagge des allerchristlichen Königs, sondern sie zeigt in der Mitte einen großen Vogel, einen Greifen oder so etwas dergleichen von brennend rother Farbe."

„Hm!" entgegnete der Capitain kopfschüttelnd und versank in ein tiefes Nachdenken; ein sicheres Zeichen, daß der in Rede stehende Gegenstand ihm lästig war. „Eine weiße Flagge mit einem rothen Vogel! Laßt zuvörderst Segel setzen, soviel Ihr könnt, um aus dem Bereiche jener zwei Schiffe zu kommen und dann schlagt in meinem Memorial nach, welches Ihr auf meinem Nachttische findet; es ist mir, als sei darin von dieser Flagge an irgend einer Stelle meiner Instruction die Rede."

Die Raasegel wurden völlig aufgestrafft und schärfer beigebrasst, so daß eine scheinbare Ordnung hinsichtlich des laufenden Tauwerks sichtbar wurde, und das schwergebaute Fünfzigkanonenschiff mit seinem großen Tiefgange eine schnellere Fahrt lief. Der

erste Lieutenant, Don Alonzo, hatte unterdessen das Memorial des Capitains auf dem bezeichneten Platze gefunden, und kam mit der Meldung zurück, daß jene ihnen unbekannte Flagge genau darin beschrieben sei.

„Ich dachte es wohl! Und was für eine ist es, wenn es Euch beliebt, Sennor?"

„Die kurbrandenburgische Flagge, Herr Capitain."

„Ja, so! Ich erinnere mich. Brandenburg! Das ist ein Land, das sich mitten in Deutschland befindet und plötzlich Lust bekommen hat, den europäischen Seemächten anzugehören. Könnt Ihr es Euch vorstellen?"

Der Lieutenant sah seinen Chef in's Gesicht mit einer Miene, von der man nicht recht wußte, ob sie Ehrfurcht vor der Allwissenheit des Gebieters, oder tiefe Verachtung für die neue Seemacht ausdrücken sollte. Der Lieutenant beabsichtigte eigentlich Beides.

„Wenn dies Alles auch ziemlich lächerlich ist, mein lieber Don Alonzo," fuhr der Capitain mit huldvollem Lächeln fort, weil er der Miene seines Offiziers die erste Bedeutung beigelegt hatte, „so steht es uns doch wohl an, auf unsrer Huth zu sein, denn dieser Herr von Brandenburg denkt an nichts mehr oder weniger, als Spanien mit Krieg zu überziehen."

„Seine Gnaden, Don Alonzo antwortete auf diese Bemerkung seines Chefs abermals nur mit einem Blicke, aber mit einem so sehr bedeutungsvollen, daß dessen Entzifferung nur dem erleuchteten Verstande des Oberst-Kommandirenden aufbehalten war.

„Ich sehe es Euch an, Don Alonzo, Ihr wollt die Ursache dieser verwegenen Entschließung des Herrn von Brandenburg wissen, aber das hängt mit der Diplomatie zusammen und diese Euch zu enthüllen, steht nicht in meiner Macht. Einstweilen nehmt an, daß es wirklich feindliche Schiffe sind, die wir hinter unserm Spiegel haben, und laßt Alles in Bereitschaft setzen, sie würdig empfangen zu können, wenn sie nicht durch den Umstand, daß unser Schiff ein Schnellsegler ist, außer Stand gesetzt werden, sich demselben zu nähern."

Der Lieutenant gehorchte, nicht ohne Verwunderung über den kriegerischen Muth, den sein Chef so eben offenbart hatte, und als seinem Befehl mit so vielem Geschrei und Lärmen, wie das nur irgend auf einem undisciplinirten Schiffe der Fall sein kann, Folge gegeben war, warf er noch einen prüfenden Blick auf die beiden feindlichen Fahrzeuge, die mit jedem Augenblicke näher kamen und von denen der „Kurprinz" um einige Kabellängen vorauf war.

Jakob Roberts stand händereibend auf dem Halbdeck neben seinem Steuermann:

„Das ist ein gewaltig schwerfälliger Bursche. Achtzehn Fuß Rumpf über der Wasserlinie und wer weiß, wieviel unter derselben. Mich dünkt, seine Breitseiten sind gut gespickt, Herr?"

„Sie sind's. Ich schätze die Bewaffnung auf nahe an fünfzig Kanonen."

„Schätzt Ihr? — Ho! Hip! — Da wäre es ein Kosthäpchen für uns allein; wir brauchen den Beistand Blonk's gar nicht und er mag seiner eigenen Fährte folgen. Schickt ihm ein rothes Signal, damit er Segel kürzt und einen Strich abfallen läßt."

„Erlaubt mir, Herr Commandeur, Euch daran zu erinnern, daß der Herr Admiral uns die gemessensten Befehle zurückgelassen hat, daß die einzelnen Schiffe der Flotte sich einander solche Ordre nicht ertheilen sollen, da er sich die Direktion ganz und gar vorbehalten hat. Es könnte sich ereignen, daß Blonk uns den Gehorsam weigerte."

„Was sagt Ihr? — Ho! Hip! — Wenn er es sich unterstände! Und er würde es thun, meint Ihr?"

„Er wird es, da er eben so gut in dem Spanier eine fette Prise vermuthet, als Ihr und Prisengelder schmecken süß, Herr Commandeur."

„Zuckersüß. So laßt ihn gleichen Strich mit uns segeln in's Teufels Namen; wir wollen doch suchen, ihm zuvorzukommen. Hat nur eine unserer Enterpiken gefaßt, ehe er uns zur Seite kommt, so ist das Schiff unser. Habt Ihr alles Segelwerk nach oben? Setzt bei, was ziehen will und durchfliegt die Schanzen, ob Alles schlagfertig ist."

Der Steuermann leistete dem Befehle Folge und fand Alles in der musterhaftesten Ordnung. Auf der Vorderschanze angelangt, trat ihm Nicolaus van Dören in den Weg:

„Mit Gunst, Herr! Hier ist Alles in der besten Ordnung."

„Das ist man von Euch gewohnt. Ich werde es dem Herrn Commandeur melden."

„Thut das, Herr! Aber noch lieber wäre mir's, Ihr meldetet ihm, daß ich ohne den Satansjungen, den Gottlieb Schwalbe nicht hanthieren kann. Er ist mir von dem Herrn Schiffahrts-Direktor auf die Seele gebunden und ich soll ihn als befahrnen Mann wieder abliefern. Wie kann ich das, wenn er meiner Aufsicht entzogen wird und statt im Dienst zu sein, in den Kajüten umherlungert."

„Er lungert nicht herum, Herr van Dören. Er wird vielmehr rücksichtsloser behandelt, als jemals

ein unbefahrner Mann von seinem Capitain behandelt wurde, wenn ich's sagen darf."

„Hm! Zum Donner! Sagt Ihr das auch? Der Bottelier hat mir schon dergleichen stecken wollen und ich habe ihn barsch abgewiesen. Wenn Ihr es aber auch sagt . . . . Was soll das bedeuten?"

„Es ist nicht meine Sache, mich um die Angelegenheiten meines Vorgesetzten zu kümmern. Jedenfalls schreibt sich das veränderte Betragen von dem Augenblicke her, da er den Juden gesehen und gesprochen hat. Von diesem muß er absonderliche Dinge erfahren haben. Warum brachtet Ihr den Kerl an Bord? Ihr seht, daß Ihr alle Schuld allein tragt."

Mit den Worten entfernte sich der Steuermann.

„Thu ich das? Nun, so will ich, zum Donner, sehen, daß ich den Schaden, der daraus entsteht, soviel als möglich wett mache. Es ist schon manches Seemann's Jugend unter den Händen eines ungeschlachten Hochbootsmannes zu Staub zerrieben, aber die Kajüte hat sich bisher noch nicht damit abgegeben. Will danach sehen, daß sie auch dieses Mal eine reine Hand hält."

Diese Worte vor sich hinbrummend, ging Nicolaus van Dören an das äußerste Ende der Vorderschanze, wo gleich darauf der Befehl anlangte, ohne

die Segel zu kürzen, dem Spanier eine Kugel zu senden, um ihn zum Beidrehen zu zwingen.

„Kommt, Reimert Bähr; wir wollen ihm das Eisen zwischen die Rippen klemmen, daß er glauben soll, es sei ein Pfingstmontags-Pudding! Legt die Lunte auf."

„Ja, Herr Hochbootsmann! — Da habt Ihr den Schuß! — Seht Ihr die Kugel über das Wasser hintanzen?"

„Sehe es, mein Junge. Und es ist mir leid, daß man immer erst einen Avisoschuß thun muß, und nicht gleich in die Breitseite hineinplatzen kann. Laßt uns sehen, ob er die Flagge streicht."

„Den Teufel thut er; aber er pflanzt noch Leesegel auf! Er denkt, er wird entwischen."

„Denkt Er? Der Commandeur wird es nicht leiden? — He? . . . Was da? . . Feuer aus dem schwersten Kaliber? — Seht Ihr's? Ich habe recht. Er leidet's nicht. Brennt los, Jungens, brennt los!"

„Abgebrannt ist's! — Hurrah! Die Kugel steigt. Meine Ration gegen Eure! Sie trifft."

„Satan! Sollst Du einem Offizier eine Wette anbieten? Da! Wenn Du nach dem Schlage Deine Zähne zusammengesucht hast, kannst Du's weiter schwatzen, daß Du auf acht Tagen Deine halbe Ra-

tion verwirkt hast! . . . . Fortfahren mit Feuern? . . . Allstunds! . . . Hierher die Lunten! hierher!"

Und Schuß auf Schuß flog von der vordern Batterie des „Kurprinz" gegen den Spiegel des Spaniers, bis der Erstere, ihn im Segeln überholend, näher kam, den Steuerbord seines Feindes bestrich und Blonk mit gleicher Schnelle gegen den Backbord aufstrebte.

„Nun habe ich ihn!" rief der Commandeur mit leuchtenden Augen, und seine Phantasie beschäftigte sich schon mit der reichen Ladung, die in dem Rumpfe jener Prise verborgen sein möchte:

„Laßt noch einen halben Strich herangieren, Steuermann! Sind die Backbords-Kanonen fertig?"

„Alles fertig!"

„Feuer am Backbord!"

Die Geschütze wurden losgebrannt, aber noch ehe die Kugeln die Breitseite des Spaniers erreichten, stürzten seine Marssegel von den Stengen nieder, die Schooten der Vordersegel flatterten im Winde und die stolze gelbrothe Flagge Alt-Castiliens sank von der Gaffel auf die Galerie.

„Ho! Hip! Das war ein kurzer Prozeß!" rief der Commandeur Jakob Roberts mit großer Lebhaftigkeit. „Verdammt ist Blonk, daß er gerade in

mein Kielwasser steuern mußte, sonst gehörte die Prise mir allein! Verschwendet kein Pulver mehr an ihn, Steuermann und lauft ihm gemächlich seitlängs. Wollen das Fahrzeug schonen, soviel nur immer möglich. An der Gaffel eines Fünfzigkanonenschiffs kann auch eine brandenburgische Flagge ihren Platz finden."

Der „Kurprinz" machte noch einige leichte Wendungen und legte sich dann dem Spanier seitlängs. Mit einem lauten Hurrah und hochgeschwungenen Enterbeilen sprangen die Brandenburgischen Matrosen und Soldaten auf das feindliche Deck, aber dort waren keine Feinde zu sehen, und die neuen Ankömmlinge konnten sich begeben, wohin sie wollten.

Auf dem Halbdeck stand der Capitain Don José Alvaro, von seinen drei Lieutenants umgeben und erwartete nichtssagenden Blickes den Feind. Als sich Jakob Roberts ihm näherte, überreichte er diesem, ohne erst eine Aufforderung dazu abzuwarten, seinen Degen und sagte mit einem großen Aufwande von Grandezza:

„Ich weiche nur der Macht der Umstände. Keiner andern Gewalt sind Spaniens Offiziere geneigt, sich zu ergeben. Ich erwarte eine Behandlung, wie sie unter Caballeros üblich ist."

„Ho! Hip! Mann! Erwartet Ihr? Ihr habt

Euch verdammt knauserig gegen uns bewiesen. Einen Schuß Pulver, wenn nicht mehr, wären wir doch wohl werth gewesen. Einstweilen nehmt Ihr mit meiner Kajüte vorlieb und laßt Euch meinen Schiedammer schmecken. Steuermann, erweist Ihr den Herren die Ehre Eurer Gesellschaft."

„Wollt Ihr denn? . . . Ihr allein?"

„Ganz allein, Herr! Ganz allein! Ich werde schon finden, was ich brauche! Nicolaus van Dören, nehmt Ihr hier am Bord die Deckwache über Euch."

„Die Deckwache ist übernommen, Herr! Geht nur immer hinunter. — Wen haben wir hier? Dieser Kerl da, sollte ich meinen, der an der Halbscheid des Mitteldecks steht, stellt dasselbe hier vor, was ich auf unserm Schiffe bin. He, Hollah, Meister Kabelgat! — He! Ho! Hi! Spaniol! Wieviel Sprachen soll man mit Euch sprechen? — Vino! Zum Donnerwetter! Tinto! Muscato! Caracho! — Versteht der Satan seine Muttersprache nicht. Ich frage, zum Teufel, ob Ihr guten Wein am Bord habt?"

„Si, Sennor!" sagte der spanische Hochbootsmann und deutete auf das Zwischendeck.

„Ich habe die Deckwache! Schrotet nur ein Faß herauf! Es ist doch ein gut Ding um fremde Sprachen! — Bringt meine Maßkanne! — Hollah Ahoi!

Ja so, sie haben mir den Jungen genommen! Wollt Ihr Euch rühren, Ihr spanischen Bestien! — Wo sind unsere Decksgasten? Hollah Ahoi!"

„Halloi!" rief Gottlieb Schwalbe vom Verdeck des „Kurprinz" herüber; schwang sich über den Reiling weg und stellte sich kerzengerade vor dem Hochbootsmann hin.

„Junge! Wo kommst Du her?"

„Aus der Piec! Da hinein haben sie mich gesteckt, und es ist so finster darin, daß ich nicht eine Hand vor Augen sehen kann. Die Kajütenwächter müssen Einer um den Andern Schildwache bei mir stehen, ich werde drei Mal jeden Tag geschlagen und kriege in dem ganzen Etmal nichts als einen Zwieback und ein Paar Tropfen Wasser: Ach! Ich halte es gar nicht in dieser frischen Luft aus! Was habe ich armer Junge denn gethan, daß es mir so schlecht geht?"

„Still, Seehund! Willst unter unserer gesegneten Flagge nicht klagen? — Wie siehst Du denn aus, Junge? — Du verdrehst ja die Augen und wirst schneeweiß! — Willst Dich unterstehen und ohnmächtig werden? — Da! Endlich kommen diese Bestien mit dem Wein! Trinke, Junge und schlucke tüchtig."

„Das thut wohl! Ich bin ganz von Kräften gekommen und dazu die frische Luft .... Herr Hochbootsmann, ach, laßt mich nicht wieder von Euch."

„Wollen sehen, Junge! — Aber Du hast Recht, der Stoff ist gut! He da, Du Orangen-Caracho! fülle die Kannen wieder."

„Und das große spanische Schiff habt Ihr in so kurzer Zeit erobert? Wäre ich doch dabei gewesen, ich hätte schon tüchtig zuschlagen wollen."

„Hier gab's nichts zu schlagen, Seekalb. Die spanischen Herren sind nicht besonders dafür; ich glaube, sie haben statt Kugeln nur Zwiebeln am Bord. Hollah Ho! Da haben wir Blonk! Ihr kommt spät, Leute! es ist Alles gethan."

Und während Blonk mit sammt seinen Matrosen den Spanier enterte, hatte Jakob Roberts in der feindlichen Kajüte bereits eine genaue Untersuchung gehalten. Eine nicht unbeträchtliche Summe spanischer Doublonen, die sich in dem Schreibpulte des Capitains vorfand, vertraute er sorglichst seiner eignen geheimen Obhut an, und beschäftigte sich eben damit, die Connoissemente durchzusehen, als Blonk eintrat.

„Seid Ihr da? Ihr kommt zur rechten Zeit!

Reiche Ladung, wie ich sehe. Sammt, Seide, Spitzen, feine Leinwand!"

„Etwas umfangreicher Natur das Alles! Keine Contanten? He?"

„Das ich nicht wüßte bis jetzt. Doch ja! Jener Beutel mit spanischen Thalern! Ein hunderter Fünfe, wie ich denke. Kämen höchstens drei oder vier auf den Mann, wenn wir sie theilen. Nicht der Mühe werth. Ich denke, wir behalten sie für uns Beide."

„Nur fünfhundert Thaler baar am Bord eines so reichen spanischen Kauffahrers? Ihr treibt Euern Spaß mit mir, Commandeur. Sagt mir nur, daß Ihr es besser wißt und wohl einseht, daß mir mindestens diese fünfhundert allein gehören müssen."

„Geht, Blonk, Ihr seid unchristlich. Aber ich bin ein Verwandter des Schiffahrts-Direktors und muß, um des guten Beispiels wegen, am wenigsten eigennützig sein. Ueberdies habt Ihr erst kürzlich eine Frau genommen und jungen Familienvätern muß man aufhelfen. Ich will nicht hinsehen, wo der Beutel bleibt."

„Ihr müßt einen guten Zug gemacht haben, daß Ihr so gutwillig auf die erste Preiung beilegt. Aber giebt's hier nichts zu leben? He, Hollah! Wein! Und dann müssen wir unsere Offiziere herbitten;

wir können nicht, ohne Verdacht zu wecken, allein bleiben."

Da Jakob Roberts seinen Doublonenschatz geborgen wußte und die Aussicht auf eine Theilung der Dollars doch verloren war, so hatte er nichts dagegen und die Offiziere wurden eingeladen, um an den mit Flaschen besetzten Tisch in der Kajüte Platz zu nehmen. Aber kaum hatten sie, das gefüllte Glas in der Hand, die Mittheilungen Roberts über die reiche Ladung der Prise entgegen zu nehmen begonnen, als vom Verdeck herab die Botschaft kam, daß der Haupttheil der brandenburgischen Flottille in Sicht sei.

Eine Stunde später fanden sich die Kommandirenden sämmtlicher brandenburgischen Kriegsfahrzeuge in der Kajüte des Admirals versammelt und dieser nahm die Mittheilungen des Commandeurs über die Wegnahme des spanischen Schiffes entgegen.

„Ich weiß kaum, ob ich uns zu diesem leichten Siege Glück wünschen soll," antwortete der Admiral. „Besser wäre es vielleicht gewesen, wenn Ihr den großprahlerischen Castilianer unbeachtet hättet ziehen lassen. Das Gerücht von der Wegnahme des Schiffes wird mehr Lärmen machen, als die Wegnahme selbst; man wird die Absichten Brandenburgs zu Madrid weit früher merken, als es der Wille des

durchlauchtigsten Herrn Kurfürsten ist und allen ihren Schiffen befehlen, auf der Huth zu sein. Um dieser einen Prise willen, die ohne einen Tropfen Blut genommen ist, werden wir vielleicht fünfzig andere entbehren müssen."

„Das wäre freilich schlimm, Herr Admiral," entgegnete Jakob Roberts rasch. „Da wir sie indessen einmal haben, so denke ich, das Klügste wird sein, sie auf's Beste für uns zu benutzen."

„Genau nach der ertheilten Ordre, die mir befiehlt, sämmtliche Prisen, die wir während dieses Seezuges machen, nach Pillau zu senden, wird das spanische Schiff unverzüglich dahin abgehen."

„Wenn das ist, so habe ich Euch einen Wunsch auszusprechen, Herr Admiral."

„Sprecht, Commandeur."

„Mir das Amt des Prisenmeisters zu übertragen, und während meiner Abwesenheit einen andern Kommandanten für den „Kurprinz" zu ernennen."

„Thut mir leid, Euch in dieser Beziehung nicht willfährig sein zu können, da ich bereits anders verfügt habe."

„Wie, Herr Admiral? Ihr weigert mir . . . ?"

„Ihr mögt glauben, Commandeur, daß es nicht ohne dringende Ursache geschieht. Ich darf übrigens

unserm besten Schiffe nicht seines geschickten Führers berauben."

„Diese Höflichkeit sieht aus wie eine Beleidigung, Herr Admiral."

„Wir sind im Dienst, Commandeur! Dies eine Wort gilt für Alle."

„Ho! Hip! Ihr vergeßt, Herr Admiral, daß mein Vetter . . . "

„Wenn Euer Vetter uns die Befehle des Kurfürsten zusendet, so werde ich der Erste sein, der ihnen Folge leistet. Ihr aber, Herr, Ihr seid mein Untergebener und werdet Euch der Ordre fügen, die ich Euch ertheile. Den Instructionen zufolge, die ich von Berlin empfangen habe, sind der Commandeur Roberts und der Capitain Blonk mit ihren Fregatten „Kurprinz" und „Dorothea" dazu bestimmt, ihren Cours nach dem Golf von Mexiko zu stellen, um dort auf spanische Kauffahrer zu kreuzen. Hier sind die betreffenden Papiere für die genannten Capitaine! Begebt Euch an Bord, Ihr Herren! Euer Antheil an der gegenwärtigen Prise wird Euch gewissenhaft aufbewahrt und bei Eurer Rückkehr ausbezahlt werden. Es liegt in Eurer Hand, diese Summe zu verzehnfachen. Müßt Ihr Land anlaufen, um Wasser, oder Proviant einzunehmen, so wählt dazu vor-

zugsweise die französischen und dänischen Häfen. Guten Morgen, Ihr Herren und glückliche Reise."

Der Admiral stand auf. Ohne ein Wort zu entgegnen, aber zitternd vor Wuth, verließ Jakob Roberts das Admiralschiff und kehrte an Bord des „Kurprinz" zurück.

Eine Stunde später hatte diese Fregatte sich von dem Spanier klarirt, die auf derselben gemachten Gefangenen dem Admiralschiffe ausgeliefert und steuerte, von der „Dorothea" gefolgt, ihren Cours nach dem merikanischen Golf.

Siebentes Kapitel.

Es war eine tropische Nacht.

Der Matrose Marx schlenderte nachlässig, beide Hände auf dem Rücken, im Luf des Mitteldecks am Bord des „Kurprinz" auf und ab.

Es war eine tropische Nacht.

Die genannte Fregatte segelte, in getreuer Begleitung der „Dorothea", in geradester Richtung nach dem merikanischen Golf, und brach sich durch die gewaltigen Wogen, umkreist von Delphinen und fliegenden Fischen, die schäumende Bahn.

Es war eine tropische Nacht.

Wie eine lange Silberschlange zog sich das Kielwasser hinter den Schiffen fort. Eine Meile und weiter dem Auge sichtbar, glänzte es wie Perlen und Demanten, welche die goldene Morgensonne bestrahlt, und die Sterne am tiefblauen Himmel funkelten so

sehnsüchtig darein, als wollten sie sich in die Kreise ihrer meergebornen Schwestern hinabstürzen.

Aber den Matrosen Marr kümmerte nicht die nächtliche Poesie des Oceans. Er kniff die kleinen Augen noch dichter zusammen und brummte ein Lied vor sich hin.

„Wer, zum Donner, brüllt da am Backbord wie eine Seekuh, der ein Häring quer in den Schlund getrieben ist? Stellt Euer Geplärr ein, Mann!"

Es war die Baßstimme des Hochbootsmannes, die in dieser ruhigen Nacht plötzlich wie ein halber Orkan über das Deck hinbrauste.

„Das brauche ich nicht!"

„Was? Brauchst Du nicht? Soll Dir meine Faust zeigen, was Du brauchst, Bestie?"

„Ihr habt mir nichts zu befehlen."

„Hast vergessen, daß wir in Berlin schon ein Mal miteinander gebetet haben? Damals war es ein Morgenpsalm, zwölf Verse lang und zwölf Verse breit. - Ich habe aber auch Nachtpsalter bei mir, die ihre fünfzig Verse haben, und sich besser singen, als Deine Saufslieder."

„Seid versichert, daß ich die Morgen-Andacht nicht vergessen habe. Ihr aber vergeßt, daß der Herr Commandeur mich zum Capitain des Kreuz-

topps gemacht hat, und ich nicht unter Euerm Befehl stehe. Jetzt prügelt mich Keiner mehr, es ist jetzt mein Amt, Prügel auszutheilen."

„Und thust es nach Herzenslust, Du Schuft. He? Genade Dir Gott, wenn Du aus Versehen zwischen meine Finger geräthst! — Grinze mich nicht an mit Deinen Judasaugen, Hund! — Was hat Dir der arme Junge gethan, daß Du ihn marterst den ganzen Tag?"

„Ihr sprecht, wie ich höre, von dem Gottlieb," unterbrach ihn Marx mit schnarrendem Tone, „demselben Jungen, der mir in Berlin zu einem Frühstück verholfen hat. Das ist ein nichtsnutziger, fauler, betrügerischer, diebischer Schlingel, der . . . ."

„Das lügst Du in Deinen Hals hinein! Es ist ein gutes, ehrliches Blut, mit so vielem Geschick zum Seemann, als Du Dein Lebstage nicht gehabt hast; ein Bursche, aus dem ich in zwei Monaten einen Topp-Capitain machen will, der drei solche schäbige Kerle wie Dich, aus und in den Sack stecken soll. Wenn Du mir den Jungen noch eine Stunde länger quälst . . ."

„Der Commandeur hat ihn mit Schimpf und Schande aus der Kajüte gejagt, und wenn er auch aus Mitleid nicht gesagt hat, warum, so kann man

es doch errathen. Er hat ihn mir übergeben, und ich denke, bei mir soll schon etwas aus ihm werden."

„Höre, Kerl! Ich sage Dir ein Wort für tausend. Du versteckst Dich, wie jeder Lump, hinter dem Rockschooß des Commandeurs, weil Du nicht die Courage hast, einem ehrlichen Manne die Stirn zu bieten; Du glaubst, daß Du in dieser Stunde die Gewalt in Händen hast, aber Du irrst Dich denn . . ."

Der Hochbootsmann faßte den Matrosen bei der Brust und schüttelte ihn tüchtig:

„. . . . . so will ich Dich packen, und so Dich schütteln, daß Dir der Athem vergehen soll und Du den Flaggenknopf Deines Kreuztopps für einen Dreidecker ansehen sollst, wenn . . ."

Aber Marr hatte sich losgerissen, warf sich mit der ganzen Gewalt seines Körpers auf den Hochbootsmann, daß dieser hinten überschlug, und riß sein breites Messer aus der Scheide. Einen Augenblick lang schwebte der Hochbootsmann in Gefahr, eine schwere Wunde davon zu tragen, aber ehe ihm seine Besinnung zurückkehrte, sprang Gottlieb Schwalbe herzu und faßte Marr von hinten, dem er mit vielem Geschicke das Messer aus den Händen wand.

„Recht, mein Junge!" rief Nicolaus van Dören,

der sich losgewunden hatte, „Du weißt, wie man mit solchen Halunken umgehen muß. Jetzt stehe still und halte das Messer fest an Dich; ich will schon dafür sorgen, daß er es sobald nicht wieder anfassen soll."

Marr war unterdessen aufgesprungen und lief einige Schritte zurück:

„Hülfe! Hülfe! Ueberall! Mord! Ueberall!"

„Schreie, bis Dir die Kehle platzet, Du Hund!" rief der Hochbootsmann mit allen Zeichen tiefer Verachtung. „Du bist ein so niedriger Schuft, daß man sich schon verunreinigt, wenn man Dich mit einem Stock berührt, der noch zu gut ist, um auf einem Soldatenrücken zerhauen zu werden. — Komm, Junge!"

Diese letzten Worte galten Gottlieb Schwalbe, aber dieser stand wie eingewurzelt, das erbeutete Messer hoch emporhaltend; es nicht begreifend, wie es ihm möglich gewesen sei, gegen einen Mann die Hand zu erheben, der sein Vorgesetzter war.

Marr hatte sich unterdessen an das von allen Seiten herbeistürzende Wachtsvolk gewendet:

„Da, seht den Schurken! Noch steht er mit dem Messer vor mir! Es ist mein eigenes Messer, das er mir gestohlen hat, um mich niederzustoßen!"

„Das lügst Du!" rief Nicolaus van Dören überlaut, sich zu ihm wendend. „Das lügst Du, und ich

will es Dir beweisen, indem ich Dir Haar um Haar aus dem Bart zupfe und zu einer Jageleine zusammenspliße!"

Der Steuermann kam vom Halbdeck herbei:

„Was giebt's hier zu lermen? Schweigt in des drei Teufels Namen!"

„Meuterei! Empörung!" rief Marr.

Der Steuermann warf sich auf ihn:

„Wer untersteht sich, von Meuterei und Rebellion am Bord dieses Schiffes zu sprechen?"

„Da steht sie vor Euch, Herr!" rief der Matrose mit halberstickter Stimme. „Laßt mich doch nur los, ich will Euch Alles sagen! Seht Ihr nicht den Jungen da mit dem blanken Messer in der Hand? Er widersetzte sich meinen Befehlen und wollte mich erstechen. Da habt Ihr's."

„Greift den Buben!" befahl der Steuermann und die Zunächststehenden warfen sich auf ihn.

Nicolaus van Dören trat hindernd dazwischen:

„Glaubt dem Duckmeiser nichts. Er belügt uns Alle. Wie, zum Teufel soll ein solcher Junge, dem ich die See-Erziehung beigebracht habe, wissen, was Rebellion ist? Laßt die Hand von ihm."

„Und ich sage Euch, faßt ihn! Nehmt ihm auch das Messer ab, damit es bei der Untersuchung zur

Hand ist!" entgegnete der Steuermann. „Hat der Junge in Wahrheit die Hand gegen seinen Offizier erhoben, so soll er den Gnadegott kennen lernen, der hier am Bord herrscht. — Kein Wort, Hochbootsmann! Ich befehle Euch, zu schweigen und auf Euere Vorderschanze zurückzukehren; Ihr da, scheert Euch nach Euerm Kreuztopp und Ihr Beiden bringt den Jungen unter Deck. — Daß sich Keiner untersteht und ihm etwas thut, bis zur ausgemachten Sache. Wir werden nachher früh genug Hand an ihn legen. Ruhe überall!"

Und es ward Ruhe. Man vernahm nichts, als das Rascheln der Steuertaille und das Rauschen des Wassers vor dem Buge. Am Fockmast schlug es das dritte Glas der Morgenwache; ein lichter Strahl flog über die weite Fläche des Meeres; mit lautem Schnauben tauchte der Hai unter; der fliegende Fisch ließ die silbernen Flossen im Morgenstrahl leuchten und der Delphin mit seinem glänzenden Farbenschmuck, anzuschauen wie ein Irisbogen, kreuzte vor dem rasch dahinfliegenden Schiffe her, — ein treuer Lootse durch die Wüste des Oceans.

Drei Stunden später ward in der Hauptkajüte das Verhör über die Ungebührniß der Nacht begonnen und vollendet zugleich. Der Commandeur und

seine beiden Steuerleute saßen als Richter an der großen Tafel. Seitwärts von ihnen war des Schiffsschreibers Platz. Vor ihnen stand Gottlieb Schwalbe, vom Fieberfrost geschüttelt, bleich, mit bebenden Lippen, aber ohne zu weinen, oder kindische Furcht zu zeigen. Ihm zur Linken stand Marx als Kläger, ihm zur Rechten Nicolaus van Dören als sein Vertheidiger.

„Wir haben nun genug gehört!" sprach Jakob Roberts mit entschiedenem Tone. „Was ist das für eine Manier, um eines solchen Jungen willen, einen ordentlichen Gerichtshof niederzusetzen, statt an ihm die Strafe kurzweg zu vollziehen, die ihm im vollsten Maße gebührt?"

„Es geschieht des Beispiels wegen!" wandte der erste Steuermann ein.

„Geschieht es? Nun so will ich es auch des Beispiels wegen zu Ende bringen mit der ganzen Strenge der von Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht sanctionirten See-Artikel, und entscheide hiermit, nachdem ich die Parteien gehört, daß der Junge der Rebellion überwiesen und geständig ist . . ."

„Erlaubt, Herr!" unterbrach ihn der erste Steuermann rasch. „Ueberwiesen wohl, aber noch nicht geständig."

„Ueberwiesen und geständig, habe ich gesagt. Wollen wir die Zeit damit hinbringen, einen solchen dummen Jungen zu bewegen, den Mund zu öffnen? Er ist verurtheilt."

„Stopp, Herr Commandeur und mit Gunst!" fiel Nicolaus van Dören lebhaft ein. „Ohne Urthel und Recht verurtheilt? Und nach welchem Recht und Herkommen, wenn ich es wissen darf? Da ich hier vor Gericht stehe, vor einem ordentlichen deutschen Seegericht, als der Vertheidiger eines Jungen, der angeklagt ist, auf Leib und Leben, und von dem ich weiß, daß er nichts gethan hat, das die Anwendung einer so harten Strafe nöthig macht; so wollte ich es wohl ein Bischen klarer bewiesen haben, weshalb der Junge da dem Gerichte verfallen ist?"

„Was für ein Uebermuth ist das, der auf solche Weise das Wort nimmt, Ihr Herren? Ho! Hip! Wahre Deinen Kopf, Mann! So hart er ist, es lassen sich doch von härtern Fäusten Beulen hineinschlagen! Aber es soll Niemand von uns sagen, daß wir das Recht gebeugt, und einem Manne unter der Flagge unseres hohen Herrn einige Ueberlast gethan hätten; darum sollt ihr selbst hören, was in diesem Falle das Gesetz spricht! Schiffsschreiber, was habt Ihr da vor Euch?"

Der Schiffsschreiber öffnete ein Buch mit schwarzem Deckel, verneigte sich vor dem Commandeur, dann vor den übrigen Offizieren, und sagte darauf mit eintöniger Stimme:

„Das ist, — mit Genehmhaltung vor Seiner Gnaden, dem Herrn Commandeur und seinen Offizieren, unser Gesetzbuch, und zwar:

„Des Durchlauchtigsten Herrn Friederici Wilhelmi, des großen Kurfürsten zu Brandenburg Artikulsbrief und Unterricht, betreffend den Krieg zu Wasser, wonach Jedermänniglich, sowohl Admiral, Vice-Admiral, Capitaine, Lieutenante, Schiffer, Offiziere, Soldaten und gemeine Matrosen, so zu Wasser dienen, sich zu richten haben, bei Strafen, Pön, Bußen und Züchtigungen, so darin enthalten."

„Das ist es, was wir brauchen! Leset nun dem Starrkopf vor, was dieser Artikulbrief besagt. Leset laut!"

Der Schiffsschreiber gehorchte:

„Wir Friedrich Wilhelm von Gottes Gnaden, Marggrafen von Brandenburg, des heiligen Römischen Reiches Erzkämmerer und Kurfürst u. s. w. u. s. w. fügen nebst Unserm Gruße zu wissen, wie zu Unterhaltung guter Regierung, Ordre und Kriegszucht, in Führung Unserer Kriege zu Wasser, zu Widerstand der allgemeinen Feinde und Seeräuber,

auch zur Beschirmung Unserer Landen und Dero guten Einwohner, so zur See negoziiren und handeln, Wir für gut und rathsam gefunden, nachfolgende Articule zu verfassen und zu ordnen, wollen Derohalben und befehlen ausdrücklich allen Admiralen, Viceadmiralen, Capitainen, Lieutnanten, Offiziers, Soldaten und gemeinen Bootsgesellen, die in unsere Dienste zu Wasser sich begeben mögen, daß sie alle solche Verordnungen und Articule genau zu unterhalten und unterhalten zu lassen, beeidigen sollen, bei Strafe der Verbrechung und Correction, allmaßen es darin begriffen."

„Ihr habt nun gehört, was dieser Articulbrief besagt!" sprach Jakob Roberts. „Ho! Hip! Ihr werdet Euch mitsammen erinnern, Ihr Herren, daß Ihr auf denselben Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht den Eid der Treue geschworen habt. Vergeßt das nicht, und Ihr, Schiffsschreiber, laßt nun den Abschnitt hören, der auf den besondern Fall Bezug hat, von dem hier die Rede ist. Eilt Euch!"

Der Schiffsschreiber schlug einige Blätter um und las:

Artikul XXIII.

Auch soll sich Niemand unterstehen, einige Meuterei zu stiften, oder Rotten zu machen, es sei zu Lande, oder zu Schiffe, um was Ursache es immer wolle, bei

Leibes- und Lebensstrafe, nach Erheischung der Sache. Und dafern Jemand sothane Versammlung und Zusammenrottung ...."

„Stopp, Herr! Was les't Ihr da für kauderwälsches Zeug? Hat das Zusammenrottiren der Schiffsmannschaften irgend etwas mit dem Attentat dieses Jungen zu thun? Kennt Ihr Euer Geschäft nicht besser, oder gehen Euch die Augen über? In beiden Fällen wird es besser sein, Euch mit dem Abschnitt, der sich auf Euch bezieht, zu Hülfe zu kommen. Schlagt einige Blätter weiter herum und laßt uns den Artikel haben, der anfängt: Wer zu Schiffe ... Nun?"

Der Schiffsschreiber trocknete sich den Schweiß von der Stirn:

„Hier, zu Befehl des Herrn Commandeurs Gnaden ist die verlangte Stelle und lautet es daselbst folgendermaßen im

Artikul XXXIX.

„Wer zu Schiffe in bösem Muthe auf Jemand sein Messer ziehet, der soll mit demselben Messer durch die Hand an den Mastbaum gestochen werden und so l ng daran stechen bleiben, bis er dasselbe hindurch zeucht."

„Das ist es! Da habt Ihr's! Die Hand, die

sich im frevelhaften Muthe gegen einen Schiffsgenossen mit einem Messer bewaffnet erhebt, die Hand wird mittelst der verbrecherischen Waffe an den Mast genagelt und sie wird dieser Pein nur ledig, wenn sie sich aus freien Stücken in zwei Hälften durchschneiden läßt und dadurch auf ewige Zeiten unnütz wird. Das befiehlt das Gesetz das ist die Strafe, die dem Jungen dort auferlegt wird, und die Morgen mit dem Frühesten vollzogen werden soll. Wollen sehen, wie lange der Junge das Stehen aushält und er selbst dazu thut, zwei Arme und nur eine Hand zu haben. Nun, Ihr Männer! Wollt Ihr den Spruch bestätigen oder nicht? Habe ich das Recht gesprochen nach dem Gesetze?"

„Ihr habt es, Herr Commandeur!" sprach der zweite Steuermann.

„Wohl ist der Spruch nach dem Gesetze," entgegnete der erste Steuermann, „doch scheint mir, da das Zugeständniß fehlt, mit allzugroßer Strenge . . ."

„Die Fortsetzung spart!" unterbrach Roberts stolz den Offizier. „Ich bin nicht darauf versteuert, Euere Ansichten und Meinungen kennen zu lernen. Der allgemeine Ausspruch ist: Verurtheilt nach dem Gesetz."

„Mit Gunst, Herr! Das ist nicht die allgemeine

Meinung!" unterbrach Nicolaus van Dören seinen Commandeur. „Ich gehöre auch zum Etat des Kriegsgerichts und habe ebenfalls mein Wort zu sagen."

„Gehört Ihr? Habt Ihr? — Nun, so gehört und habt, soviel Ihr wollt und schwört bei allen Teufeln und beim Satan dazu, daß der Junge unschuldig ist, es wird Euch nichts helfen! Gar nichts! Drei Stimmen sind gegen Euch; sie lauten: Der Urtheilsspruch ist nach dem Gesetz. Der Junge wird an den Mast genagelt. Morgen früh, Punkt sechs Uhr."

Gottlieb hatte sich bis zu diesem Augenblicke ohne fremden Beistand aufrecht erhalten, aber die letzten Worte des Commandeurs, gesprochen mit jener Eiseskälte, die den Urtheilsspruch des Richters doppelt furchtbar macht, traf ihn, wie ein Stich in's Herz. Er schrie laut auf, und mit der Hand in die Luft greifend, als suche er nach einer Stütze, brach er zusammen.

Bei diesem Anblicke verwandelte sich das Aussehen des Hochbootsmannes völlig. Die dunkle Röthe des Gesichts erbleichte zu Schnee, die stechenden, verschmitzten Augen traten starrblickend aus ihren Höhlen, das Haar regte sich auf seinem Kopfe und ein Blutstrom stürzte ihm aus Mund und Nase.

Der Commandeur sah ihn fest an:

„Er kommt von Sinnen! Ho! Hip! Das geht nicht natürlich zu. Der Jude hat's ihm angethan, als er noch am Bord war, der Jude und der Junge da auch, der von dem Juden das Heren gelernt hat. Aber ich werde ein reines Schiff machen, oben, unten und überall."

Die übrigen Kajüten-Offiziere waren aufgesprungen und Nicolaus van Dören zu Hülfe geeilt, dessen riesiger Körper der innern Aufregung kaum zu widerstehen vermochte. Er stand einen Augenblick lang auf schwankenden Füßen, gestützt von den beiden Steuerleuten, dann aber richtete er sich auf und jeden Beistand von sich weisend, sagte er in seiner gewohnten Art:

„Ich glaubte, ich kriegte das böse Zeug. Soll man mich gleich neun und neunzig Mal kielholen, wenn ich weiß, was das bedeutet."

„Du bist verhext, Nicolaus, Du bist verhext!" sagte scheu lachend der Commandeur.

„Und bin ich verhext, so muß ich es bleiben! Was mir ist, weiß ich nicht, aber ich sehe nun ein, daß der Junge nach Urthel und Recht verurtheilt ist."

„Das ist gut, mein Junge! Schiffsschreiber, bringt's zu Papier und laßt's unterzeichnen."

„Sogleich Ew. Gnaden, Herr Commandeur. Ist's den Herren Steuerleuten gefällig und auch Euch, Herr Hochbootsmann?"

„Malt nur für mich ein Kreuz, es ist Alles Eins! Morgen um diese Zeit ist also der Junge da ein Krüppel. Das hat er verschuldet und er mag es tragen. Aber man soll den Verbrecher nicht zwei Mal strafen; das verlangt das Gesetz nicht. Das Volk hat es an sich, wenn es von niederträchtigen Kerlen dazu angereizt wird, den Verurtheilten schon vor dem Vollzug der Strafe zu hänseln und zu quälen; es höhnt und neckt ihn, noch ehe es zur Vollstreckung des Urtheils kommt und das ist oft viel schlimmer, als der eigentliche Gnadenstoß selbst. Ich hoffe, Herr Commandeur, Ihr werdet auch in diesem Punkte Gerechtigkeit üben."

„Ich will's! — Und damit Ihr ganz sicher seid, daß Euere außerordentliche Menschenfreundlichkeit nicht beleidigt wird, stelle ich den Deliquenten bis zum Vollzug der Strafe unter Eure Obhut. Ihr werdet ihn hier hoffentlich nicht weglaufen lassen."

Und mit diesen Worten richtete der Commandeur einen Blick des tiefsten Hohnes auf seinen Lebensretter.

„Mitnichten, Herr! Unter meiner Aufsicht will ich den Verurtheilten nicht haben! Auch das ist gegen

das Gesetz, daß der Richter selbst den Mann bewacht, den er verurtheilt hat. Uebergebt ihn, an wen Ihr wollt, aber quält ihn nicht vor Empfang seiner Strafe. Das ist Alles, was ich von Euch verlange."

„Ho! Hip! Was ist das für eine Manier, mit seinem Vorgesetzten zu sprechen? Noch ist das Kriegsgericht nicht auseinander gegangen und schon bricht eine neue Widersetzlichkeit aus? Ein Wort noch und ich schicke Euch gebunden in den untersten Raum. Ihr sollt den Jungen beaufsichtigen und nun genug der Verhandlungen! Räumt die Kajüte!"

Die beiden Steuerleute entfernten sich; der Hochbootsmann beugte sich nieder und richtete Gottlieb Schwalbe auf, der noch immer bewußtlos am Boden lag. Sein Auge traf den Commandeur und bohrte sich so tief in dessen Inneres, daß dieser sich unwillkürlich abwandte.

Unterdessen war der Doktor eingetreten und legte seine Hand an den Knaben:

„Mein!"

„Was wollt Ihr hier?" fuhr Jakob Roberts auf.

Der Doktor deutete auf den Knaben und sagte:

„Krank!"

„Das mag wohl sein," sprach der Hochbootsmann.

„Darnach gehört er Euch zunächst an. Ist mir doch beinahe zu Muthe, als müßte ich auch einen Schluck aus Euern Medizinflaschen thun. Der Bottelier soll mir die morgende Ration geben."

Er ging hinaus.

Der Doktor hatte die Kajütenwächter herbeigewinkt, die Gottlieb Schwalbe nach dem Zwischendeck trugen, dann trat er zu dem Commandeur und legte die Hand auf seine Schulter. Mit dem Finger auf Gottlieb Schwalbe zeigend, sprach er kichernd:

„Große Ratte!"

und folgte den Kajütenwächtern.

„Das böse Zeug über Euch Alle!" rief Jakob Roberts zähneknirschend aus. „Ihr sollt es mir büßen."

Achtes Kapitel.

Am ein leeres Faß, das aufrecht gestellt war, saßen einige Matrosen, eifrig sprechend, beisammen. Sie griffen dabei fleißig zu den Kannen, die auf dem Deckel jenes Fasses standen und mit Branntwein und Bier gefüllt waren, das ihnen der Bottelier gegen das Schiffsgesetz für gute Zahlung überlassen hatte. Der Wirth dieser improvisirten Tafelrunde war Marr, der Capitain des Kreuztopps, der Ankläger Gottlieb Schwalbe's, Dem, zur Schande für Raule's Schiffsgesetz, von dem Kriegsgerichte eine so glänzende Genugthuung für eine Beleidigung geworden war, die er gar nicht erduldet hatte. Seine Rache war ihm gelungen. Die Züchtigung, die er einst empfangen hatte, ward tausendfach vergolten; der Junge, der sich in gerechter Entrüstung eines wehrlosen Mannes annahm, wurde mit einer entehrenden Strafe belegt und trug das Gedenkzeichen

— eine verkrüppelte Hand — zeitlebens. Dann aber hatte Marr auch seinem Feinde, dem Hochbootsmann, einen empfindlichen Streich versetzt, der gerade auf diesen Jungen so große Stücke hielt.

Mit Behagen schlürfte er sein Gemisch von Branntwein und Wasser hinunter, nicht undeutlich seinen Backsmaaten zu verstehen gebend, daß sie sich auch für die Zukunft auf ihn verlassen könnten, wenn sie treu zu ihm hielten. Er stehe bei dem Commandeur sehr in Gunst und der Hochbootsmann dürfe nur noch eine solche Geschichte einbrocken, wie die mit dem Juden, so werde er abgesetzt und sein Amt gehe . . .

„Oho! Ho! Hollah!" erschallte die kräftige Stimme Nicolaus van Dörens, der den Gang heraufgekommen war, ohne daß ihn Jemand bemerkt hatte und der jetzt plötzlich vor den Zechern stand.

Marr hatte sich erhoben und sah den Hochbootsmann unentschlossen an; er wußte nicht, sollte er ihm trotzen, oder davon schleichen. Jener fuhr fort:

„Ich habe Dich pfeifen hören, mein Junge; Dein Lied geht nach einer absonderlichen Melodie. Wenn Du Hochbootsmann am Bord des „Kurprinz" bist, und sie haben mich zum Halbmatrosen oder Deckläufer degradirt, dann will ich Alles thun, um mir

Deine Gunst zu verdienen, damit ich so wenig Prügel als möglich kriege. Aber jetzt bin ich noch Meister vom Kabelgat und es soll ein Kreuztopp-Krahnbalken-Ringbolzen-Donnerwetter auf Dich herabfahren, weil Du das Volk zum Saufen verführst und den Bottelier .... Nur Geduld, mein Jungchen, bist Du so gesangslustig, kannst Du auch einmal eine Melodie von meiner Erfindung pfeifen! — Wo ist der Quartiersmann von der Wache?"

„Hier!" antwortete einer der Zecher, der sich bei dem Erscheinen des Hochbootsmannes vorsichtig in eine Ecke geschoben hatte.

„Das wird immer besser!" lachte der Hochbootsmann ingrimmig. „Der Quartiersmann von der Wache, statt der Unordnung zu steuern, setzt sich mit zu den Rebellen und revoltirt das Zwischendeck. Auseinander da, sage ich, und Du vorlauter Bursche, schier Dich in Deinen Kreuztopp, den ich Dir, sammt der ganzen Takelage, trotz Deines vornehmen Titels, um die Ohren schlagen will, wenn nur eine Webeleine um einen Achtel-Zoll ausgetreten ist."

Marx schlich brummend und murrend von dannen, nicht ohne seinen Feind mit einem höhnischen Blicke zu messen, die übrigen Matrosen hatten sich bereits, nicht ein Wort entgegnend, aus dem Staube

gemacht, und an den Ort begeben, wohin sie gehörten, der Quartiersmann der Wache aber trat in demüthiger Haltung vor den Hochbootsmann hin und bat, er möge doch um Gotteswillen von seinem Versehen keine Anzeige machen, weil er sonst auf das Empfindlichste bestraft werden würde."

„Pfeifst Du nun auf einer andern Pfeife, Bestie? Ich will Euch Zwischendecks-Gesindel schon die Vernunft beibringen. Sie ist da, wenn Du so wund geschlagen bist, daß das Tauende, welches auf Deinen Rücken niederfällt, sich in dem geronnenen Blute festsaugt."

„Laßt mich nicht schlagen, Herr! Es ist das erste Mal, daß ich mir einen solchen Fehler zu Schulden kommen lasse. Ich habe mich stets gut geführt, und käme dadurch in Unehren für immer."

„Kann Dir nicht schaden, wenn's auch an Dich kommt! Habt Ihr nicht Alle gelacht und mir ein Schnippchen geschlagen, als der Gottlieb Schwalbe verurtheilt ward, der nichts weiter gethan hat, als seinen Herrn und Meister beistehen? Er soll Gesellschaft haben."

„Ich habe nicht gelacht, Herr! Ich habe den armen Jungen — es ist ein liebes, gutes Kind — vom Grunde meines Herzens bedauert, und wenn

ich irgendwie etwas thun könnte, ihn zu retten, ich würde es gewiß und wahrhaftig thun."

„Würdest Du? — Stopp! — Du kannst aber nichts thun; es kann Keiner etwas thun, denn wir schwimmen zwischen Himmel und Wasser und am Bord herrscht Raule's Schiffsgesetz. Willst mich mit glatten Redensarten bestechen? Wahre Deine Zunge, Mann!"

„Das hat man nun für seine Ehrlichkeit!"

„Bist ehrlich? He? Ehrlich und gerade zu? Desto besser für Dich! Ist mir lieb, wenn Du so ehrlich bist, dem Jungen nichts Böses an den Hals zu wünschen. Räume das Faß und die Kannen aus dem Wege, damit hier reines Deck werde."

„Allstunds, Herr! Allstunds!"

„Dann gehe ruhig in Deinem Quartiere auf und ab und dulde keinerlei Unordnung. Wenn das Glas abgelaufen ist, pfeife Dein Quartier ab und schiebe Dich still in Deine Hängematte."

„Will Alles genau so thun, wie Ihr es befehlt."

„Sollst Du auch, Seehund! Und denke daran, was zwei Schiffe einander thun, die unter gleicher Flagge segeln, wenn sie sich im hülflosen Zustande auf offener See begegnen. He! Was brummst Du in den Bart?"

„Ich brumme nicht, Herr! Aber ich verstehe das Gespinnst von den beiden Seglern recht gut und ...."

„Sollst nichts verstehen, sollst Deine Schuldigkeit thun! Und daß Du mir nicht wieder heimlich trinkst! Was ist das in der Kanne, die Du da still über Seite bringst? Zeige her ... Genever? .... Weg damit!"

Nicolaus van Dören leerte die Kanne in einem Zuge und sie dann von sich werfend, ging er mit dem Ausrufe: „Gute Wacht!" nach des Doktors Kammer.

Am Eingange trat ihm der Doktor entgegen, den Finger auf den Mund:

„Schläft!"

„Gut das, Doktor! Was meint Ihr, wird der Schreck den Jungen ernsthaft krank machen? Versteht mich, so daß wir ihn über Bord werfen müssen für den Hai?"

„Gesund wie 'n Fisch!" entgegnete der Doktor und lud den Hochbootsmann ein, vollends in die Kammer zu treten, wo Gottlieb Schwalbe auf einem Bette ausgestreckt, still und ruhig schlief.

Sie gingen wieder hinaus.

„Hm! Ist mir nun doch nicht recht! Wollte lieber, er müßte über Bord geworfen werden, als daß er solche entehrende Strafe leiden soll."

„Muß nicht geschehen?"

„Wie soll ich's hindern?"

„Weg vom Bord!"

„He? Wie war das? . . . Er soll . . ."

Nicolaus van Dören hielt inne und sah in das Gesicht des Doktors, um dessen Lippen ein pfiffiges Lächeln spielte:

„Hört! Ihr Doktors, sagt man, sollt Latein sprechen und das habt Ihr gewiß eben zu mir gethan, denn ich verstand Euch kein Wort. Soll der Junge vom „Kurprinz" herunter, sagt Ihr?"

Der Doktor nickte mit dem Kopfe.

„Und wohin soll er denn zum Donnerwetter! wenn nicht geradezu dem Hai in den Rachen?"

„Dorothea!" sprach langsam der Doktor, trat in seine Kajüte zurück und schob den Riegel vor.

Nicolaus van Dören stand, wie vom Blitze geblendet:

„Der Doktor ist des Teufels! Der Junge ist nimmermehr ein so fertiger Schwimmer . . . 's giebt keinen Menschen, der eine solche Distance schwimmen könnte, den Hai hinten und vorne . . . Wie soll ich denn? . . . Es geht nimmermehr! . . . . Das ist ein Gespinnst, das ich nicht entwirren kann."

Er war mit diesen Worten denselben Weg zu-

rückgegangen und stand am Eingange der großen Luke, als ihm der Quartiersmann entgegen trat:

„Mit Vergunst, Herr! Ich habe einen Auftrag."

„Was soll's?"

„Der zweite Steuermann befindet sich in seiner Kammer; er ist krank, und läßt Euch bitten, Euch einen Augenblick zu ihm zu bemühen."

„Ich werde gehen."

Der zweite Steuermann hatte einen leichten Fieberanfall; als der Hochbootsmann bei ihm eintrat, schauerte er leicht zusammen:

„Gut, daß Ihr da seid, Herr; ich habe Euch um eine Gefälligkeit bitten wollen."

„Laßt hören."

„Mir ist das heutige Kriegsgericht in den Kopf und in die Beine gefahren; das Fieber schüttelt mich; ich muß mich ruhig halten. Heute Nacht habe ich die Hundewache. Wollt Ihr sie an meiner Statt kommandiren?"

„Ich will's. Von zwölf bis vier Uhr soll man mich auf dem Halbdeck sehen."

„Seid vielmals bedankt dafür. Dem ersten Steuermann werde ich zu wissen thun, daß Ihr ihn um Mitternacht statt meiner ablöst. Stehe Euch zu einer andern Zeit wieder zu Diensten. Und morgen

wünsche ich dem Commandeur einen guten Tag, damit er Barmherzigkeit übe von wegen des armen Gottlieb Schwalbe."

„Schon gut, Herr! Was Recht ist, darüber wird der Steuermann dort Oben Wacht halten und geht es uns nichts an. Wenn Ihr mir weiter nichts zu sagen habt, so rathe ich Euch, daß Ihr eine Persenning über Eure Kajütsfenster zieht, und Euer Fieber verschlaft, damit Ihr Morgen mit Tagesanbruch klar seht."

Der Hochbootsmann kehrte auf das Verdeck zurück. Er lehnte über den Reiling weg und sah im Lee die Fregatte „Dorothea", die unter Blonks Befehlen mit dem „Kurprinz" gleichen Cours segelte und mit derselben ungefähr gleiche Distanz hielt. Den Lauf der beiden Schiffe vergleichend, flogen seine Gedanken herüber und hinüber, und in der Lebhaftigkeit seiner Empfindung verlieh er ihnen unwillkürlich Worte:

„Wenn man irgend eine Jagetrosse, oder ein Kabeltau hinüberschaffen könnte von Bord zu Bord ... Das aber sind Alles Dummheiten! — Halt! Was kommt mir da in den Sinn? ... Oho, Jakob Roberts! Wir haben auch noch einen Einfall! —

Nordwest und Leesegel, ich will sehen, was sich in den vier Stunden der Hundewache thun läßt."

Und mit dem ruhigsten Gesichte von der Welt stieg er auf die Vorderschanze und ordnete die Arbeiten an, welche für den Augenblick zum Dienst des Schiffes nothwendig erschienen.

Die Dämmerung brach mächtig herein; die letzSchimmer des Tages leuchteten von den Wellen wieder. Der Commandeur war im Begriff, sich zurückzuziehen und ertheilte dem ersten Steuermann seine Befehle für die Nacht.

„Ihr kommandirt die Abendwache?"

„Ja, Herr Commandeur. Der zweite Steuermann sollte mich um Mitternacht ablösen, doch ist er krank . . . ."

„Die Pest über das alte Weib in Hosen!"

„Er hat Nicolaus van Dören bitten lassen, an seine Stelle zu treten. Der Hochbootsmann ist freilich kein Wachtoffizier für Loggbuch und Karte, aber er ist bei alledem ein tüchtiger Seemann."

„Ich will's genehmigen. Aber . . . Ho! Hip! . . . Sagt Euerm Gehülfen, daß er sein Fieber loszuwerden trachte, sonst will ich's ihm vertreiben."

„In der Kimmung des Horizontes braut es bedenklich aus der Tiefe; schwarze Wolken steigen im

Osten auf; meint Ihr, daß wir einen Sturm zu befahren haben?"

„Leicht möglich. Die Stürme unter den hiesigen Breiten sind schnell und heftig, also ist doppelte Wacht nöthig. Bei'm ersten Windstoß laßt Ihr „Ueberall!" rufen und mich wecken. Laßt der „Dorothea" Signal machen, daß während der Nacht der Cours nicht verändert wird."

„Zu Befehl!"

„Und morgen früh" .... ein hämischer Zug flog über das Gesicht des Commandeurs .... „Morgen früh laßt die ganze Mannschaft noch vor dem Frühstück zusammentreten, um die Execution mit anzusehen, die wir zu vollstrecken haben."

„Es soll pünktlich geschehen."

„Das erwarte ich. Gute Wacht!"

„Gute Rüst, Herr Commandeur."

Jakob Roberts ging unter Deck. Das befohlene Signal ward aufgezogen und beantwortet. Die Abend-Wache ging ohne Störung vorüber und als der erste Steuermann um Mitternacht seine Hängematte suchte, trat Nicolaus van Dören an dessen Stelle.

Das Auge des Hochbootsmannes schweifte am Horizonte hin und haftete endlich auf einen Gegenstand; es war die Fregatte „Dorothea", die er

trotz der überhand nehmenden Dunkelheit erkannt hatte. Er trat an das Nachthaus, bückte sich zum Compaß nieder und legte unbemerkt einen eisernen Nagel neben demselben. Die Magnetnadel wich um die Breite eines Compasstriches ab, dann stand sie unbeweglich.

Nicolaus van Dören richtete sich wieder auf, und fuhr den Steuernden an:

„Was macht Ihr? Ich glaube, Ihr schlaft bei dem wichtigsten Dienst! Das Schiff liegt viel zu hoch an. Laßt einen Strich abfallen nach Lee!"

Der Mann am Steuer hatte den Compaß einige Zeit außer Acht gelassen und nach einem Stern gesteuert, der durch die Wolken blitzte und den er auf den Steuercours gepeilt hatte. Er schüttelte mit dem Kopfe und sagte:

„Abfallen? Verzeiht, Herr! Es ist mir bei'm Ablösen ausdrücklich gesagt worden . . ."

„Einen Strich abfallen nach Lee! Sieh nach Deinem Compaß, zum Donnerwetter!"

Der Mann am Steuer warf einen Blick auf das Nachthaus und fuhr erstaunt zurück.

„Abfallen ist's!" antwortete er rasch und der Bug der Fregatte neigte sich dem Lee zu, während der Wind sich mächtiger aufgab, und die beiden

Schiffe, die nun nicht mehr neben einander hin, sondern in einem langen spitzen Winkel auf einander einsegelten, mit verdoppelter Kraft durch die Wellen hinschossen.

Nicolaus van Dören schlug die Arme ineinander und ging nachdenkend auf und ab.

Nach einer Pause trat der Quartiersmann vom Backbord des Zwischendecks an ihn heran:

„Mit Vergunst, Herr!"

„Was wollt Ihr?"

„Wollte Euch nur sagen, daß ich die Wache von meinem Kameraden übernommen habe, der mir vor drei Nächten einen gleichen Dienst erwiesen."

„Was geht's mich an? Schier Dich hinunter."

„Gleich, Herr! Ihr habt mich straffrei gelassen, ich bin Euch dafür dankbar."

„Halt's Maul, Kerl!"

„Ja, Herr. Aber ich weiß, daß der Weg von des Doktors Kammer bis zur Vorderschanze frei ist."

„Seehund! Das mußt Du dem Doktor sagen; er wird sich freuen, von Euch Gesindel nicht incommodirt zu werden. Unter Deck mit Dir!"

„Allstunds, Herr!"

Der Quartiersmann huschte, schnell wie ein Schatten, vorbei.

Noch eine Stunde dauerte die Fahrt, dann brach der langverhaltene Sturm los und schleuderte die Schiffe mit aller Macht durch die aufschäumenden Wogen.

Der Quartiersmann war nicht unter Deck gegangen, sondern kauerte unter der Ankerspille:

„Ich weiß, was er will! . . . Es ist immer gut zu wissen, was die Offiziere thun, zumal wenn es den Teufel nichts taugt. Darum ist mir's lieb, daß ich es weiß; ich will ihm helfen, ohne daß es auf mich fällt. Eines Offiziers Geheimniß in der Tasche haben, ist besser als eine Monatsheuer."

Er verließ seinen Versteck, kletterte wie eine Eichkatze am Fockmast empor, löschte die Laterne aus, die unter der Mars hing, glitt am laufenden Tauwerk herab und verschwand im Zwischendeck.

„Laterne aus!" schrie der Mann vom Utkiek.

„Laßt sie nieder und zündet sie schnell wieder an!" rief Nicolaus van Dören. He! Halloh! Achtet auf das laufende Gut!"

Der stärker losbrechende Sturm setzte sich gerade jetzt mit solcher Gewalt in die Segel, daß das Schiff weit nach Lee überholte und das Fahrzeug bis zu den Rüsten im Wasser lag.

Die Falle der Toppsegel wurden abgeworfen, die

Raaen rasselten an den Stengen nieder, die Segel peitschten, außer Kraft gesetzt, im Sturm. Das Schiff hob sich wieder.

Da stieg im Lee eine dunkle Masse empor. Ein Schrei ward über das Wasser her vernommen:

„Ein Schiff! Ein Schiff!" rief es von allen Seiten am Bord des „Kurprinz."

„Laßt „Ueberall" rufen!" kommandirte Nicolaus van Dören. „Wo sind die Quartiersleute vom Wachtsvolk?"

„Hier, Herr!"

„Pfeift „Ueberall!" Schlagt die Trommel!"

Die Pfeiffen schrillten, die Trommeln wirbelten; an allen Seiten des Zwischendecks tönte der Ruf:

„Ueberall! Ueberall!"

„Giert nicht so unbarmherzig mit dem Schiffe hin und her in einem so gefährlichen Augenblicke!" schrie Nicolaus van Dören den Steuermaaten an, indem er sich rasch zum Nachthause niederbückte und den eisernen Nagel wieder wegnahm. Dann riß er dem Steuernden die Taille aus der Hand und brachte mit seltner Geschicklichkeit das Schiff auf den frühern Cours.

Die Mannschaft, die in flüchtiger Eile neben- und

übereinander aus allen Luken hervorquoll, stürzte die Wanten hinauf, um die Segel zu bergen.

Der erste Steuermann erschien auf der Kajütstreppe:

„Was giebts hier?“ rief er mit lauter Stimme über das Halbdeck hin.

Aber ehe noch eine Antwort ertheilt werden konnte, lufte das Schiff, welches im Lee des „Kurprinz“ sichtbar geworden war, an, und der Bug desselben näherte sich auf eine bedrohliche Weise. Das Bugspriet, weit hinausragend in die Nacht, streckte sich, wie eine Strafruthe, nach dem Schiffe Jakob Roberts aus.

Man übersah das Verdeck der „Dorothea,“ auf welchem das Volk in wilder Unordnung durcheinander lief, mitten unter Allen Capitain Blonk, der mit einem dicken Tauende auf seine unerfahrenen Rekruten einhieb, und sie nach dem Bugspriet jagte, als könnten sie die Schiffe vom Zusammenstoßen abhalten. Viele Stimmen erhoben sich, die nach dem „Kurprinz“ hinüber schrieen, aber der pfeiffende Sturm verschlang die Worte; man vernahm nur ein wüstes Getöse.

In diesem Augenblicke erschien Jakob Roberts auf dem Verdeck; sein scharfer Blick erkannte sogleich die

Lage der Dinge, und er rief mit seiner Donnerstimme:

„Hinaus auf's Bugspriet und haut ab, was in den Weg kommt!"

„Allstunds Herr!" rief Nicolaus van Dören, der bereits auf dem Sprunge stand und flog dem Bugspriet zu.

Am Ende der vordern Schanze stand der Quartiersmann, Gottlieb Schwalbe an der Hand, der bange zitternd, nicht wußte, wohin er sich wenden sollte.

„Hier, Herr, bringe ich den Jungen!" flüsterte er dem Hochbootsmann zu.

Nicolaus van Dören ergriff Gottlieb Schwalbe bei der Hand und schrie dem Quartiersmann zu:

„Will Er sich fortscheeren! Fort zu Seinem Quartier!"

Der Quartiersmann that, leise vor sich hinkichernd, als ob er gehorche; der Hochbootsmann schob den Jungen vor sich hin und zischelte ihm zu:

„Vorwärts, Seehund! Vorwärts! Halte Dich fest, Du Seekalb!"

„Festgehalten ist's!"

„Keiner hinter mir her!" rief Nicolaus van Dören zurück. „Ich kann's allein machen und es ist

nicht nöthig, daß unnütz ein Menschenleben in Gefahr kommt."

„Tollmannswerk!" brummte der Ober-Kanonier der Vorderschanze hinter dem Hochbootsmann her. Dieser sagte:

„Junge, Du mußt fort, sonst bringen sie Dich morgen um."

„Ja, Herr!"

„Weiter! Ueber das Eselshoft weg zum Klüverbaum. Halte Dich fest, Seehund! — Willst Dich zusammen nehmen?"

„Ich will's!"

„Gieb Acht! Da kommt das feindliche Bugspriet! So wie Du sein Laufstag packen kannst, greife zu und rasch hinauf!"

„Ja Herr! Lebt wohl!"

„Halt's Maul! — Da kommt doch unnützes Volk hinter uns her! — Wenn ich rufe: Hol über! Dann fort mit Dir!"

Jakob Roberts war bis zur Vorderschanze gekommen und schrie:

„Was faulenzt Ihr da herum? Haut ab! Haut ab!"

„Hier ist noch nichts abzuhauen!" rief Nicolaus van Dören zurück.

Der Commandeur setzte das Sprachrohr an und rief zum andern Schiff hinüber:

„Blonk! Der Teufel plagt Dich! Laß anlufen, Blonk! Laßt anlufen hier am Bord!"

„Anlufen überall!" erscholl es von beiden Verdecken.

Aber ehe die Schiffe dem Steuer gehorchten, schlug das Bugspriet der „Dorothea" weiter nach dem Fockmast des „Kurprinz."

Der Quartiersmann war, platt auf dem Bauche liegend, das Bugspriet entlang gekrochen, richtete sich an Nicolaus van Dören auf und glotzte ihn pfiffig an:

„Nun, Herr! Ihr habt etwas vor? Soll ich Euch helfen?"

„Satanskerl! Zurück!"

Erschreckt wich der Quartiersmann vor dem geschwungenen Beil zurück.

Die Wasserstage der beiden über einander stehenden Bugspriete verschlangen sich in einander, es gab einen gewaltigen Ruck.

Der Quartiersmann, der noch keinen festen Fuß wieder gefaßt hatte, verlor das Gleichgewicht und stürzte kopfüber in die See.

„Mann über Bord!" rief Nicolaus van Dören.

Seine Stimme ward von dem wildbrausenden Sturme übertönt.

Das Bugspriet der „Dorothea" war jetzt so nahe gekommen, daß es Alles wegrasirte, was ihm in den Weg kam.

„Hol über!" schrie Nicolaus van Dören.

Gottlieb Schwalbe schwang sich, das Laufstag der „Dorothea" ergreifend, auf das Bugspriet derselben. In derselben Sekunde ließ sich Nicolaus van Dören von dem Bugspriet des „Kurprinz" herabgleiten; den linken Arm fest um das stehende Tauwerk schlingend, schwang er das Beil und nach drei gewaltigen Schlägen sprangen die Wasserstage der „Dorothea."

Sie gehorchte dem Steuer. Frei bewegte sich das Bugspriet in derselben Richtung, wie es sich dem feindlichen Schiffe genähert hatte, wieder zurück. Beide Fahrzeuge luften mächtig an, und der Sturm der sich in die Segel setzte, riß sie weit auseinander.

Nicolaus van Dören schwang sich mit einem kühnen Satze wieder in die Höhe und hoch aufrecht stehend, rief er nach dem Verdecke hinüber:

„Mann über Bord!"

„Zum Teufel den Mann!" antwortete Jakob Roberts unwillig, indem er nach dem Halbdecke zu-

rückkehrte. „Der Hai will sein Recht. Aber genade Gott Dem, der mir diesen Streich gespielt hat! Wenn ich ihn ausfindig mache, lasse ich ihn zu Tode peitschen."

Das Verdeck schimmerte hell vom Glanze der herbeigebrachten Laternen. Der Commandeur hatte die Halbdecks- und Vormast-Offiziere um sich versammelt, er hielt eine scharfe Nachfrage, um zu entdecken, wer das Versehen begangen hatte, aber es wollte ihm nicht gelingen.

Da trat Nicolaus van Dören vor ihm hin und meldete:

„Mann über Bord, Herr!"

„Ich weiß es schon, zum Teufel! Wer ist es?"

„Der Bootsmannsjunge, Gottlieb Schwalbe."

„Was? Der Verurtheilte?"

„Derselbe."

„Der in des Doktors Kammer lag?"

„Den meine ich."

„Wie, zum Teufel! — Her mit dem Doktor! Gleich hierher! Wie kam er zu Euch auf das Bugspriet?"

„Weiß nicht, Herr! Ich sah ihn plötzlich vor mir und in demselben Augenblicke fiel er auch kopfüber in die See."

„Hm! Hm! Mit Gunst, Herr Commandeur!“ sagte mit schnarrender Stimme Marr, der Kreuztopp-Capitain. „Darf ich reden?“

„Sprich, Kerl! Was willst Du?“

„Wenn der Gottlieb Schwalbe durchaus über Bord gefallen sein muß, so ist es gut. Ich meine aber gesehen zu haben, und meine Augen sind scharf und zuverläßig, daß er sich auf das Bugspriet der „Dorothea“ geschwungen hat und so desertirt ist.“

„Ist das wahr, Mann?“

„Ich habe es deutlich gesehen.“

„Ho! Hip! Hochbootsmann, was ist das?“

„Der Kerl lügt!“ entgegnete Nicolaus van Dören ruhig. „Er lügt und muß dafür über die Kanone gelegt werden, der Quartiersmann Wulff ist der Deserteur, der die Katze kriegen sollte, weil er sich unnütz betragen hatte, er und Andere, die mit ihm gleiches Schicksal theilen müßten. Aber er hat sich unserer Gewalt entzogen; Ihr werdet ihn nicht am Bord finden.“

„Das ist nicht wahr!“ schrie Marr.

„Schweig, Kerl! Oder es soll sogleich über Dich hergehen, wegen der Künste, die Du angewendet hast, um Deine Wachtgenossen zum Soff zu verleiten.

Das war des Quartiersmannes Verbrechen und er ist aus Furcht vor der Strafe entflohen."

„Er ist es nicht!"

„Laßt nachsehen! Sogleich! Schnell!"

Der Steuermann ging.

„Aha! Da ist der Doktor. Hierher, Herr!"

„Nun?"

„Wo habt Ihr den kranken Verbrecher gelassen, den ich Euch übergab?"

„Fort."

„Das weiß ich, zum Donner! Und was thatet Ihr, als er desertirte?"

„Schlief."

„Ich werde Euer Aller Schliche entdecken und dann genade Euch Gott. — Nun, Steuermann?"

„Es ist zu Deck gepfiffen und nachgesehen worden, der Quartiersmann Wulff ist nicht am Bord."

„Hab's Euch gesagt!" sprach Nicolaus van Dören. „Der Quartiersmann ist desertirt und der Junge ist dem Hai in den Rachen gefahren. Mit der Execution auf morgen früh ist es nun nichts."

Jakob Roberts that einen tiefen Athemzug:

„So oder so! Ich bin ihn los. — Offiziere von

der Wache! Habt Acht auf Euer Werk. Morgen sprechen wir weiter."

Der erste Steuermann war rasch zum Hochbootsmann getreten:

„Auf Eurer Wacht ist es geschehen, Herr. Ihr werdet mir gewiß die genaueste Kunde geben können, damit ich sie in das Loggbuch trage."

„Nun, Herr! Wenn Euch das, was ich hier schon zwei Mal erklärt habe, nicht deutlich genug gewesen ist, so will ich es Euch nochmals wiederholen. Hier am Bord des „Kurprinz" ist gesteuert nach Ordnung und Recht, dennoch ward er von der „Dorothea" angesegelt, also ist dem Schiffe Blonks die Fahrlässigkeit zur Last zu legen, die übrigens mit einem Paar durchgehauenen Wasserstagen billig genug gelöscht ist. Der Quartiersmann Wulff ist desertirt, weil er Furcht vor dem Kielholen hatte, womit wir Denjenigen strafen, die sich während des Dienstes betrinkt; der Bootsmannsjunge Gottlieb Schwalbe ist über Bord gefallen, weil er des Doktors Kammer verlassen hat, um frische Luft zu schöpfen, ehe er fest auf seinen Füßen stehen konnte. Das Alles geschah vor meinen sichtlichen Augen und ist nach meiner Ansicht der Kunde vollauf. Tragt es in Euer Loggbuch, Herr!"

Der Steuermann richtete einen festen Blick auf den Hochbootsmann, als wollte er sein Inneres erforschen; aber dieser hielt ruhig Stand und sagte unerschrocken:

„Eure Wacht hat begonnen, Herr! Mögt Ihr kein gleiches Unheil erleben, als es mir zugetheilt war. Die Wasserstage wollen wir morgen zusammensplitzen. Gute Wacht, Herr."

Mit den Worten rückte er seine Mütze und ging nach dem Vorderdeck.

Neuntes Kapitel.

Der junge Herr von Kalkhoun eilte, in Trauerkleider gehüllt, von der Brüderstraße aus, wo er einen Besuch bei dem Geheimerath von Pyritz abgestattet hatte, nach dem Hause des Schiffahrts-Direktors, zu dessen abgesagten Feinden er stets, namentlich aber seit dem Einschiffungstage zu Peenemünde gehörte.

Benjamin Raule trat dem jungen Manne mit großem Ernste entgegen:

„Ihr habt einen harten Verlust gehabt, Herr von Kalkhoun, und ich beklage Euch deshalb aufrichtig. Euer Vater war ein Ehrenmann im strengsten Sinne des Worts und mein Freund. Seiner Einsicht, seinem Verstande danke ich viel und gern bin ich bereit, die Schuld, die ich dem Vater nicht zahlen konnte, dem Sohne abzutragen."

Mit einem höhnischen Lächeln entgegnete Herr von Kalkhoun rasch:

„Ihr habt mit dieser Gunstbezeugung nicht einmal bis zu dem Tode meines Vaters gewartet. Schon früher empfing ich die unzweideutigsten Beweise Eurer Geneigtheit, am meisten an jenem glorreichen Tage zu Peenemünde, wo sie uns so reichlich zugemessen wurde, daß, obgleich ich sie mit meinen Freunden Bork, Saldern und Ramin gemeinschaftlich genoß, wir doch durchaus keinen Mangel verspürten."

„Das sind längst vergessene Dinge, an die Ihr, um Eurer selbst willen, nicht hättet erinnern sollen, da Ihr bei Erwähnung derselben nur verlieren müßt. Aber deshalb seid Ihr doch nicht zu mir gekommen? — Ihr verzeiht, meine Zeit ist gemessen — wenn ich Euch irgendwie dienen kann . . . "

„Ich gedenke Euch nicht lange beschwerlich zu fallen. Wer so wichtige und einträgliche Geschäfte zu besorgen hat, Dem muß, das begreift sich, jede Minute kostbar sein."

„Zur Sache, wenn es beliebt."

„Mein Vater ist gestorben. Ich bin sein einziger Erbe und es kann mir Niemand verdenken, wenn ich möglichst sorgsam zu erhalten suche, was mein ist. Nun ist die Verlassenschaft, die mir geworden, etwas sehr verstreut. Manche Kapitalien sind zwar

überaus sicher untergebracht, so zum Beispiel bei Euch, Herr Schifffahrts-Direktor."

„Ihr irrt Euch, Herr von Kalkhoun. Ich habe niemals eine Anleihe bei Euerm Vater gemacht."

„Verzeiht, aber ich dachte, Ihr müßtet begreifen, daß ich eigentlich auf die Kapitalien anspiele, die mein Vater jenen großen Handels-Speculationen widmete . . ."

„Dann schuldet sie ihm Niemand. Es war ein kühner Wurf, den er wagte . . ."

„ . . . um das Zehnfache zu verdienen, oder verdienen zu lassen."

„Nein, Herr! Euer Vater war ein Mann von hohen Einsichten und Gaben, der viel zu edel dachte, um mit seinem Gelde zu wuchern. Er gab unaufgefordert, weil er es als ein Mittel ansah, seinem Vaterlande eine glorreiche Zukunft zu sichern."

„Ja wohl. Ich kenne diese beliebte Form hinlänglich, die sich in Euren Briefen an ihn häufig wiederholt. Die Zukunft seines Vaterlandes und die Gegenwart seiner guten Freunde, ich glaube, so war es."

„Ihr werdet unverschämt und nur die achtungsvolle Freundschaft, die ich für Euern Vater empfand, hält mich ab, Euch Euer Benehmen gebührend zu verweisen. Demnach . . ."

„Demnach werdet Ihr es natürlich finden, wenn ich Euch gleich mit dem eigentlichen Zweck meines Kommens bekannt mache."

„Ich kenne ihn schon. Ihr seid nicht schwer zu durchschauen, Herr von Kalkhoun. Aber was Ihr von mir verlangen wollt, kann ich Euch nicht gewähren."

„Nicht?"

„Die Summen, welche einmal dem Euch wohlbekannten Zwecke gewidmet sind, müssen es bleiben; sie sind bestimmt, im glücklichsten Falle eine neue glorreiche Zukunft . . . doch, wem sage ich das!"

„Ich müßte also hiernach auf diesen Theil des väterlichen Nachlasses für ewige Zeiten verzichten?"

„Das müßt Ihr. Wenigstens müßt Ihr glauben, Dem sei so. Treten dann bessere Conjuncturen für Alle ein, ist es auch Euer Nutzen."

„O, sehr gut, Herr Benjamin Raule; sehr gut. Ich merke schon, wo das hinaus will; ich durchschaue dies etwas zu plump angelegte Spiel, dies Gewebe von Trug . . ."

„Nicht weiter, Herr! Kein Wort, das, wenn es einmal gesprochen, nicht wieder zurückzunehmen ist und Euch theuer zu stehen kommen könnte. Diese Warnung ertheile ich Euch, um Eures edlen Vaters

willen, der Euch aus seinem Herzen gerissen haben würde, hätte er je solche Worte von Euren Lippen vernommen."

Benjamin Raule sprach diese Worte mit so schmuckloser Würde, das sie dem jungen Manne unwillkürlich imponirten und dieser nichts darauf zu entgegnen wagte. Jener fuhr fort:

„Ich sagte Euch, was Ihr selbst zu wissen begehrtet. Aber die Sache, für die ich strebe, ist viel zu rein und lauter, als daß es ehrenvoll für sie sein könnte, Theilnehmer zu zählen, die ihr nicht mit Leib und Seele ergeben sind. Darum, Herr von Kalkhoun, betrachte ich Euch schon in diesem Augenblicke als aus unserer Gemeinschaft ausgeschieden. Das gemeinsame Vermögen darf ich nicht angreifen, um Euere Ansprüche zu befriedigen, aber ich bin selbst nicht ganz ohne Mittel und was ich besitze, will ich hergeben, um Euch auszukaufen, das ... Ich möchte Euch nicht gerne Bitterkeiten sagen und unser Geschäft ist ja wohl am Ende. Ihr werdet ausbezahlt, vollständig ausbezahlt."

„Und ich will Euch auch bezahlen für Euern Spott und Eure Bosheit, so vollwichtig bezahlen, daß Ihr meiner nicht sobald vergessen sollt."

Bleich vor Zorn verließ Herr von Kalkhoun den

Schiffahrts-Direktor und dieser begab sich in sein Arbeits-Kabinet, wo er bereits seinen jungen Sekretair, Cord Wessel, hinter einem mit Schriften und Büchern bedeckten Tisch antraf.

„Nun, mein Junge, was giebt es Neues? Hoffentlich irgend etwas Erfreuliches, um mich den Verdruß vergessen zu machen, den ich eben gehabt?"

„Herr von Kalkhoun ist gerade nicht der angenehmste Morgenbesuch."

„Ich werde noch heute Vorkehrungen treffen, ihn mir für immer vom Halse zu schaffen. Was giebt's?"

„Die von dem Herrn Admiral van Beveren eingesandten Rechnungen wegen Ausrüstung der Flotte. Sie sind bereits revidirt und harren Eurer Unterschrift."

„Gieb her. Was sonst?"

„Ein dringendes Schreiben von dem Handlungshause Grundtwig und Callissen in Kopenhägen; es steht jetzt an der Spitze jener Gesellschaft, die mit den Kolonisten von Tranquebar handelt. Sie erneuern ihren Antrag."

„Seine Durchlaucht will nicht darauf eingehen und bei genauerer Ueberlegung rathe ich auch nicht mehr dazu. Wir würden stets — selbst bei den besten Conjuncturen — von jenen Grossirern ab-

hängig bleiben, und das ist es, was der Herr Kurfürst gleich eingesehen hat. Brandenburg aber, wenn es wahrhaft groß werden soll, bedarf einer freien selbstständigen Bewegung zur See."

„Demnach also . . . .?"

„Wird der Inhalt des beregten Schreibens nicht weiter beachtet; antwortet höflich aber ablehnend."

„Solltet Ihr es indessen nicht noch einige Augenblicke überlegen? Der persönliche Vortheil . . . ."

„Ich suche keinen persönlichen Vortheil, so lange ich den allgemeinen fördern kann."

„Wahrlich, Herr, Ihr seid . . ."

„Ein treuer Diener meines Herrn."

„Ich werde unverzüglich nach Kopenhagen schreiben."

„Thu' das. Hast Du bei Frau Agneten angefragt?"

„Ja, Herr! Der Fieber-Anfall ist vorüber und sie bessert sich von Tag zu Tag. Nur ist sie in großer Besorgniß, wie mir ihre Dienerin sagt."

„Weshalb?"

„Des Juden wegen, Herr. Es ist noch immer keine Nachricht von ihm da."

„In der That, sein Verschwinden war seltsam."

„Hier in Euerm Hause ist er zuletzt gesehen. Er erkundigte sich angelegentlich nach dem Hoch-

bootsmann Nicolaus van Dören, hauptsächlich aber nach dem jungen Manne, den Ihr am heiligen Weihnachtsabend des verwichenen Jahres selbst für den Seedienst geworben habt, und als er vernahm, daß sie Berlin verlassen hätten, entfernte er sich schleunigst."

„Wir wollen es dem Schicksal anheim geben, was es thun will, um diese verworrenen Angelegenheiten aufzuklären. Sende einen Diener nach Frau Agnetens Wohnung, und lasse in meinem Namen fragen, ob und in welcher Stunde sie meinen Besuch entgegen nehmen kann."

Der Secretair ging hinaus, kam aber nach wenigen Augenblicken mit freudestrahlendem Gesichte zurück:

„Freude, Herr! Große Freude!"

„Was giebt's?"

„Botschaft von der Flotte!"

„Durch wen?"

„Herr Claaßen, der erste Lieutenant vom Admiralschiff steht draußen."

„Hierher mit ihm! Hierher!"

Der Lieutenant trat auf einen Wink des Secretairs ein:

„Sieg, Herr Raule! Sieg!"

„Was bringt Ihr? Redet schnell!"

„Dies Schreiben des Herrn Admirals und mündlich so viel frohe Kunde, als Ihr nur vernehmen mögt. Bereits im englischen Kanal stieß eines unserer Schiffe auf einen Spanier von fünfzig Kanonen und nahm ihn."

„Wem dankt Brandenburg diesen ersten Seesieg?"

„Zunächst Euerm Vetter, dem Commandeur Jakob Roberts. Er enterte jenen Spanier, der mit einer kostbaren Ladung von Antwerpen kam. Mir ward das Commando dieser Prise anvertraut."

„Euch? Von meinem Vetter?"

„Nein; nicht von ihm. Er schien es sogar ungern zu sehen, — wenn ich es sagen darf — daß der Herr Admiral mir dieses Amt übertrug."

„Ja, ja! Ich kenne meinen Herrn Vetter! — Vollendet Euern Bericht."

„Dem erhaltenen Befehle gemäß bin ich mit dem Schiffe nach Pillau gesegelt. Allein es hat einen so bedeutenden Tiefgang, daß es ohne besondere Vorkehrungen nicht in den Hafen zu bringen war. Nachdem ich diese angeordnet hatte, eilte ich hierher, um Euch Bericht zu erstatten."

„Danke Euch, Herr. Ich werde mich beeilen, Seine Kurfürstliche Durchlaucht davon in Kenntniß zu setzen. Nehmt Eure Wohnung in meinem

Hause und ruht einstweilen von der Reise aus; später sollt Ihr mir Alles ausführlich erzählen."

Der Kurfürst hatte den Bericht seines Schiffahrts-Direktors entgegen genommen; sein Auge leuchtete, die Freude röthete seine Wangen.

„Das war eine gute Nachricht, Raule. So ist denn der erste Schritt geschehen."

„Und der zweite wird folgen. Schon heute früh ging mir eine unbestimmte Weisung zu, als ob der hamburgische Senator Behrends, der hier seit einigen Tagen wieder verweilt, um scheinbar mit uns über einen Handels-Vertrag zu negociren, böse Nachrichten vom Hause empfangen hätte. Es soll vor der Elbe, wo unsere Schiffe stationiren, nicht Alles richtig sein."

„Und dann hätte Herr van Beveren uns keine Nachrichten zugesendet?"

„Es wäre nicht unmöglich, daß man hamburgischer Seits die für uns bestimmten Briefe aufgegriffen hätte. Herr van Beveren hat einige Kauffahrer unter holländischer Flagge angehalten, weil er vermuthete, daß diese Flagge von ihnen nur zum Schein geführt würde, um ihren eigentlichen Heimathsort zu verstecken. Und das soll sich bei der Untersuchung als gegründet erwiesen haben. Die

Briefe, welche dieses Gerücht bestätigen, fehlen, aber das Benehmen des hamburgischen Gesandten macht es mir wahrscheinlich, und wenn dem so ist, daß die Ladung der genommenen Schiffe und diese selbst in Hamburg zu Hause gehören, so lösen wir daraus keine üble Abschlagssumme auf die Kriegssteuer, die man uns schuldet."

„Das wäre ein glücklicher Wurf. Wenn wir gleich Anfangs über diese mächtige Stadt einen so entscheidenden Sieg erringen, daß wir sie unserm Willen dienstbar machen, so ist viel gewonnen. Es steht ja später bei uns, ob wir alle die Vortheile, die durch dies Ereigniß uns geboten werden, annehmen wollen oder nicht und etwas Großmuth von unserer Seite hat vielleicht zur Folge, daß eine der hartnäckigsten Gegnerinnen der brandenburgischen Flagge sich in eine Bundesgenossin verwandelt."

„Und würde, wenn sie es thäte, unzweifelhaft die sicherste Bürgin sein für die Herrschaft Eurer Seemacht, die eigentlich die Herrschaft Deutschlands zur See ist. Wenn Hamburg ernstlich wollte: Diese Stadt, nebst Lübeck und Bremen, Hand in Hand mit Euch und den übrigen deutschen Uferstaaten, die Euch dann nicht entgegen sein können und dürfen, dann wollte ich sehen . . . Aber, das ist ein weit-

aussehendes, vielleicht nie auszuführendes Project, denn, Durchlauchtigster Herr, die Umstände fügen es so, daß dort, wo man vom Handel die freiesten Ansichten erwarten sollte, sich oft die engherzigsten und beschränktesten finden."

Der dienstthuende Page trat ein und meldete, daß der Senator Johannes Behrends aus Hamburg im äußersten Vorgemache harre, um zu erfahren, zu welcher Stunde Seine Kurfürstliche Gnaden ihm eine Audienz gewähren würden, indem er sich eines Auftrages entledigen wolle, den er von dem hohen Senate der freien Reichs- und Hansestadt für Seine Kurfürstliche Durchlaucht empfangen habe.

„Eure Prophezeihung fängt schon an, sich theilweise zu erfüllen, Herr Raule," sagte lächelnd der Kurfürst. „Und da nun einmal das Glück an unsere Thüre pocht, wollen wir nicht zögern, es einzulassen, ehe es ungeduldig vorüber geht. — Eilt Euch also, Page, und bringt den Herrn Senator hierher."

Nach einigen Augenblicken trat Herr Johannes Behrends in das Gemach des Kurfürsten, augenscheinlich nicht besonders davon erbaut, den Schifffahrts-Direktor gegenwärtig zu finden, der ihn mit einer vielsagenden Beugung des Hauptes begrüßte.

Der Kurfürst redete den Eintretenden sogleich an:

„Nun, Herr Senator? Was habt Ihr zu melden? Beharrt die Stadt Hamburg bei ihrem Eigensinn, oder hat sie sich endlich entschlossen, dem Rechte genug zu thun?"

„Euer Kurfürstlichen Gnaden habe ich den ehrfurchtvollsten Respect des Rathes und der Bürgerschaft der freien und Hansestadt Hamburg pflichtschuldigst darzubringen und im Namen des hohen Senates zu erklären, daß ihm der Gedanke unerträglich sei, mit einem Fürsten in Hader zu leben, der von ganz Deutschland mit Recht als ein großer Herrscher und Kriegshauptmann verehrt wird. Derohalben Hamburg nach reiflicher Ueberlegung sich jetzt bewogen findet, die Forderungen Brandenburgs zu berücksichtigen, wenn es sich auch nicht von der Rechtmäßigkeit derselben hat überzeugen können."

„Verhüte Gott, Herr Abgesandter, daß ich irgend etwas beanspruchte, was mir nicht nach dem strengsten Rechte zukäme. Wenn Euere Stadt glaubt, mir den Beitrag zur Kriegssteuer, den ich von ihr fordere, nicht schuldig zu sein, so mag sie ihn behalten, bis ich die Ueberzeugung von der Rechtmäßigkeit meiner Forderung dargethan habe."

„Und das wird Euer Kurfürstlichen Gnaden nicht

schwer fallen," nahm Benjamin Raule das Wort, „sintemal Ihr den Hamburgern einige Boten an der Mündung der Elbe stationirt habt, die mit solcher Eindringlichkeit zu reden gewohnt sind, daß sie sie endlich verstehen müssen."

„Es ist nicht edelmüthig, gegen einen Mann Waffen zu führen, denen er für den Augenblick nicht gehörig die Spitze bieten kann!" entgegnete Herr Johannes Behrends mit einiger Aufwallung. „Nun ja denn, wir sind nicht gleichgültig dagegen, daß man uns das Fahrwasser der Elbe sperrt. Zwar sind wir nicht so ohnmächtig, als es Euch scheinen mag, und wir haben es öfter bewiesen, daß wir im Stande sind, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Aber der Kaufmann soll keinen Krieg führen, so lange er es irgend vermeiden kann. Seine Mission ist es, selbst mit einem schweren Opfer der Welt den Frieden zu erhalten."

„Das ist vernünftig gesprochen, Herr Senator, und ich hege die Hoffnung, Ihr werdet auch zu der Einsicht gelangen, daß, wenn der Handel gedeihen soll, die Straße von Meer zu Meer frei sein muß, und von den äußersten Enden des atlantischen Oceans bis zu der Küste der Ostsee ihm kein anderes Hinderniß in den Weg treten darf, als was menschliche

Kraft oder Gewandtheit nicht hinwegzuräumen im Stande ist. Keinen Augenblick würde ich anstehen, in der Hoffnung, Euch künftig solchen Ansichten geneigt zu wissen, Frieden mit Euch zu schließen, dürfte ich nur überzeugt sein, daß Ihr es ehrlich meint."

„Ich betheuere Ew. Kurfürstliche Durchlaucht..."

„Es ist — wenn ich auch gern Eurer Betheurung glauben möchte — noch nicht lange her, daß Ihr eine entgegengesetzte Gesinnung offenbartet; Ihr habt mit Dänemark und Schweden unterhandelt, aus keiner andern Ursache, als um gegen Brandenburg zu intriguiren. Es sind mir Mittheilungen über Unterredungen zugekommen, die Ihr mit den Agenten jener Mächte gehalten und die von einem ganz abweichenden Inhalte waren."

„Und ich weiß, von welcher Seite Euer Kurfürstliche Durchlaucht diese Mittheilung geworden ist," entgegnete der Senator mit einem Seitenblick auf Benjamin Raule. „Wir sind es von jeher gewohnt, gnädigster Herr, all unser Thun gemißdeutet zu sehen und müssen oft und herbe genug ungerechten Tadel erfahren. Wir sind eine einzelne Stadt mit einem Gebiete von wenigen Meilen, worauf ein betriebsames, friedfertiges Völkchen wohnt. Derohalben müssen wir suchen, mit den größten Mächten Europa's

in gutem Vernehmen zu bleiben. So verdenke man es uns auch nicht, wenn wir nach Möglichkeit uns Freunde zu erwerben und zu erhalten suchen."

„Und Brandenburg wird ein Freund Hamburgs sein, so lange Hamburg selbst will. Haltet Euch treu zu uns, Ihr Herren! Unser Adler ist doch Euer natürlicher Schirmherr, der in Frieden auf Euern Thürmen horstet. Mir genügt die von Euch überbrachte Botschaft, daß Euch endlich die bessere Erkenntniß gekommen ist; alles Uebrige macht mit meinem Schifffahrts-Direktor ab, der meine Intentionen vollständig kennt. Stellt Herrn Benjamin Raule zufrieden und unsere Schiffe werden alsobald die Mündung der Elbe verlassen."

Der Kurfürst winkte mit der Hand zum Abschiede und der Senator entfernte sich, von dem Schifffahrts-Direktor geleitet. Nachdem Beide einige frostig-höfliche Redensarten mitsammen gewechselt und den folgenden Tag zur vollständigen Regulirung der Angelegenheiten, welche die Aufhebung der Blokade zur Folge haben mußte, bestimmt hatten, verließ Herr Johannes Behrends, mit einem Seufzer über die unfreiwillig gemachten Concessionen, das kurfürstliche Schloß.

Unfern von demselben begegnete ihm der schwe-

dische Agent Lundblad, der von der veränderten Gesinnung des hamburgischen Senates bereits Kenntniß erhalten hatte, und dem Herrn Johannes Behrends seine Empfindlichkeit darüber nicht verbergen konnte.

„Was wollt Ihr?“ entgegnete dieser mürrisch. „Die Elbe ist die Pulsader unseres großen Handelskörpers; ist sie verstopft, stirbt er langsam dahin. Wenn Euch so sehr daran gelegen war, uns zum Bundesgenossen zu haben, hättet Ihr ein Mittel erfinden sollen, uns von den Brandenburgischen Kanonen zu befreien. Jetzt haben wir uns diese Erleichterung selbst verschafft, und wenn es nicht nach Euerm Sinne ist, so werden unsere armen Schonenfahrer es büßen müssen. Gott befohlen, Herr Agent.“

Zehntes Kapitel.

Meister Peters schielte durch die Thür der Werkstatt, als gerade ein Mann in's Haus trat und die Treppe hinauf ging:

„Frau! Frau!"

Diese kam eiligst aus der Küche herbei, denn ihr Eheherr schrie so laut, daß sie glaubte, es sei irgendwie große Gefahr vorhanden.

„Was giebt's, Mann?"

„Er ist die Treppe hinaufgegangen."

„Wer? Er?'

„Was das für Fragen sind! — Na, über solche Frau! Wen soll ich denn meinen? Ihn!"

„Was für'n Ihn?"

„Ihn! Den Mann von der Spreekante, der mir die Lehrjungen aus dem Spital stehlen läßt und sie dann zur See schickt."

„Du meinst den Herrn Schifffahrts-Direktor?"

Schifffahrts-Direktor! Kann sein."

„Ja, Seine Gnaden, Herr Benjamin Raule."

„Was? Seine Gnaden? Gnaden hin, Gnaden her! Seine Gnaden, wie Du ihn nennst, hat hier noch keine Stiefelsohle bestellt, aber mir schon eine ganze Schwelle abgetreten."

„Hast ja Dein täglich Brot, Vater. Gönne den andern Meistern auch etwas. Der Herr wird wohl zu Frau Agneten gegangen sein."

„Frau Agneta? Das ist die Frau mit den zehn ausländischen Worten, die sich seit Weihnachtabend nicht hat blicken lassen!"

„Die Aermste. Sie hat sehr krank darnieder gelegen und das ist der erste Besuch, der ihr, seit ihrem Siechthum zu Theil wird."

„Das kommt davon, wenn man Leute in's Haus nimmt, die man nicht kennt. Krank! Ist meine Erkerstube dazu da, daß fremde Weiber darin krank werden sollen? Hätte können das Haus, die Straße, die ganze Stadt anstecken mit ihrer ausländischen Krankheit. Hat gewaltig mit dem Kopf geschüttelt und nie mit der Sprache recht heraus wollen, der Herr Doktor Siboldius, oder wie er heißt, und ist doch ein so gelehrter Herr."

„Eben drum, Vater. Die Gelehrten sind oft auch

die Verkehrten und ich will lieber meine einfachen Hausmittel gebrauchen, wenn ich krank bin, als die lateinische Medizin des Herrn Doktors, für die ich noch obenein so viel Geld bezahlen muß. Mein Kamillentrank hat bei dem Allen doch das Beste gethan, und meine Suppen sollen sie vollends auf die Beine bringen."

„Wenn Du nur in der Küche hanthieren und Topf und Tiegel Kopf oben, Kopf unten werfen kannst. — Was, zum Henker, ist das wieder für ein Gepolter an der Thür? Frau! Komm hierher! Frau! Sieh' einmal! Ist das nicht . . .?"

„Der alte Moses!"

„Der Jude mit dem Zwickelbart! — Daß es mir nur der Hans nicht hört, sonst rebellirt er wieder gegen den eigenen Vater."

„Der Gott meiner Väter sei gepriesen dafür, daß ich bin gekommen bis hierher!" sagte Moses und blieb auf seinem Stocke gelehnt stehen, um Athem zu schöpfen. „Was is mir alten Mann geworden der Weg sauer."

„Was will der Jude? Jude, was wollt Ihr?"

„Bitte Euch, lieber Herr, wir kennen uns ja schon so lange, darum seid nicht hart mit einem alten Manne, der viele Bekümmerniß in seinem Herzen

trägt. Habt Geduld mit mir, bis ich schöpfe Luft! Meine Brust schmerzt."

„Was ist das für eine Stimme?" rief es aus der Werkstatt, und gleich darauf kam Hans, Leisten und Pfriem bei Seite werfend, herausgesprungen. „Moses, lieber Moses! Ich dachte es gleich, daß es Deine Stimme sei. Wo kommst Du her? Wo bist Du gewesen? Du warst so plötzlich verschwunden."

„Da haben wir's!" brummte der Alte und schob verdrießlich die Mütze von einem Ohr zum andern. Willst Du gleich in der Werkstatt bleiben!"

„Laßt mich doch den alten Freund begrüßen, Vater!"

„Alles geht drüber und drunter! Wer hat Dich gerufen?"

„Ich bringe es Euch wieder ein, Vater, und arbeite dafür nach Feierabend. Nun, Moses?"

„Ihr seid ein guter, junger Mensch, der nich hat die Liebe vergessen, die ich ihm habe erzeigen können. Aber fragt mich nich jetzt, nich heute. Ich kann Euch nich Rede stehen, mein Geschäft is wichtig."

„Ich will nichts weiter fragen."

„Sagt mir, wohnt noch in Euerm Hause Frau Agneta?"

„Ja, Moses, sie ist oben."

„So laßt mich gleich hinauf. Und als Ihr wollt mir eine Liebe erweisen, helft mir steigen die Treppe. Ich bin geworden schwach. — So! — Ich danke Euch. — Das helft! — Langsam, junger Mann — laßt mich ruhen einen Augenblick — das ist Alles die Folge von den Mißhandlungen, welche ich habe ertragen. — Was macht Frau Agneta? Was werde ich hören von ihr?"

„Sie ist bereits in voller Genesung."

„Is sie? Is sie in Genesung? Sie is also gewesen krank? Seid von der Güte und erzählt es mir."

Der Jude war mit seinem Führer hinter dem Treppengeländer verschwunden.

Meister Peters warf seine Mütze an die Erde und stampfte mit dem Fuße:

„So lasse der Teufel es donnern!"

„Du donnerst ja schon allein genug, Vater! — Sei lieber fein still, damit der Hans oben Alles mit anhören und es Dir nachher wieder erzählen kann. Geh hinein. Die Gesellen sind Alle von den Schemeln und der Stoffel guckte eben neugierig durch die Thürspalte. Setze Dich still hin, als ob nichts vorgefallen wäre, sonst giebt es wieder wunders viel unnützes Gerede."

Und Meister Peters ging hinein in die Werk-

statt, setzte sich an seinen Platz und schnitt eifrig zu, öfters hinhorchend, ob nicht Jemand die Treppe herabkäme, damit er einen Vorwand hätte, wieder hinauszugehen.

Aber er hörte Niemand, denn Herr Benjamin Raule, der den Juden mit sich genommen, hatte sich still entfernt und als Hans wieder eintrat, konnte er seinem Vater nur zuflüstern, daß er nichts von dem gehört habe, was in der Erkerstube verhandelt worden, da Alle nur leise geflüstert hätten.

Zwei Stunden lang hatten Benjamin Raule und der Jude in der Arbeitsstube des Erstern einander gegenüber gesessen und Moses hatte mit der größten Ausführlichkeit erzählt, was ihm seit seiner Abreise aus Berlin bis zu seiner Rückkehr begegnet sei.

„Deine Erzählung trägt den Stempel der Wahrheit, Moses; ich glaube Dir Alles."

„Ihr dürft es glauben; ich schwöre Euch bei dem Gotte meiner Väter, daß ich habe gesprochen die Wahrheit."

„Und warum kamst Du nicht zu mir und sagtest: „Mann, ich habe Dein Kind, Deinen Sohn gefunden? Leicht wäre es mir geworden, ihn zurückzuholen."

„Weil ich wollte die rechte, volle Gewißheit; weil

ich nich wollte sagen, Du hast einen Sohn da und da. Er is dort oder dort hingelaufen, ich weiß selbst nich wo, nun suche ihn, wie Du hast ihn gesucht sein Lebelang. Nein, ich wollte ihn selbst bringen und sagen: Schau auf, Mann! Das da is Dein Kind, Dein Sohn! Der Fluch Gesina's is von Dir genommen; schließ ihn an Dein Herz und sei fröhlich."

„Der Fluch ist noch nicht gelöst. So nahe dem Glücke, wird es mir wieder weit entrückt. Das ist mein finsteres Geschick."

„Nich doch, lieber Herr! Verzeiht, daß ich wollt'n Rath geben einem so klugen und gewaltigen Mann. Aber ich meine, der Knabe is auf Euern Schiffen; Ihr wißt, wo Eure Schiffe sind und Ihr dürft nur einen Befehl erlassen, daß Euch das Kind wird zurückgeschickt mit der ersten sichern Gelegenheit."

„Der Bote, der den Befehl überbrächte, könnte noch so eilig sein, er käme doch . . . . Ich gerathe in ein Labyrinth von Gedanken. Was hast Du mir von Deinem Aufenthalt am Schiffe erzählt? Wenn Gefahr um ihn lauerte! — Wiederhole mir jene Ereignisse noch einmal, soweit sie Deine Person betreffen! Sprich, Moses."

„Ich habe erzählt von den Mißhandlungen, die

ich habe erduldet, von dem Arzte, der mich gepflegt, von .. was weiß ich? Laßt doch nur diese Dinge liegen und bedenkt das Wichtige. Ueberlegt, wo Euer Kind is, und daß Ihr es nich eilig genug zurückfordern könnt."

„Roberts! — Ich muß Dir gegenüber erröthen, Moses, um seinetwillen. Aber, Du sollst nichts verlieren, Du sollst . . . ."

„Ich sagte Euch schon ein Mal, es is nich von mir die Rede! Als ich bin in Holland gelandet, kam ich bald nach Amsterdam und dort haben meine Glaubensgenossen für mich gesorgt. Denkt nich an mich, sondern an Euern Sohn. Un nun laßt mich gehen und mir die Herberge suchen; morgen stehe ich wieder zu Euren Diensten."

Benjamin Raule zog die Klingel; sein Secretair trat ein:

„Nimm diesen Mann mit Dir, mein Junge. Er hat mir neuerdings einen wichtigen Dienst geleistet, darum laß ihn Dir wohl empfohlen sein. Sorge für alle seine Bedürfnisse und kehre dann zu mir zurück; ich habe viel mit Dir zu reden. Morgen vor Tagesanbruch mußt Du Berlin verlassen."

„Ihr schickt mich geradezu in den keimenden, sprossenden Frühling hinein, Herr, und ich danke Euch

dafür, daß Ihr meinen Neigungen schmeichelt. — Komm, Alter, Du sollst mit mir zufrieden sein. — In einer Viertelstunde bin ich wieder bei Euch, Herr."

Der Secretair und der Jude gingen hinaus.

Mit großen Schritten ging Benjamin Raule in dem Gemache auf und ab. Vorher, in der Gegenwart des Juden, hatte er mühsam an sich gehalten; jetzt, allein, brachen sich die bisher zurückgedrängten Empfindungen gewaltsam Bahn, seine Gedanken flogen wild durcheinander, herüber und hinüber, und unwillkürlich that er sie durch einzelne Ausrufungen und Worte kund:

„Jakob ist zu Allem fähig . . . Ich kenne seinen Geiz und seine Habsucht . . . Das arme Kind . . . Was mag es leiden unter seiner tyrannischen Herrschaft . . . Und welche Pläne schmiedet er überhaupt . . . Alle Papiere verbrannt . . . Alle . . . Auch das Dokument mit ihrer Unterschrift . . . Das ist Gesina's Fluch . . . Oder . . . Nein, nein . . . der Jude lügt nicht; er ist erprobt . . . Er soll nach Frankfurt . . . Er soll, — es koste, was es wolle, gleichviel . . . Ich wollte dem Vetter Alles lassen . . . Für ihn, für seine Kinder sorgte ich unablässig . . . Und nun . . . Gut . . . Du bist aus meinem Herzen gestrichen . . . Du und sie . . . Enterbt für

immer . . . Ich habe ein Kind, einen Sohn . . . Ich weiß noch nicht, wann ich ihn in meine Arme schließen werde . . . Aber ich habe ihn doch, er ist mein . . . Wehe Dir, Jakob, wenn Du mir ein Haar auf seinem Haupte krümmst . . . Und wenn ich ihn nun wieder habe . . . Ich habe nichts gespart . . . Ich war kein guter Wirth . . . Auf Nichts habe ich geachtet . . . Alles habe ich verschenkt . . . Aber er soll seine Bosheit empfinden . . . Ich will nichts mehr geben . . . Ich will Alles zusammensparen für meinen Sohn . . . Der Aermste, er hatte keine Jugend . . . Er ist aufgewachsen wie ein Bettelbube . . . Mangel, Sorge und Vaterhaß sind sein mütterliches Erbtheil . . . Das muß ich ihm vergüten, ersetzen . . . Roberts! Roberts! Wenn Du ihn mir . . . Ich will das ändern . . . Ich will es gleich ändern . . . Und dann . . ."

Er saß an seinem Schreibtische und schrieb emsig. Seine Gedanken waren so eifrig bei der Arbeit, daß er nicht merkte, wie sein Sekretair längst eingetreten war. Endlich legte er die Feder hin und seufzte tief auf.

„Nun, Herr, das muß wahr sein, so eifrig als jetzt habe ich Euch noch nicht mit meinem Handwerkszeuge arbeiten sehen. Das ist betrübt für mich,

denn sobald Ihr es in der Schreiberei zu solcher Fertigkeit gebracht habt, werdet Ihr mich meines Amtes entlassen."

Der Secretair hielt plötzlich inne, denn er hatte seinen Herrn näher in's Auge gefaßt und dessen große Aufregung bemerkt:

„Verzeiht mir! Ich sah nicht .... Ihr habt Kummer, edler Herr?"

„Komm hierher, mein Junge," unterbrach Benjamin Raule seinen Secretair. „Hier ist ein Befehl, durch welchen der Capitain der Fregatte „Kurprinz" Herr Commandeur Jakob Roberts Befehl erhält, den am Bord seines Schiffes befindlichen Bootsmannsjungen Gottlieb Schwalbe sofort seines Dienstes zu entlassen und denselben an den Admiral van Beveren abzuliefern. Fertige das eiligst aus."

„Es soll geschehen."

„Dann ist hier ein zweiter Befehl an den Admiral van Beveren. Er soll sich, auf Grund der vorigen Order, von dem Commandeur Jakob Roberts sofort den Bootsmannsjungen Gottlieb Schwalbe erbitten, und ihn auf sein Schiff hinüber nehmen; er soll ihn gut halten und ihm väterlichen Schutz angedeihen lassen. Dies Letztere sei nicht mein Befehl, sondern der dringende Wunsch eines Freundes, für dessen

Erfüllung ich so dankbar sein würde, wie es irgend in meinen Kräften steht. Sobald es möglich ist, daß Du das Admiralschiff erreichst, soll er Dir den Knaben übergeben. — Hast Du Dir das wohl gemerkt, mein Junge?"

„Ganz genau."

„Ein dritter Befehl, ebenfalls an den Herrn Admiral van Beveren gerichtet, ruft die beiden Fregatten „Kurprinz" und „Dorothea" von ihrer Station ab. Der Admiral hat ihnen anzudeuten, daß sie, sie mögen sich befinden, wo sie wollen, und sich beschäftigen, womit es immer sei, ihren Cours nach der Nordsee zu setzen und die Elbe einzulaufen haben. — Merke Dir das wohl."

„Ihr könnt Euch darauf verlassen."

„Außerdem fertigst Du für die Capitaine der beiden Fregatten, Jakob Roberts und Blonk, noch besonders zwei Instructionen aus, worin diesen anbefohlen wird, sogleich nach ihrer Ankunft in Glückstadt dem ältesten Offizier das Commando zu übertragen und sich ohne den geringsten Verzug nach Berlin zu begeben. — Du hast mich verstanden?"

„Vollkommen."

„So eile Dich und fertige die Papiere aus; ich kann die Zeit nicht erwarten, sie zu unterzeichnen.

Rasch, mein Junge, und sei bereit, sogleich abzureisen."

Benjamin Raule war wieder allein und fiel in sein früheres Nachsinnen zurück:

„Nun ist die Reihe an mich . . . Jetzt gilt es, für mich zu sorgen . . . Bisher, Friedrich Wilhelm, war ich nur da, um Deinetwillen . . . Deinen Zwecken habe ich gedient . . . Deines Landes Bestes gefördert . . . Jetzt will ich für mich sorgen, und Du sollst mir darin beistehen . . . Ein goldenes Paradies will ich erbauen, und mein Sohn soll darin König sein . . . Ich habe einen Sohn, — einen Sohn . . . Meine Augen feuchten sich und der alte Fluch löst sich vom Herzen . . . O, mein Gott . . . Frieden, Herzensfrieden . . . Endlich . . . Nach so langen Jahren des Kampfes . . . der Mühe und der Sorge . . ."

Es wurde allmählig dunkel. Benjamin Raule hatte sich in seinen Sessel geworfen und über Vergangenheit und Zukunft brütend, vergaß er die Gegenwart. Plötzlich flog ein blendender Schein durch das Gemach und er sprang auf. Ein Bedienter trat mit brennenden Kerzen ein und entfernte sich. Gleich darauf erschien der Secretair, mehrere Papiere in der Hand.

„Alles ist bereit."

„Gut, mein Junge. Ich danke Dir, daß Du mich störtest; ein finsterer Geist des Trübsinns hatte sich meiner bemächtigt, und machte mich zum wesenlosen Träumer. Lies jetzt."

Der Secretair las die von ihm entworfenen Depeschen und Benjamin Raule hörte ihn mit der gespanntesten Aufmerksamkeit an:

„Das ist gut so. Kein Wort zu viel und kein Wort zu wenig. Du bist ein tüchtiger Arbeiter. Ich will sogleich unterzeichnen."

„Und nun, Herr?"

„Nun, mein Junge, sind diese Depeschen ohne Zeitverlust zu expediren. Und damit ich ruhig sein kann, daß sie gewiß in die rechten Hände gelangen, wirst Du selbst damit abgehen. Deine Instruction ist bereit, dabei liegt eine Vollmacht, die Dir gestattet, in meinem Namen handelnd aufzutreten. Den Inhalt jener Briefe kennst Du, es bedarf also keiner weitern Vereinbarung zwischen uns. Reise Tag und Nacht, bis Du den Ort erreichst, von welchem aus wir zuletzt Nachrichten von der Anwesenheit unserer Flotte empfangen haben. Dort forsche weiter nach und setze Deinen Weg fort zu Wasser und zu Lande, bis Du Dein Ziel erreicht hast. Ist der Knabe in

Deinen Händen, so eile mit ihm hierher, ohne den geringsten Zeitverlust. Wo ist der Jude?"

„Ich habe ihn in meiner Wohnung untergebracht."

„Gut. Hier ist Reisegeld. Spare nichts, sondern gieb mit vollen Händen, wo es Dir nöthig scheint, nur erreiche bald und glücklich Dein Ziel."

Zwei Stunden später bestieg der fröhliche junge Mann sein Pferd und ritt durch die finstern Straßen dem Thore zu; die Ungeduld seines Herrn hatte ihm nicht Zeit gelassen, den Anbruch des Tages abzuwarten.

Benjamin Raule war, am Abend desselben Tages, an seinen Arbeitstisch getreten. Er öffnete ein geheimes Schubfach und nahm ein ziemlich starkes, aber sauber geschriebenes Heft hervor:

„Hier ist das längst vorbereitete Werk! Ich habe es mit allem Fleiße entworfen und mir dadurch den Ruhm der Unsterblichkeit gesichert. Wenn einst dieses Brandenburg seinen Herrscherarm jenseits der Meere über weite Flächen jener Länder ausstreckt, die jetzt noch den Völkern Europa's fast unbekannt, wie eine ferne, fabelhafte Welt vor unserer Phantasie stehen, dann wird es heißen: Das hat Benjamin Raule geschaffen! Ja, er erschafft es, aber nicht für Euch allein, nicht für sich; er erschafft es für ihn, der um mei-

netwillen seit seiner Geburt mit Schmach bedeckt war, auf dessen unschuldigem Haupte der Fluch ruhte von dem Augenblicke an, da er das Licht der Welt erblickte."

Er verbarg die Schrift sorgsam und warf den Mantel um sich.

„An's Werk, Raule, an's Werk! Noch heute Abend muß diese Schrift dem Kurfürsten eingehändigt werden, ich verliere keine Stunde mehr unnütz. Wie sie sich schütteln werden, die alten Perrücken, wenn plötzlich dieser neue Gedanke wie ein Blitz vor ihnen niederschlägt und zündet. — Glück auf, Ihr Herren, Ihr habt mir den Kampf zuerst angeboten; sehen wir jetzt, wer als Sieger aus demselben hervorgeht!"

Eilftes Kapitel.

Mit einem gewaltigen Ruck hatten die beiden Fregatten „Kurprinz" und „Dorothea" sich getrennt. Gottlieb Schwalbe, der glücklich festen Fuß auf dem Bugspriet des letztern Schiffes gefaßt hatte, schob sich längs den Laufstagen nach innen und langte auf der Vorderschanze an, als die äußern Umrisse des „Kurprinz", an dessen Bord Jakob Roberts alle Teufel und Donnerwetter auf das ungeschickte Steuern herabfluchte, mit der Nacht in Eins verschwammen.

„Wer, zum Donner, kommt da noch hintendrein gehinkt, nachdem schon alle Mannschaft binnen Bord ist?" rief ihm eine Stimme entgegen. „Halloh! Wer ist da?"

„Ich!"

„Ich? Das ist eine verflucht naseweise Antwort. Ich! Hast keinen Namen? Wer bist Du?"

„Gottlieb Schwalbe, Deckläufer und Bootsmannsjunge am Bord der Fregatte „Kurprinz."

„Was ist das? Vom Bord des ... Hollah! Laterne her! Laßt uns sehen, wen wir hier haben."

Laternen wurden gebracht und bald sah sich Gottlieb Schwalbe von einem Kreise neugieriger Matrosen umdrängt, darunter der Hochbootsmann der „Dorothea", der den neuen Ankömmling mit besonderer Aufmerksamkeit betrachtete.

„Von Roberts Schiff bist Du herübergekommen, sagst Du? Hält Meister Nicolaus van Dören so schlechte Mannszucht, daß ihm seine Kabelgats-Gehülfen mitten auf hoher See desertiren? Wenn ich Dich nicht deutlich vor mir stehen sähe, könnte ich es nicht glauben. Wie ist es zugegangen, daß Du hier an Bord gekommen bist?"

Die Wahrheit zu gestehen, wußte es Gottlieb Schwalbe selbst nicht. Er hatte blindlings die Befehle seines Offiziers befolgt, und war dadurch auf das fremde Bugspriet gerathen. Daß Nicolaus van Dören dies nur angeordnet hatte, um ihn der Gewalt seiner Tyrannen zu entziehen, und vor der Vollstreckung eines mehr als grausamen Urtheils zu schützen, hatte er wohl begriffen; aber das wagte

er nicht zu sagen, und deshalb schwieg er unentschlossen.

„Nun? Ist Dir das Maul zugefroren? Dann haben wir am Bord ein gutes Mittel, um es aufzuthauen. Bringt die Katze."

„Ach nein, lieber Herr, schlagt mich nicht; nur jetzt nicht! Ich bin ja so zerstoßen von diesem Ritte auf Euerm Bugspriet, daß ich mich kaum auf den Füßen halten kann."

„Nun, jammere nur nicht so gottserbärmlich, oder flenne gar, wie ein altes Weib. Kurz denn, wie bist Du hierher gekommen?"

„Ach, Herr, werdet nur nicht böse, wenn ich es nicht so erzählen kann, wie ich sollte, damit Ihr es verstehen könntet. Ich bin erst gar kurze Zeit im Schiffsdienst und habe noch zu wenig davon gelernt. Herr Nicolaus van Dören hatte mich mit sich hinaus genommen, um ihm klariren zu helfen. Auf einmal schwankte es unter unsern Füßen, und er rief mir zu, nach einem Tau zu greifen, das über mir hing. Ich that's, ohne daß ich vor Furcht und Angst sehen konnte, wohin ich griff. In demselben Augenblicke ging das Bugspriet unter meinen Füßen weg, und ich hörte den Ausruf: „Mann über Bord!" Da palmte ich mich in der Todesangst an dem Tau

weiter, das ich mit beiden Händen festhielt und saß auf Euerm Bugspriet. So bin ich hergekommen."

„Das ist lustig genug. Bei alledem muß ich die Meldung nach dem Halbdeck machen. Nehmt den Jungen hinunter und gebt ihm einen Zwieback mit einem Schluck."

Der älteste Kochsmaat der „Dorothea" bemächtigte sich des jugendlichen Gastes, der so plötzlich und unerwartet mitten in der Nacht auf dem Verdecke erschien, und führte ihn in die Combüse, wo er ihn nach Möglichkeit speiste und ihm dann rieth, seine Sorgen einstweilen an diesem behaglichen Orte zu verschlafen, ein Rath, der von Gottlieb Schwalbe buchstäblich befolgt wurde.

Die Meldung auf dem Halbdecke war gemacht, aber Capitain Blonk, der selbst die Wache kommandirte, hatte aus Aerger über das Zusammenrennen der beiden Schiffe, einige Züge mehr als gewöhnlich aus seiner Geneverkanne gethan und achtete nicht sonderlich auf das, was sein Hochbootsmann ihm sagte, sondern befahl ihm ziemlich barsch, morgen bei Zeiten wiederzukommen und ihn in seiner innern Beschaulichkeit nicht zu stören.

Die Sonne stieg aus der dunkelgrünen See empor und warf ihren Purpurmantel über die schäu-

menden Wogen. Auf dem Verdecke der „Dorothea" herrschte eine augenblickliche lebhaftere Bewegung, denn die Stunde der Deckwaschung hatte begonnen, und dieses ist auf einem deutschen Schiffe, das sich nach holländischen Mustern bildet, ein Gegenstand von der allergrößten Wichtigkeit.

Bald darauf kehrte die gewohnte Ruhe zurück, welche am Bord der Schiffe, die unter tropischen Breiten segeln, gewöhnlich nach der Stunde des Deckwaschens herrscht und die Kochsmaaten eilten nach der Combüse, um Feuer anzumachen, und ihrem Herrn und Meister die Stätte zu bereiten. Dieser Lermen schreckte Gottlieb Schwalbe aus seinem Schlummer auf und noch verschlafen, halb neugierig, halb furchtsam, steckte er den Kopf in die frische Morgenluft hinaus.

Auf der Ankerspille saß einer der Matrosen, der sich vergebens damit abmühte, die Sohle, welche sich von seinem Schuh abgetrennt hatte, wieder zu befestigen. Sein Aerger nahm mit jeder Minute zu, denn so oft er einen vergeblichen Versuch gemacht hatte, wurde er dafür von seinen umstehenden Kameraden mit lautem Gelächter begrüßt.

Gottlieb Schwalbe war auch herbeigekommen und sah kopfschüttelnd auf das Hanthieren des Bönhasen:

„So geht's nicht! Das hält nun und im Leben nicht!"

„He? Was ist das? Wer bist Du?"

„Was für ein Gesicht! Wo kommt es her?"

„Gott steh uns bei! Ich glaube, es spukt am hellen Tage."

Es war ein anderes Wachtsvolk, welches von dem Ereignisse der Nacht nichts wußte.

Da eilte der Kochsmaat, der Gottlieb Schwalbe in Schutz genommen hatte, herbei und erzählte das stattgehabte Abentheuer.

„So! So!" sagte Einer. „Da haben wir einen Mann mehr zur Frühback. Ich hoffe, er wird keinen unausfüllbaren Schlund haben, bevor ihm nicht seine Ration zugewiesen ist."

„Mich dünkt," rief ein Anderer, „er thäte besser, dahin zu laufen, wo die Morgengrütze für ihn mitgekocht wird."

Mit diesen Worten deutete er nach dem Luf, wo die Fregatte der „Kurprinz" in weiter Ferne gesehen ward.

„Ihr guten Leute," sprach Gottlieb Schwalbe, „ich will Euch Eure Mahlzeiten nicht verkümmern. Ich brauche nur sehr wenig und es findet sich wohl Jemand, der mir einen Mund voll Brod und einen

Trunk Wasser reicht, bis ich wieder an Bord meines Schiffes zurückkehren kann."

Er sagte das mit lachendem Munde, aber innerlich schauerte er bei dem Gedanken, er könne wieder an Bord des „Kurprinz" zurückgebracht und dort mit der Hand an den großen Mast genagelt werden.

„Wird lange dauern!" fiel der Quartiersmann der Wache ein.

„Dies glaube ich auch und bis dahin, denke ich, Ihr behandelt mich gut. Will's Euch mit tausend Gotteslohn vergelten und mit so vielen Diensten, als ich nur zu leisten im Stande bin."

Bei diesen Worten horchte der Matrose auf, der noch immer nicht mit seinem Schuh zu Stande gekommen war. Er sah Gottlieb Schwalbe von oben bis unten an und fragte hastig:

„Dienste willst Du leisten? Uns leisten? Hast Du denn etwas gelernt?"

„Das sollt' ich meinen! Laßt mich mit Euch den Anfang machen. Gebt mir Euern Schuh her. Das Werkzeug ist wohl nicht sonderlich viel nütze, aber es wird schon gehen."

Mit den Worten hatte Gottlieb Schwalbe dem Matrosen Schuh und Werkzeug aus der Hand ge-

nommen und schusterte nun so herzhaft darauf los, daß Alle ihn mit Erstaunen angafften.

„Da habt Ihr Euern Schuh! Ihr seht, es ist Alles in Ordnung. Seid Ihr mit der Arbeit zufrieden, so bezahlt sie mir mit einer Kelle voll Grütze zum Frühstück. Giebt's noch mehr zu verdienen? Bringt mir alle kranken Schuhe hierher, die im Schiffe sind."

„Allstunds, mein Junge!" riefen Mehrere und bald darauf lag ein Berg von zerrissenen Schuhen und Stiefeln nebst altem Leder und andern Utensilien um Gottlieb Schwalbe aufgehäuft, der sich auf der Vorderluke einrichtete, und seine Arbeit unter Lachen und Scherzen begann. Als die Frühstücksglocke geläutet wurde, kamen die Matrosen, denen Gottlieb Schwalbe entweder Hülfe geleistet hatte, oder solche, die noch Beistand von ihm erwarteten, mit ihren Krügen und Schüsseln und reichten ihm einen Theil ihres Frühstücks.

„Da habe ich Essen und Trinken für volle vierzehn Tage!" rief Gottlieb Schwalbe fröhlich. „Nun soll's tüchtig darüber hergehen und Ihr werdet sehen . . ."

Plötzlich schwieg er still, denn er fühlte seine Schulter von einem spanischen Rohr empfindlich be-

rührt, und sah, erschrocken aufspringend, den Capitain Blonk vor sich stehen, der von dem hinzutretenden Hochbootsmann die nöthige Auskunft erhielt.

„Bist Du der Junge, der heute Nacht von Robert's Bugspriet auf das meinige gefallen ist?"

„Ja, gestrenger Herr Capitain, der bin ich, mit Euer Gnaden Genehmhaltung."

„Halt's Maul. Wenn Du es in Wahrheit bist, so bleibst Du es auch, mit oder ohne meine Genehmhaltung. — Bis sich denn also eine Gelegenheit findet, Deinem zugeschworenen Schiffe näher zu kommen . . . ."

Gottlieb Schwalbe erbebte bei diesen Worten.

„. . . . und Dich wieder abzuliefern, will ich gestatten, daß Du hier am Bord bleibst und die übliche Verköstigung erhältst. Rechne aber darauf, daß Du von früh bis spät, durch Aufmerksamkeit und Fleiß Dich dieser Gnade werth erzeigst und keinerlei Ursache zur Klage giebst."

„Gewiß nicht, gestrenger Herr Capitain. Ich will Alles thun, was ich kann und mit diesen Kleinigkeiten da habe ich schon angefangen, um meinen guten Willen zu zeigen."

Blonk sah die Menge von alten Schuhen, die

um Gottlieb Schwalbe aufgehäuft waren, und rief lachend:

„Verstehst Du das?"

„Habe das Schusterhandwerk so halb und halb gelernt, gestrenger Herr Capitain, als ich in Frankfurt an der Oder und in Berlin war. Damals dachte ich freilich nicht, daß ich ein Mal Schuhflicker sein sollte auf offener See."

„Raisonnire nicht, Junge!"

„Nein, gestrenger Herr Capitain."

„In der Kajüte giebt's auch solches Zeug zu thun, und . . . He, Hollah! Was ist da?"

Der zweite Steuermann war herangetreten und den Hut in der Hand entgegnete er:

„Ein Segler!"

„Wo?"

„In unserm Lee. Wenn es Euch gefällt, nach dem Halbdeck zu kommen, so könnt Ihr ihn deutlich sehen."

„Ich komme!" entgegnete Blonk rasch, und folgte seinem Offizier, der den Platz bezeichnete, von welchem aus der fremde Segler am deutlichsten zu sehen war.

Gottlieb Schwalbe wurde bleich.

„Ein Segler? Ach Gott, das ist gewiß der „Kur-

prinz." Nun wird der Herr Commandeur mich zurückverlangen, der Capitain wird mich ausliefern, und mir wird doch die Hand an den Mast genagelt."

Das Letzte hatte er unverständlich vor sich hingemurmelt.

„Schwatze nicht dummes Zeug!" unterbrach ihn der Matrose, der sich vorhin mit der Ausübung des Schusterhandwerks vergeblich abgemüht hatte. Hast mir vorhin einen neuen Fleck auf den alten Schuh gesetzt, wofür ich Dir Trost zusprechen will, wenn Du welchen nöthig hast. Der „Kurprinz" ist weit ab in unserm Luf und kaum noch zu sehen. Der kommt Dir sobald nicht wieder zu nahe."

„Ist das gewiß?"

„Ich sage es Dir ja, dummer Junge. Der Kreuzer im Lee ist ein Anderer und da es hierherum keine Brandenburger weiter giebt, so ist's vielleicht eine fette Prise . . ."

Der Matrose schnalzte mit der Zunge, um dadurch seine Sympathie für fette Prisen auszudrücken.

Gottlieb Schwalbe blieb gleichgültig.

„Eine fette Prise, sage ich," fuhr der Matrose fort, Gottlieb Schwalbe einen Puff gebend, wahrscheinlich um den bei ihm noch schlummernden

Enthusiasmus für fette Prisen zu wecken. „Vielleicht ist's auch ein Pirat."

„Pirat?"

„Ja, ein Pirat. Bis auf das Schuhflicken bist Du doch entsetzlich einfältig. Ein Pirat, das will sagen, ein Seeräuber."

„Ein Seeräuber!" rief Gottlieb Schwalbe und warf sein Geräth bei Seite, indem er aufsprang. „Ein Seeräuber, von dem mir mein alter Hochbootsmann erzählt, daß es solche Canaillen sind, die die See eben so unsicher machen, wie die Strolche das feste Land? Oho! Der soll nur kommen!"

„Na, Großmaul! Du wirst ihm wohl das Genick ganz allein umdrehen."

„Nein, ich nicht. Ihr irrt Euch; großthun ist nicht meine Sache. Aber mit Allen zusammen, will ich schon meine Schuldigkeit thun. Ist's ein Seeräuber, so will ich Euch zeigen, daß ich auch noch zu etwas Anderem gut bin, als Schuhe zu flicken."

„Halt's Maul, Junge, und geh' an Deine Arbeit."

„Gleich, wenn Ihr's wünscht!" entgegnete wieder eingeschüchtert Gottlieb Schwalbe, und nahm seine Arbeit zur Hand; aber je zuweilen sah er doch über diese hinweg auf die See hinaus, ob er nicht

irgendwo den Segler erspähen könnte, der als ein muthmaßlicher Pirat angekündigt war.

Der Segler im Lee war unterdessen der Gegenstand der aufmerksamsten Beobachtung Seitens der Halbdecks-Offiziere gewesen und Blonk hatte seine Manöver gleich damit begonnen, daß er den Befehl gab, bedeutend nach Lee abzuhalten, um den Cours des fremden Seglers zu kreuzen.

„Hat mir eine verdammt gute Prise im Kanal weggenommen, der Roberts," brummte Blonk vor sich hin, „die mir nichts eingebracht hat, als fünfhundert spanische Thaler, während er selbst die goldne Beute vorweg hatte. Diesmal gebe ich mir Revange und das mit dreifach größerm Rechte, denn er ist weit und breit nicht zu sehen, während ich dicht hinter ihm in sein Kielwasser steuerte. — He! Hollah! Strafft die Bramsegel und haltet scharf hinter ihm her! Wie steht's nach Eurer Ansicht, Steuermann?"

„Wir haben ihn schon tüchtig aufgeholt, Capitain, und wenn wir noch ein paar Stunden so fort segeln, haben wir ihn seitlängs. Wie mir scheint, ist es ein harter Segler, der nicht besonders vor seinen Linnen wegpeitscht."

„Hat vielleicht schwer geladen!" schmunzelte Blonk.

„Möglich. Aber der Rumpf ist schon so weit

aus dem Wasser, daß man ihn vollständig übersehen kann. Sein Umfang scheint mir nur geringe."

„So kann die Ladung dafür um so werthvoller sein," entgegnete Blonk mit bedeutend schwächerer Hoffnung, als er sich von der Wahrheit der Aussage seines Steuermanns überzeugt hatte. Macht mir den Kopf nicht warm! Kajütenwächter! Bringe mir einen Schluck Genever und Wasser."

„Ich bin in diesen Gegenden bekannt, Capitain," begann der Steuermann nach einer Pause, während Blonk das verlangte Getränk wohlgefällig schlürfte, „deswegen werden Euch meine Bemerkungen nicht vorlaut erscheinen. Ich glaube, es könnte uns durchaus nicht schaden, wenn wir unser Deck klar machten und die Geschütze laden ließen . . ."

„Ihr meint, es wäre ein Pirat? He?"

„Die ganze Bauart des Schiffes und der Schnitt seiner Segel deuten darauf hin."

„So laßt uns denn auf alle Fälle gerüstet sein."

Der Steuermann ging an die Scheide des Halbdecks und rief:

„Klar Deck überall!"

„Allstunds!" war die vielstimmige Antwort, die am Backbord und am Steuerbord bis zur Vorderschanze wiederhallte, und zugleich waren hundert

Hände beschäftigt, den erhaltenen Befehl zu vollziehen.

„Hochbootsmann Ahoi!"

„Hier, Herr!"

„Seht nach Euern Kanonen; es könnte sein, daß wir bald Gebrauch davon machen müßten."

„Ihr meint, wegen des Burschen da vorne? Habe es mir gleich gedacht. — He! Hollah! Vorderschanze! An die Geschütze!"

Der Steuermann kehrte nach dem Halbdeck zurück. Blonk rief ihm entgegen:

„Ihr habt Recht! Ihr habt wahrhaftig Recht! — Ich sehe Kanonen. Dem gehen wir gleich zu Leibe. — Haltet Eure Steuertaille fest, Mann, und jagt gerade auf seine Breitseite los! — Glaubt Ihr nicht, Steuermann, daß Roberts sich ärgern wird, wenn wir ohne seinen Beistand einen bewaffneten Seeräuber nehmen? Ist ihm viel mit der Ehre gedient; sie kommt bei ihm gleich nach den Doublonen."

Der Deckmeister erschien am großen Mast und rief:

„Klar Deck überall ist's!"

„Gut das, Mann! Steht bei Euerm Werk! — Und dann, Steuermann, ist außer der Ehre noch viel irdischer Vortheil dabei. Solches Piratenvolk hat oft kostbare Summen an Bord, Edelsteine, Perlen

und dergleichen. Ihr müßt's nur nicht in der Kajüte suchen, sondern an unscheinbaren Orten, wo sonst kein Mensch etwas vermuthet; derlei Volk ist pfiffiger als der Teufel."

Der Hochbootsmann rief mit lauter Stimme über das Deck hin:

„Alles Geschütz ist klar!"

„Hab's gehört! Haltet Alles zur Hand und bei'm ersten Rufe feuert los! — Ich denke, wir sind nahe genug, um ihn aufzufordern, seine Flagge zu zeigen?"

„Wie Ihr befehlt!"

„Aber erst hißt die unsrige, und damit sie ihm gewiß nicht entgeht, laßt sie vom großen Topp abwehen."

Und gleich darauf entfaltete sich die kurbrandenburgische Flagge am großen Topp der „Dorothea."

Einige Minuten vergingen; der fremde Segler erwiederte das Zeichen nicht.

„Der Kerl rührt sich nicht. Brennt ihm eine Kugel auf sein Plankenwerk!"

Ein wohlgezielter Schuß fiel von der Vorderschanze; die Kugel sauste durch das Takelwerk des Seglers, ohne sonderlich zu schaden.

„Ho! Ho! Schade um das Stück Eisen, das nutzlos vorbeiflog. — Giert nicht weiter nach dem

Lee mit dem Schiffe, Ihr da am Steuer! Den Luf, den wir noch haben, müssen wir behalten. — Hollah, da regt sich's. Scheint, die Kerle haben bis dahin geschlafen und unsere Kugel habe sie erst geweckt. Was wird das?"

Oben an der Gaffel des fremden Seglers erschien eine blutrothe Flagge mit schwarzem Rande.

„Das ist die Piratenflagge!" rief Blonk erregt. „Frisch! Feuert auf ihn ein! Kajütenwächter! Genever und Wasser für mich, und für das Volk überall. Feuer! Feuer!"

Und „Feuer! Feuer!" rief es von hinten nach vorne und die Kanonen der Vorderschanze schleuderten ihre schweren Eisenstücke auf die Breitseite des Piraten.

Bis zu diesem Augenblicke hatte der Pirat noch immer gehofft, er werde dem ihm überlegenen Feinde durch die Flucht entkommen; er hatte Segel auf Segel gehäuft, so viel sein Masten- und Spiehrenwerk nur irgend zu tragen im Stande war. Jetzt aber, als er sah, daß die Fregatte ihm mit jeder Minute näher kam, die überdies seinen ganzen Luf bestrich, barg er den größten Theil seiner Segel, schoß fast in den Wind und zeigte die blitzenden Kanonen seines Backbords dem heranbrausenden Feind.

„Der weis't uns gleich die Zähne, soviel er deren hat! Das mag ich leiden; die Bestie hat Courage! Laßt feuern, Steuermann! Feuer, Feuer und Feuer ohne Ende."

Und ein mörderisches Feuer brach über den Piraten los, der seinerseits unter wildem Geschrei seine Kanonen auf die Fregatte mit solcher Sicherheit richtete, daß die Kugeln mächtig gegen deren Breitseiten schlugen und sich so tief in das Holz einbohrten, daß die Splitter umherflogen.

Gleich darauf hatte er mit überraschender Schnelligkeit gewendet, und die zweite Lage brach mit derselben Vernichtung über die Fregatte herein.

Gottlieb Schwalbe war von dem ersten Moment des Gefechtes an auf die Vorderschanze geeilt und hatte sich treu zu dem Hochbootsmann gehalten. Er hatte am Bord des „Kurprinz" zwar noch kein Gefecht bestanden, aber bei den Uebungen, denen er fleißig beigewohnt, hatte er alle Handgriffe gelernt und konnte dem kommandirenden Offizier der Back ein treuer Gehülfe sein.

„Der Donner, mein Junge, Du verstehst schon mehr als Schuhflicken."

„Ja, Herr Hochbootsmann. Laßt mich auch einmal eine Kanone abfeuern."

„Willst? Da hast 'ne Lunte! Das Stück da! Rühre Dich!"

„Bumm! Da ist's fertig. Das war mein erster Schuß! Wenn ich nur sehen könnte, wo die Kugel blieb; aber es ist Alles voll Dampf."

„Den Wischer her, Junge! — Du siehst schwarz aus und weiß, zu gleicher Zeit; bibberst vor Frost, und der helle Schweiß steht Dir vor der Stirn. Wie ist Dir denn zu Muthe?"

„Weiß nicht. Aber mir ist so wunderlich, daß ich fluchen und saccermentern könnte ohne Ende, und mit dem Wischer da um mich schlagen möchte auf Freund und Feind."

„Aus dem Wege!" schrie der Hochbootsmann, indem er Gottlieb Schwalbe über den Haufen warf, während er selbst zurückprallte und in dem Moment sauste eine schwere Kugel zwischen ihnen durch, die große Splitter vom Fockmast riß, und die auf dem Verdecke stehende Barkasse zertrümmerte.

„Dank Euch, Herr! Will's Euch nicht vergessen!" rief Gottlieb Schwalbe, sich wieder aufraffend. „Das sollen mir die Satans-Piraten bezahlen!"

Die beiden Schiffe hatten sich unter fortwährendem Feuern so sehr genähert, daß die Kanonen schweigen mußten. Auf beiden Verdecken standen sich die

Männer, mit Aexten, Säbeln und Piken bewaffnet, einander drohend gegenüber und erwarteten das Zusammenstoßen, um auf Tod und Leben zu kämpfen. Einzelne hatten sich hinter den Schanzkleidungen versteckt, und zielten so sorgfältig, daß sie ihren Mann im dichten Pulverdampf fast immer trafen.

„Klar zum Entern!" rief Blonk von der Galerie.

„Klar zum Entern!" wiederholten die Steuerleute vom Halbdeck.

„Klar ist's!" ertönte der jauchzende Zuruf von allen Seiten.

„Es lebe unser gnädigster Herr Kurfürst! Und nun vorwärts in Gottes Namen!"

„Vorwärts! Hoch Brandenburg!" war das allgemeine Geschrei.

Und in diesem Augenblicke stießen die beiden Schiffe zusammen. Die Enterpiken bohrten sich ein, die Haken fielen herüber und hinüber.

Zwölftes Kapitel.

Auf dem Verdecke fand ein heftiges Gefecht zwischen den Brandenburgern und den merikanischen Piraten statt. Hartnäckig schlug man sich von beiden Seiten, bis endlich die Letztern dem Muthe und der Ausdauer ihrer Gegner unterlagen. Der größte Theil der Seeräuber ward niedergemacht; Viele sprangen, um einem schimpflichen Tode zu entgehen, mit Wunden bedeckt, freiwillig über Bord; nur Wenige fielen unversehrt in die Hände der Brandenburger. Diese wurden mit Ketten belastet und in den untern Raum der Fregatte geworfen, wo man sie scharf bewachte, bis ihre Stunde gekommen war.

Noch war die Schlacht nicht völlig beendigt, und man kämpfte noch hier und da auf dem Verdecke des Piraten in einzelnen Gruppen, als Gottlieb Schwalbe, der bis dahin an der Seite des Hochbootsmanns treulich ausgehalten hatte, sich vorsichtig aus dem

Gefechte zurückzog. Hastig prüfte er, ob er sein Messer bei sich habe, warf die Handspake weg, mit welcher er blindlings um sich geschlagen hatte, und sprang in die Wanten, um die Gaffel zu erreichen. Auf der äußersten Spitze derselben angekommen, durchschnitt er die Flaggenleine, riß die Flagge selbst in kleine Fetzen und streute sie mit einem lauten Hurrah in den Wind.

Capitain Blonk, der sich bereits aus dem Gefecht zurückgezogen hatte, sah vom Halbdeck aus das Beginn des Jungen und fing laut an zu lachen.

„Da! Neues Tollmannswerk! Das kommt davon, wenn die befahrnen Matrosen sich hinsetzen, wie alte Weiber, und den jungen Deckläufern von Heldenthaten und was weiß ich erzählen. Hat der Bursche gehört, daß die Dänen und Schweden, die Engländer und Franzosen sich gegenseitig die Flagge herunterschneiden und denkt nun, es sei bei einem schäbigten Piraten eben so. Bei alledem ist es ein gutes Stück Arbeit und es ist mein Befehl, daß man ihn darum nicht hänseln soll."

Capitain Blonk hatte unterdessen seine Dispositionen getroffen. Das Piratenschiff sollte von einem Theile der Mannschaft der „Dorothea" besetzt werden und unter brandenburgischer Flagge gegen die

Spanier und die Piraten kreuzen. Der Oberbefehl ward dem dritten Steuermann übertragen und Diesem unter Andern Gottlieb Schwalbe zugetheilt, der gar nicht in die Schiffsliste eingetragen worden. Capitain Blonk hatte sich einige Zeit vorher in die Kajüte des Piraten begeben und mußte dort zufriedenstellende Aufschlüsse der verschiedensten Art empfangen haben, denn er war überaus leutselig gegen Jeden und rieth dem neuen Prisenmeister dringend an, zuerst den „Kurprinz" aufzusuchen und sich von dem Commandeur desselben noch einige Leute zur bessern Bemannung seines Fahrzeuges auszubitten.

Das Signal ward gegeben. Die Enterpiken wurden zurückgezogen, die Fregatte gierte ab und steuerte ihren früheren Compasstrich. Der Prisenmeister brachte sein Schiff auf den Cours, auf welchen er Jakob Roberts anzutreffen hoffen durfte, gab Gottlieb Schwalbe den Befehl, die Kajüte für ihn in wohnlichen Stand zu setzen, und ging dann auf dem Halbdeck mit demjenigen wohlthuenden Gefühl auf und ab, das jeder Schiffsoffizier niedern Ranges empfindet, der sich aus seiner untergeordneten Stellung plötzlich zu der Würde eines selbstständig Kommandirenden erhoben sieht.

Der Piraten-Hauptmann mußte ein Freund der

Behaglichkeit gewesen sein, denn Alles war untadelhaft eingerichtet und in bester Ordnung. Nur das Schreibepult stand auf, vielleicht hatte Capitain Blonk vorher darin . . . nach den Schiffspapieren gesucht. Gottlieb Schwalbe fand wenig zu thun, und ging der Capitains-Kammer zu, um nach den Kojen zu sehen. Aber plötzlich stand er still; es war ihm, als vernehme er ein leises Stöhnen. Er hielt den Athem an und lauschte so angestrengt er konnte. Das Stöhnen wiederholte sich. Rasch trat er ein. Die Kammer war leer.

Sein Herz klopfte bang. Die Sagen vom Klabautermännchen und andere unheimliche Erzählungen, die er vernommen, kamen ihm in den Sinn. Er sah sich ängstlich um und fuhr zusammen, als er es längs der Scheerwand rascheln hörte.

„Ist hier Jemand?" rief er in Todesangst.

„Hier! Hier!" antwortete eine Stimme mit gedämpftem Tone und zwei dumpfe Schläge ertönten gegen die hohle Scheerwand.

Gottlieb Schwalbe raffte sich gewaltsam zusammen:

„Sei es, was es sei. Es wird mich nicht gleich fressen, und am Ende sind es gar Gefangene, die diese argen Seeräuber eingesperrt haben."

Mit den Worten tappte er längs der Wand,

hinter welcher er das Geräusch gehört hatte. Er mußte, ohne es zu wissen, eine verborgene Feder berührt haben, denn plötzlich fuhr die Wand mit lautem Geprassel auseinander. Man sah in einen dunklen Raum, und aus demselben trat ein alter Mann, zitternd vor Todesangst, ein kleines Mädchen umklammernd, das die Hand vor die Augen hielt, weil der plötzliche Lichtschein sie blendete.

„Was hat das zu bedeuten?" rief Gottlieb Schwalbe erstaunt. „Wer seid Ihr? — Gehört Ihr auch zu dem Piraten-Gesindel . . .?"

Er konnte nicht weiter sprechen, denn das kleine Mädchen wandte sich plötzlich um und sah den Fragenden mit so bekümmertem Blicke an, daß ihm das Wort auf der Lippe starb.

„Was ist das für ein liebes Kind! Es hat gerade so ein Gesicht, wie der kleine Engel auf dem Altarbilde in der Berliner Nicolaikirche. Wer seid Ihr denn, Herr?"

„Armer Gefangener!" entgegnete der Alte mit fremdländischem Accent und suchte darauf das Kind zu beruhigen, das sich furchtsam an ihn schmiegte.

Der Alte sprach liebkosend einige Worte zu dem Kinde, aber Gottlieb Schwalbe unterbrach ihn rasch:

„Das ist holländisch, was Ihr sprecht. Ich ver-

stehe auch einige Worte von dieser Sprache, die mich meine Mutter gelehrt hat. Wenn Ihr arme Gefangene seid, so dankt Gott für das, was geschehen ist; es sind nun doch ordentliche Christenmenschen an Bord und Ihr werdet Eure Freiheit wieder bekommen."

Der Alte fragte hastig nach den Vorgängen des Tages; Gottlieb Schwalbe berichtete Alles, und sagte dann:

„Ich muß es dem Prisenmeister melden, daß ich Euch gefunden habe. Wird Der sich wundern! Aber kommt doch vollends aus dem dunklen Loche."

Sie traten in die eigentliche Kajüte. Das kleine Mädchen schrie vor Entsetzen laut auf und eilte in den dunklen Verschlag zurück. Gottlieb Schwalbe sprang vor und erblickte am Eingange der Kajüte ein vor Zorn und Wein glühendes Piratengesicht, aus dessen verzerrten Zügen jede mögliche Tücke sprach."

„Hollah Ahoi! Deck Ahoi! Volk Ahoi!" schrie Gottlieb Schwalbe, während der Alte sich zu dem Kinde geflüchtet hatte. Aber seine Stimme war viel zu schwach, um oben gehört zu werden, wo man sich damit beschäftigte, das zerschossene Takel-, Spiehren- und Plankenwerk nothdürftig zusammen zu flicken und an nichts weniger dachte, als daß in dem Raum

des Schiffes noch ein betrunkener Pirat verborgen sei, der der allgemeinen Metzelei entkommen war. Er war so eben aus seinem viehischen Rausche erwacht und da er das Schiff von Fremden besetzt fand, war er gesonnen, sein Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Er schwang ein zwei Fuß langes Messer um den Kopf und bereitete sich, mit einem lauten Fluche, auf Gottlieb Schwalbe zu stürzen, als Dieser, unwillkürlich zurückweichend, einen Blick in die Koje des Piraten-Hauptmanns warf.

„So oder so!" sprach er in sich hinein. „Ich bin gewiß hin, aber vielleicht auch er" . . . und seinen Gedankengang unterbrechend, stürzte er mit rückgewandtem Gesicht nach der Koje, riß ein langes Pistol von der Wand und drückte es auf den Piraten ab, der schon nahe an ihn herangekommen war. Mit dem lauten Ausrufe: „Caracco demonio!" taumelte Dieser zurück und brach zusammen.

Gottlieb Schwalbe stand bleich, zitternd, keines Wortes mächtig; die Waffe entsank seiner Hand und sein Auge haftete fest auf den Piraten, der sich im Todeskampf am Boden wälzte.

Der Schuß hatte Alles am Bord allarmirt. Der Prisenmeister, aufgeschreckt aus den verführerischen Feenträumen, die ihm das Luftschloß künftiger Größe

enthüllten, eilte fluchend die Treppe hinab, von zwei Matrosen gefolgt. Voll Staunen blieben sie bei dem unerwarteten Schauspiel stehen, das sich ihnen bei dem Eintritte in die Kajüte darbot.

Aber endlich löste sich das Band der Zungen und es fand eine allgemeine Verständigung statt. Der alte Mann hieß Willem van dem Bosche und war der Eigenthümer eines nach Meriko bestimmten holländischen Kauffahrers. Der Pirat hatte ihn aufgebracht, die kostbare Ladung auf einer Piraten-Insel geborgen, das Schiff selbst aber in den Grund gebohrt. Während dieser Unglücksfälle waren der Sohn des Schiffsherrn und dessen junges Weib als Opfer der Piraten gefallen, ihn selbst und seine Enkelin hatte der Hauptmann mit sich fortgeführt, um für ihre Freiheit ein tüchtiges Lösegeld zu erpressen. Mynheer Willem van dem Bosche dankte seinen Befreiern herzlich, und versprach, wenn man ihn in Meriko an's Land setze, wolle er ihnen freiwillig das Lösegeld zahlen, welches er den Piraten hätte gezwungen geben müssen.

Der Prisenmeister warf sich in die Brust:

„Ich werde sehen, was ich thun kann, um Euerm Wunsche zu willfahren. Von einem Lösegelde kann nicht zwischen uns die Rede sein, denn Ihr seid nicht meine Gefangenen und ich bin kein Seeräuber. Was

ich thue, geschieht aus Pflichtgefühl, zum Ruhme Gottes und zur Ehre meines Durchlauchtigsten Herrn, des Herrn Kurfürsten von Brandenburg. Seid Ihr aber glücklich zu den Euern und zu Euerm Wohlstande wieder zurückgekehrt, und Ihr wollt mir aus freiem Antriebe ein Angedenken senden, wobei ich mich Eurer bestens erinnern kann, so werde ich das nicht zurückweisen — weder für mich, noch für meine Leute."

„Er ging, in der vollsten Ueberzeugung, die Uneigennützigkeit seines Charakters in das rechte Licht gesetzt zu haben, auf das Verdeck zurück und setzte seinen früher unterbrochenen Spaziergang mit großem Gleichmuthe fort, nachdem er noch Gottlieb Schwalbe wegen seines raschen Entschlusses belobt und befohlen hatte, daß man die Leiche des Piraten über Bord werfen und die Kajüte von den Blutspuren säubern solle.

„Und Euer Schuldner bin ich noch ganz besonders," wandte sich der Kaufmann an Gottlieb Schwalbe. „Nicht nur, daß Ihr uns aus jenem Verschlage befreitet, der für uns so lange ein peinliches Gefängniß gewesen war, habt Ihr auch unser Leben gerettet, denn jener letzte Räuber hätte uns unfehlbar getödtet . . ."

„Na, darauf brauche ich mir nicht besonders viel einzubilden!“ sagte Gottlieb Schwalbe lachend, „denn ich griff, ohne dabei viel zu denken, nach dem Pistol und drückte ab. Hätte ich ihn nicht getroffen, wäre wohl die Reihe zuerst an mich gekommen, unterdessen hättet Ihr noch immer zu Deck flüchten können.“

„Nun, das findet sich, mein wackrer Junge; wir wollen später schon sehen . . . Laß uns nur erst das Land erreicht haben.“

Darauf wandte er sich zu dem kleinen Mädchen und sie zärtlich liebkosend, sagte er:

„Du mußt aber jetzt nicht mehr so ängstlich sein, gutes Kathrinchen.“

„Nein, Großvater! Komme ich denn nun wieder zu Vater und Mutter?“

„Das arme Kind! . . . Es hat keine Aeltern mehr.“

Gottlieb Schwalbe betrachtete das kleine Mädchen mit inniger Theilnahme.

„Ein Waisenkind, sagt Ihr? Da theilen wir ein gleiches Schicksal.“

„Warum habe ich denn keine Aeltern mehr, Großvater? Du hast mir doch gesagt, sie wohnten in dem schönen Lande, wo die Englein singen und wohin ich auch komme.“

„Ja, mein Kind, nach dem Lande kommen wir freilich einmal Alle! . . . Das arme Geschöpf."

„Da siehst Du also, daß ich meine Aeltern noch habe, meine lieben Aeltern."

Und sich zu Gottlieb Schwalbe wendend, dessen Hand sie ergriff, fuhr sie fort:

„Da werden auch Deine Aeltern sein; ganz gewiß werden sie."

„Das ist ein gar zu liebes Kind . . . . Aber, ich stehe hier und plaudere mit Euch, während ich oben sein sollte, wo es alle Hände voll zu thun giebt . . . . Was für ein freundliches Gesicht; man kann sich gar nicht satt daran sehen. Und die lieben Augen! . . . . Ich muß wahrhaftig fort . . . . Bleibt einstweilen hier unten, lieber Herr . . . . Ich will mich schon bei dem Herrn Prisenmeister erkundigen, in welchem Theile des Schiffes Ihr Eure Wohnung aufschlagen sollt; sobald ich das weiß, werde ich es so gut einrichten, als es nur möglich ist, so daß Ihr dort in Frieden schlafen könnt, bis Ihr zu Lande seid; Ihr und das liebe Kind da."

Er ging, nicht ohne sich noch einmal nach Kathrinchen umzusehen, die ihm freundlich lächelnd zunickte, auf das Verdeck.

Drei Tage gingen in großer Einförmigkeit vor-

über. Als am vierten Morgen der Tag anbrach, stahlen sich die ersten lichten Schimmer durch tief herabhängende Wolken; die See brauste und schäumte, dichte Schaaren von Vögel, die sichern Boten des nahen Landes, schwirrten unruhig in der Luft umher, am fernen Horizont erbaute sich, fast bis zum Zenith emporreichend, Gewölk auf Gewölk; Fische sprangen aus den dumpf zusammenbrechenden Wellen und fielen lautlos in die See zurück, welche siedete und brodelte, wie ein von den Gluthen des Feuers umwallter Kessel . . . .

Das Alles sind die sichern Anzeichen eines nahen Sturmes in den tropischen Gewässern.

„Der Teufel hol's!" brummte der Prisenmeister. „Da bin ich nun unter Land gelaufen, weit weg von Blonk, Roberts und der „Dorothea" . . . . Hollah, alle Mann, achtet auf Euer Werk und seht nach dem laufenden Gut! . . . Wir können jetzt den Uebermuth büßen! . . . Verflucht! Was habe ich nun von seinem Andenken, wenn ich vorher ersaufe? . . . He, Hollah, Mann am Steuer! Seht Ihr nicht die Bue auf dem Wasser? Luft an zum Teufel!"

„Angeluft ist, Herr! Aber das Schiff folgt dem Steuer nicht mehr, es hat zu wenig Fahrt! Wir müssen schon die Bue an uns kommen lassen."

„Los das Topsegelfall! Werft die Pic herunter! Alle Segel außer Kraft und zu Deck! . . . . Angeluft!"

Und mit der wüthenden Gewalt des tropischen Sturmes brach es so schnell über das Prisenschiff herein, daß sich dies fast auf die Seite legte und die hochschäumenden Wasserberge darüber hinstürzten. Mühsam richtete es sich wieder auf, aber das Bild der Zerstörung gab sich kund von der Back bis zur Schanze. Die Maste schwankten und fielen, stückweise vom Sturm zerrissen, in die wilde See. Von der Macht einer ungekannten Strömung fortgerissen, der nichts zu widerstehen vermochte, ward das Schiff mit fliegender Eile der aufleuchtenden Brandung entgegen gerissen, die sich schon von ferne gleich rollenden Donnern vernehmen ließ.

Da vernahm man von den vor Grauen erbleichten Männern einen Schrei des Entsetzens.

Auf dem finstern Grunde des Horizontes bildeten sich plötzlich noch schärfere Umrisse. Die dunkle Wolkenmasse schwankte, aber Jene standen fest.

Es war ein granitnes Ufer, das seine Felshäupter riesengroß emporstreckte.

Und finstrer senkte sich die Nacht auf das empörte Meer.

Am andern Morgen trieben nur einzelne Trümmer in der Brandung.

Hoch auf den weißen Ufersand geschleudert, lagen in tiefem Schlafe Willem van dem Bosche und seine Enkelin. Ihnen zur Seite Gottlieb Schwalbe.

Rings umher war es still und einsam. Keiner ihrer Gefährten war der Wuth der Elemente entronnen. So weit das Auge reichte, unfruchtbare Felsen und glühend heißer Sand, vor ihnen die brausende See.

Aber die Schläfer lagen ruhig da mit lächelndem Angesicht.

Das Auge der Vorsehung überwachte sie.

Ende des zweiten Theils.

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

6 m 3 704
D